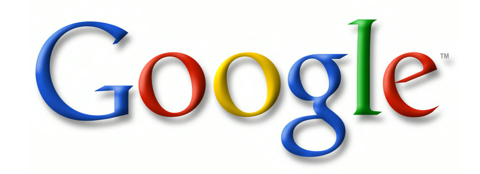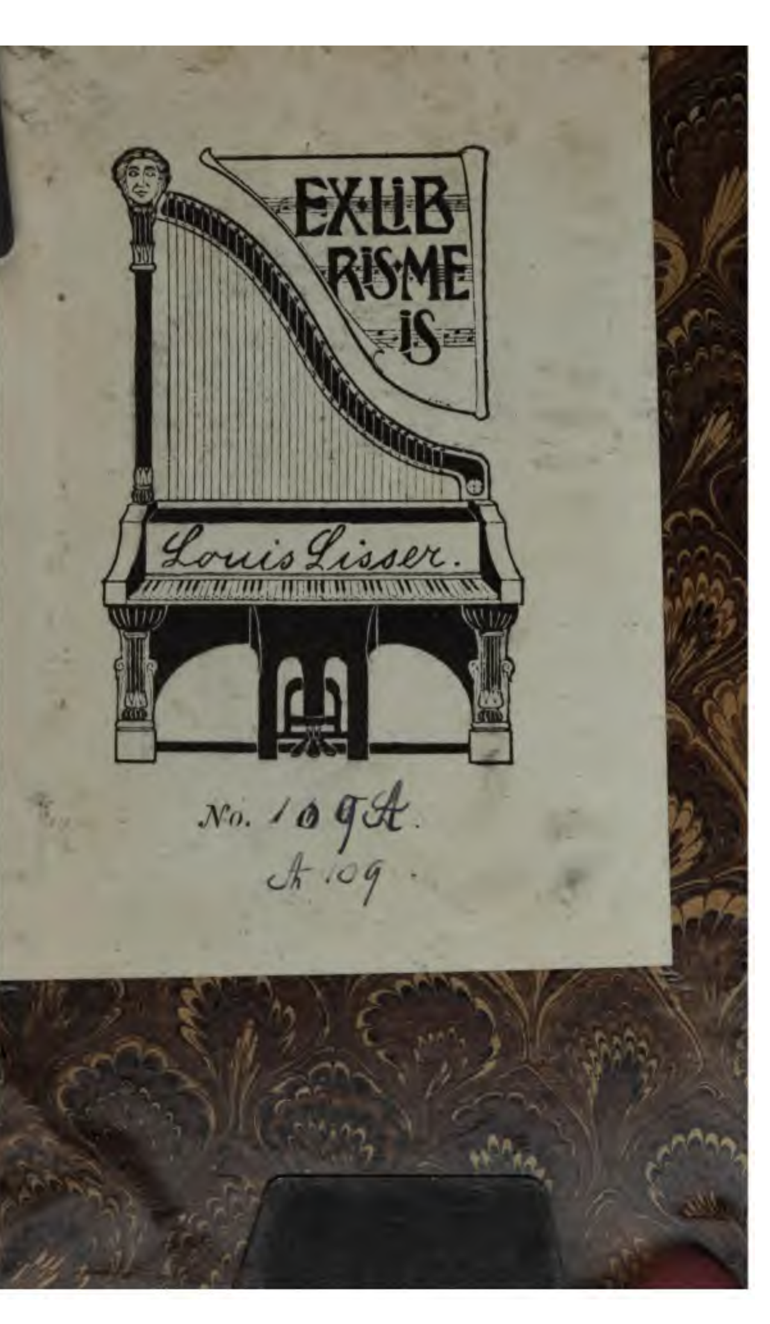
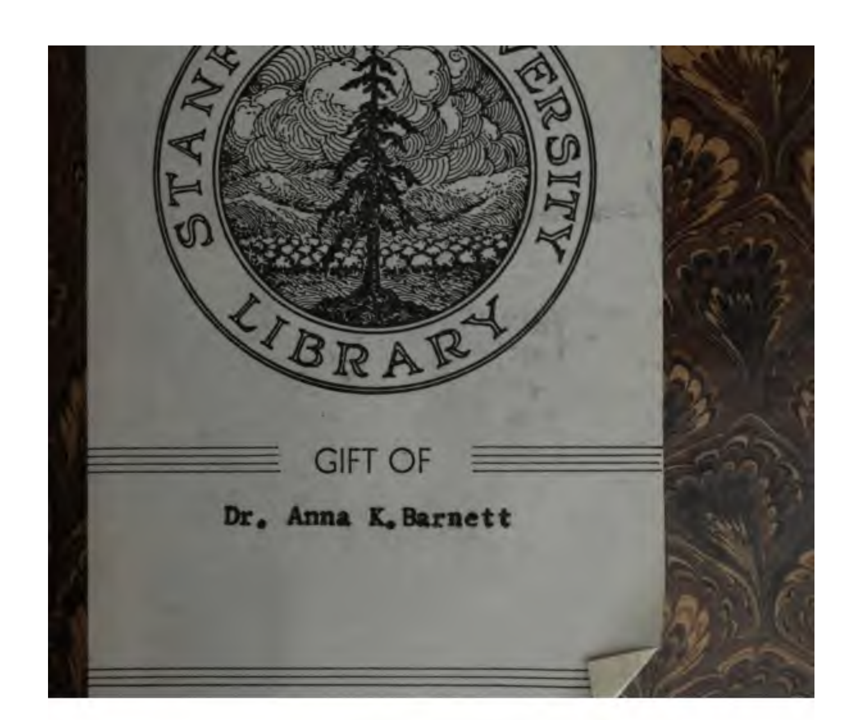



EX·LIB
RIS·ME
IS
Louis Lisser.
No. 109A.
A 109.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
GIFT OF
Dr. Anna K. Barnett



Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Vierte Ausgabe in sechzehn Bänden.

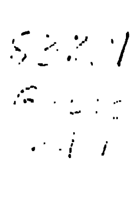
Fünfzehnter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1887.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.



Selbstbiographie.

1791—1836.



Die Akademie fordert mich (nunmehr zum dritten Male) auf, ihr meine Lebensumstände zum Behufe ihres Almanachs mitzutheilen. Ich will es versuchen; nur fürchte ich, wenn sich das Interesse daran einstellen sollte, zu weitläuftig zu werden. Man kann ja aber später abkürzen.

Ich bin zu Wien am 15. Jänner 1791 geboren. Mein Vater war Advokat, ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann. Da seine Geschäfte und seine natürliche Verschlossenheit ihm nicht erlaubten, sich mit seinen Kindern viel abzugeben, er auch starb, ehe ich volle achtzehn Jahre alt war, und in den letzten Jahren seines Lebens Krankheit, die gräßlichen Kriegsjahre und der durch Beides herbeigeführte Verfall seiner häuslichen Umstände jene Verschlossenheit nur vermehrten, so kann ich von dem Innern seines Wesens mir und Andern keine Rechenschaft geben. Sein äußres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, war aber ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Früher einen eigenen, später einen gemietheten Garten selbst zu bearbeiten und Blumen aller Art zu ziehen, machte beinahe seine einzige Erheiterung aus. Nur auf Spaziergängen, bei denen er, auf unglaubliche Entfernungen, manchmal die ganze Familie, häufig aber auch nur mich, noch als Kind, mitnahm, wurde er froh und mittheilsam. Wenn ich mich erinnere, daß es ihm bei solchen Spaziergängen am Ufer der Donau Vergnügen machte, den Inseln im Flusse, nach Art der Weltumsegler, selbstgewählte Namen zu geben, so muß ich glauben, daß in früherer Zeit die Regungen der Phantasie ihm nicht fremd gewesen sein müssen, ja noch später, in den Jahren meiner Lesewuth, konnte ich ihm kein größeres Ver-

gnügen machen, als wenn ich ihm Romane, aber ausschließlich Ritter- und Geistergeschichten, zutrug, die dann der ernste Mann, am schwedischen Ofen stehend und ein Glas Bier dazu trinkend, bis in die späte Nacht hinein las. Neuere Geschichten waren ihm wegen ihres Conventionellen zuwider.

Meine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte sich mit ihren Kindern, suchte Ordnung herzustellen, die sie, die Wahrheit zu sagen, selbst nicht gar genau hielt, und lebte und webte in der Musik, die sie mit Leidenschaft liebte und trieb.

Ich war der älteste von drei Brüdern, zu denen erst spät, als ich schon ziemlich erwachsen war, ein vierter hinzukam. Man hielt mich für den Liebling meines Vaters, obwohl er mir nie ein Zeichen davon gab. Im Gegentheile unterhielt er sich am Liebsten mit dem Dritten, der ihn, von Geschäften ermüdet, durch unschädliche Wunderlichkeiten in seinem Entwicklungsgang erheiterte. Der Zweite war ihm durch sein trotziges und störrisches Wesen beinahe zuwider.

Ueberhaupt kann man sich vetschiedenere Charaktere als diese drei Brüder nicht denken. Von dem Zweiten ist schon die Rede gewesen. Der Dritte war ein bildschöner Knabe und dadurch von den Weibern verhätschelt. Da nun zugleich meine Mutter, wenn der Lärmen zu arg wurde, kein Mittel wußte, als die Schuldigen zu sich zu rufen und, in Form von Strafe, zu verhalten, an einem „Strumpfband" zu stricken, so hatte der Jüngste die Sache ernsthaft genommen und strickte und stickte wie ein Mädchen. Er hatte sich drei Ecken des Zimmers mit gedachten und auch benannten Frauen bevölkert, denen er wechselweise Besuche abstattete. Mein Vater, Abends im Zimmer auf- und niedergehend, versuchte ihm auch für die vierte Ecke eine vierte Frau aufzudringen, die aber, da der vorgeschlagene Name den Spott gar zu deutlich an sich trug, der Knabe durchaus nicht acceptirte.

Durch diese Grundverschiedenheit von meinen Brüdern entfernt gehalten, und da unser Vater zugleich sich von jeder Bekanntschaft abschloß, wuchs ich in völliger Vereinzelung heran.

Um das Formlose und Trübe meiner ersten Jahre begreiflich zu machen, muß ich sogar unsere Wohnung beschreiben.

Mein Vater, mit der Absicht zu heirathen umgehend, suchte Quartier. Einmal Abends bei einem Bekannten zu Gaste, kann er nicht fertig werden, die Wohnung des Wirthes zu loben. Zwei ungeheure, saalähnliche Zimmer; den Zugang bildend ein minder großes, ganz geeignet für die Kanzlei des Advokaten, nach rückwärts noch einige Gemächer, zum Schlafzimmer und sonstigen Bedarf. Seinen ausgesprochenen Wünschen kommt der Inhaber der Wohnung mit der Aeußerung entgegen, wie es leicht sei, sich den Besitz alles Dessen zu verschaffen. Er selbst habe die Wohnung aufgekündet, und unter den Geladenen befinde sich der Hausherr, mit dem er sogleich sprechen könne. Gesagt, gethan. Die Männer geben sich den Handschlag, und mein Vater hat, was er wünscht. Er hatte bemerkt, daß die Fenster der Wohnung nach zwei Seiten gehen. Was war also natürlicher, als daß die Eine Hälfte die Aussicht auf die Straße, den „Bauernmarkt" hat und die andere in den ziemlich geräumigen Hof des Hauses. Bei späterer Besichtigung aber fand sich, daß es mit der Aussicht in den Hof allerdings seine Richtigkeit habe, die zweite Hälfte aber in ein enges, schmutziges Sackgäßchen ging, von dessen Existenz sogar viele Menschen in Wien gar keine Kenntniß haben.

In diesem Hause wurde ich geboren und verlebte meine ersten Knabenjahre. Finster und trüb waren die riesigen Gemächer. Nur in den längsten Sommertagen fielen um Mittagszeit einzelne Sonnenstrahlen in das Arbeitszimmer unseres Vaters, und wir Kinder standen und freuten uns an den einzelnen Lichtstreifen am Fußboden.

Ja auch die Eintheilung der Wohnung hatte etwas Mirakuloses. Nach Art der uralten Häuser war es mit der größten Raumverschwendung gebaut. Das Zimmer der Kinder, das so ungeheuer war, daß vier darin stehende Betten und einige Schränke kaum den Raum zu verengen schienen, empfing sein Licht nur durch eine Reihe von Glasfenstern und eine Glas-

thüre von einem kleinen Hofe auf gleicher Ebene mit dem Zimmer, also wie das Zimmer selbst im ersten Stockwerke. Dieser Hof war uns streng versperrt, wahrscheinlich in Folge einer Convention mit dem grämlichen Hausherrn, der den Lärm der Kinder scheute. Hierher verlegten wir im Gedanken unsere Luft- und Sommerfreuden.

Nächst der Küche lag das sogenannte Holzgewölbe, so groß, daß allenfalls ein mäßiges Haus darin Platz gehabt hätte. Man konnte es nur mit Licht betreten, dessen Strahl übrigens bei Weitem nicht die Wände erreichte. Da lag Holz aufgeschichtet. Von da gingen hölzerne Treppen in einen höhern Raum, der Einrichtungsstücke und derlei Entbehrliches verwahrte. Nichts hinderte uns, diese schauerlichen Räume als mit Räubern, Zigeunern, oder wohl gar Geistern bevölkert zu denken. Das Schauerliche wurde übrigens durch eine wirkliche, lebende Bevölkerung vermehrt, durch Ratten nämlich, die in Unzahl sich da herum trieben und von denen einzelne sogar den Weg in die Küche fanden. Ein bei uns lebender Neffe meines Vaters und mein zweiter Bruder begaben sich manchmal, mit Stiefelhölzern bewaffnet, auf die Rattenjagd, ich selbst konnte mich kaum ein paarmal entschließen, das Gewölbe zu betreten und mir Angst und Grauen zu holen.

Von der Küche ab ging ein zweiter langer Gang in ein bis zu einem fremden Hause reichendes, abgesondertes Zimmer, das die Köchin bewohnte, die in Folge eines Fehltritts mit dem, auch Schreibersdienste leistenden, Bedienten verheirathet war, welche Beide dort eine Art abgesonderten Haushalt bildeten. Sie hatten ein Kind und zu dessen Wartung ein halberwachsenes Mädchen, als Magd der Magd. Der Zutritt auch zu diesem Zimmer war uns verboten, und wenn manchmal das schmutzige Mädchen mit dem unsaubern Kinde, wenn auch nur im Durchgange erschien, so kamen sie uns vor, wie Bewohner eines fremden Welttheils.

In den ersten Jahren seit dem Erwachen meines Bewußtseins wurde das Traurige unserer Wohnung dadurch gemildert,

daß mein Vater gemeinschaftlich mit seiner Schwiegermutter und einem seiner Schwäger ein großes Haus in Enzersdorf am Gebirge kaufte, das Raum genug bot, um drei Familien ganz abgesondert von einander zu beherbergen. Das Beste daran war ein weitläuftiger Garten, in dem mein Vater, wenn er von Samstag Abend bis Montag Morgen hinauskam, seiner Gärtnerlust nachhing. Für uns Kinder wurde der Genuß dieses Gartens durch einen — wie es uns damals vorkam — sehr großen Teich gestört, der sich an einem Ende desselben befand und der, obwohl man ihn mit einer schwachen Barriere eingefaßt hatte, doch eine immerwährende Gefahr des Hineinfallens darbot. Da war denn der Gebote und Verbote kein Ende, und an ein Herumlaufen ohne Aufsicht war gar nicht zu denken. Besonders hatte der, der Gartenmauer zugekehrte hintere Rand des Teiches, der nie betreten wurde, für mich etwas höchst Mysteriöses, und ohne etwas Bestimmtes dabei zu denken, verlegte ich unter die breiten Lattichblätter und dichten Gesträuche alle die Schauder und Geheimnisse, mit denen in unserer Stadtwohnung das „Holzgewölbe" bevölkert war. Wir wurden zwar nicht mit Gespenstern bedroht oder geschreckt, demungeachtet als ich und mein zweiter Bruder einmal in dem gemeinschaftlichen Saale unterm Billard ganz allein spielten, schrieen wir Beide zu gleicher Zeit auf. Als man herbeilief, erzählten wir, wir hätten einen Geist gesehen. Auf die Frage: wie er ausgesehen? sagte ich: wie eine schwarze Frau mit einem großen Schleier. Mein Bruder aber: wie ein „Hörndler" (Hirschkäfer).

Die Freude an dieser Landwohnung wurde nur zu bald gestört. Mein Vater trieb in dem gemeinschaftlichen Garten die Blumenzucht nicht ohne Pedanterie. Nun konnten sich aber meine, damals noch unverheiratheten, Tanten gar keine andere Bestimmung für Blumen denken, als, wie eine hervorkam, sie abzureißen und entweder als Strauß an die Brust zu stecken, oder in Wasser und Glas ans Fenster zu stellen. Noch ärger trieben es die schon etwas herangewachsenen und sich einer

großen Ungebundenheit erfreuenden Kinder meines Onkels. Sie liefen ohne Umstände in den Beeten herum und zertraten die Pflanzen, ehe noch an Blumen zu denken war. Da gab es denn immerwährende Klagen, das Haus wurde allen drei Parteien verleidet, und man war froh, einen Käufer zu finden. Erst einige Jahre später miethete mein Vater einen Garten in Hernals, wo wir den Sommer über wohnten und mein Vater als alleiniger Besitzer jede Störung von seinen geliebten Blumen abhielt.

Als die Sinnesart meines Vaters bezeichnend, erinnere ich mich noch, daß er einmal uns drei Kindern Peitschen machte. Meine Brüder bekamen ganz einfache, handsame, mit denen sie nach Herzenslust klatschten. Für mich, seinen vorausgesetzten Liebling aber, nahm er einen so dicken Prügel und eine so starke Schnur, daß ich damit durchaus nichts anzufangen wußte, obgleich er selbst, mich im Gebrauch unterweisend, dem ungeheuern Werkzeug weitschallende Klatsche entlockte. Er konnte sich nicht gut in die Weise der Kinder finden.

Sonst weiß ich von Enzersdorf nur noch, daß ich daselbst durch einen alten Schulmeister die Anfangsgründe der Buchstabenkunde, wohl auch des Buchstabirens empfing. Der Mann war äußerst respektvoll, und außer seiner Gestalt ist mir nur noch erinnerlich, daß er das Schmollen und Trotzen mit dem wunderlichen Namen des „Eserlbindens“ bezeichnete.

Wahrscheinlich fing schon in Enzersdorf an und setzte sich in der Stadt fort, was die Plage meiner Knabenjahre gemacht hat. Ehe ich noch den vollkommenen Gebrauch meiner Gliedmaßen hatte, setzte sich nämlich meine, für Musik begeisterte, Mutter vor, mich in die Geheimnisse des Klavierspiels einzuweihen. Noch gellt in meinen Ohren der Ton, mit dem die sonst nachsichtige Frau in ihrem Eifer die Lage der Noten: ober den Linien, unter den Linien, auf den Linien, zwischen den Linien, in mich hineinschrie. Wenn nun gar der Versuch auf dem Klavier gemacht wurde und sie mir bei jedem ver-

fehlten Tone die Hand von den Tasten riß, duldete ich Höllenqualen.

In die Stadt zurückgekommen, wurde ein eigener Klaviermeister aufgenommen. Leider war meine Mutter in der Wahl nicht glücklich. Sie verfiel auf einen Johann Mederitsch, genannt Gallus, einen, wie ich in der Folge erfuhr, ausgezeichneten Contrapunktisten, der aber durch Leichtsinn und Faulheit gehindert wurde, seine Kunst zur Geltung zu bringen. Bestellte Arbeiten konnte Niemand von ihm erhalten, eine begonnene Oper mußte der Kapellmeister Winter vollenden, ja, durch einige Zeit in Diensten des letzten Königs von Polen, ging er jedes Mal zur Hinterthüre hinaus, wenn der Wagen des Königs am vordern Thore anfuhr, so daß ihn dieser endlich entließ, ohne ihn je spielen gehört zu haben. Um nicht geradezu zu verhungern, mußte er Klavierunterricht geben, obwohl es ihm widerlich genug war. Mich gewann er lieb, aber sein Unterricht war eine Reihe von Kinderpossen. Die Finger wurden mit lächerlichen Namen bezeichnet, der schmutzige, der ungeschickte. Wir krochen mehr unter dem Klavier herum, als daß wir darauf gespielt hätten. Meine Mutter, die gegenwärtig war, begütigte er dadurch, daß er in der zweiten Hälfte der Stunde und oft darüber hinaus phantasirte und fugirte, daß ihr das Herz im Leibe lachte. Statt mir Fingersatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Baß spielen zu lassen, ja einmal componirte er, der Faule, sogar für mich ein Concert mit allen Instrumenten, das ich in seiner Wohnung aufführen mußte, bei dem, da ich gar nichts konnte, das Klavier wahrscheinlich nur einzelne Töne und Akkorde hatte, indeß die Instrumente das Uebrige thaten. Für einen Spaß konnte er sich sogar Mühe geben, zum Ernste war er nie zu bringen. Und doch war er kein Spaßmacher, mehr kindisch als scherzhaft. Da er nun zugleich in seinen Stunden sehr nachlässig war, so kam manchmal statt seiner seine Schwester, eine äußerst lange, sehr häßliche, übrigens aber vortreffliche Frau. Im Klavier-

spiele machte ich auch bei ihr keine bemerkbaren Fortschritte, dafür lehrte sie mich aber, während der nur zu häufigen Ausruhepausen, nach einer damals wenig bekannten, gegenwärtig aber, wie ich höre, häufig angewandten Lautir-Methode buchstabiren und lesen, und zwar, da ich die Buchstaben schon kannte, am Klavier sitzend, ohne Buch. Ich weiß nicht, wie es ging, aber ich konnte lesen, ehe noch Jemand eine Ahnung davon hatte.

Nun wurde beschlossen, mich in die Schule zu schicken. Man wählte dazu eine unserer Wohnung am Bauernmarkte gegenüber liegende, alle Vorzüge einer öffentlichen genießende Privat-Anstalt. Da ich die Hauptsache: fertig lesen, konnte, so ging man über den Mangel der Kenntnisse im Rechnen und der Sprachlehre hinaus und versetzte mich sogleich in die höhere, zweite Klasse. Hier machte ich es nun, wie ich es leider immer gemacht hatte, trieb Das, was mich anzog, nicht ohne Eifer, vernachlässigte aber das Uebrige. Das Einmaleins ist mir bis auf diese Stunde nicht geläufig. Einen Theil der Schuld trägt aber mein Vater, der nur immer vorwärts drängte und meinte, die versäumten Anfangsgründe würden sich schon nachholen. Später in der lateinischen Schule ging es nicht anders. Nichts aber trägt sich schwerer nach, als Anfangsgründe. In dieser Schule habe ich zwischen Lob und Tadel zwei Jahre ausgehalten, lernte ganz gut schreiben, blieb aber in Rechnen und Grammatik zurück.

Den Mangel der letztern ersetzte ich praktisch durch eine unermeßliche Leselust, die sich auf Alles erstreckte, dessen ich habhaft werden konnte. Vor der Hand waren es die biblischen Geschichten des neuen Testamentes in für Kinder bestimmter Erzählung. Was mir sonst in die Hände fiel, weiß ich nicht mehr.

Eins der frühesten Bücher, die ich las, war das Textbuch der Zauberflöte. Ein Stubenmädchen meiner Mutter besaß es und bewahrte es als heiligen Besitz. Sie hatte nämlich als Kind einen Affen in der genannten Oper gespielt und betrachtete jenes Ereigniß als den Glanzpunkt ihres Lebens.

Außer ihrem Gebetbuche besaß sie kein anderes als diesen Operntext, den sie so hoch hielt, daß, als ihr die Anfangsblätter abhanden gekommen waren, sie mit eigener Hand mühselig das Fehlende abschrieb und dem Buche beilegte. Auf dem Schooße des Mädchens sitzend, las ich mit ihr abwechselnd die wunderlichen Dinge, von denen wir Beide nicht zweifelten, daß es das Höchste sei, zu dem sich der menschliche Geist aufschwingen könne.

Wenig später fiel mir eine uralte Uebersetzung des Quintus Curtius in die Hände, wahrscheinlich als Derelikt unter altem Gerümpel auf dem Dachboden unserer Landwohnung, das mir der Hausherr, ein Tischler und Säufer von Profession, gerne überließ. Ich weiß nicht, wie oft ich das dickleibige, großgedruckte Buch mit immer neuer Begeisterung von Anfang bis zu Ende durchlas. Was ich nicht verstand, ließ ich in den Kauf gehen, um so mehr, als weder meine Mutter, noch das Stubenmädchen mir Aufklärung geben konnten; meinen Vater zu fragen aber hielt mich die Furcht ab, er könnte mir das Buch, wie schon geschehen, als für mich nicht passend, wegnehmen. Vor Allem quälte mich das erste lateinisch gedruckte Wort, mit dem der Uebersetzer oder erste Herausgeber das von Curtius verloren Gegangene erzählend beifügte. Es hieß wohl Paralipomena oder ähnlich. Stundenlang marterte ich mich, um dem Zauberworte einen Sinn abzugewinnen, aber immer vergebens. Es machte mich unglücklich.

Eben auf dem Lande, wahrscheinlich aus derselben Quelle, gerieth ich auf Heiligen- und Wundergeschichten des Pater Kochem, welche sich in meinem Kopfe mit den macedonischen Helden sehr gut vertrugen, nur daß die Thaten dieser Letzteren mir keinen Wunsch zur Nacheiferung erweckten, indeß ich glaubte, die Leiden und Qualen der Märtyrer eben so gut erdulden zu können, als jene Glaubensmänner. Ich beschloß, Geistlicher zu werden, wobei ich aber nur auf den Einsiedler und Märtyrer mein Absehen richtete. In die Stadt zurückgekehrt, wurde ein Meßkleid aus Goldpapier verfertigt; ich las die Messe,

wobei mein zweiter Bruder, der Klingel wegen, bereitwillig ministrirte. Ich predigte von einer Stuhllehne herab, wobei ich freilich als einzige Zuhörerin unsere alte Köchin hatte, die von meinem Unsinn sehr erbaut schien. Sie war auch mein Publikum am Klavier, aber nur für ein einziges Stück, das sie unaufhörlich wieder zu hören begehrte. Es war damals die Hinrichtung Ludwigs XVI. noch in frischem Gedächtniß. Man hatte mir unter andern Uebungsstücken auch einen Marsch gebracht, von dem man behauptete, daß er bei dieser Hinrichtung gespielt worden sei, in dessen zweitem Theile ein Rutsch mit einem einzigen Finger über eine ganze Oktave vorkam, welcher das Fallen des Mordbeiles ausdrücken sollte. Die alte Person vergoß heiße Thränen bei dieser Stelle und konnte sie sich nicht satt hören.

Meine kirchliche Richtung war übrigens nicht im Mindesten religiös. Mein Vater war in der josephinischen Periode aufgewachsen und mochte nicht viel auf Andachtsübungen halten. Die Mutter ging alle Sonntage in die Messe, mit dem Bedienten, der ihr das Gebetbuch nachtrug; wir Kinder kamen nie in die Kirche. Ich erinnere mich noch, daß ich später im Gymnasium, wo jeder Schultag mit einer Messe begonnen wurde, immer wie ein Wilder meine Kameraden ansehen mußte, um aus ihrem Vorgange zu merken, wo man aufzustehen, niederzuknieen oder an die Brust zu schlagen habe.

Bald darauf kam uns die Lust, Komödie zu spielen. Wie sie kam und wer sie anregte, weiß ich nicht. Wir Knaben waren äußerst selten ins Theater gekommen. Von meiner Seite war es das erste Mal, noch als Kind in eine italienische Oper mit meinen Eltern, denen ein ungarischer Graf, ein Client meines Vaters, für den Abend seine Loge überlassen hatte. Ich erinnere mich nur, daß ich mich schrecklich langweilte und höchstens eine einzige Scene mich belustigte, wo die Leute in einer Laube Chokolade tranken und der Geck des Stückes, der mit dem Stuhle schaukelte, sammt Tasse und Becher rücklings über zu Boden fiel. Darauf folgte ein Ballet, dessen Titel: die

Hochzeit auf dem Lande, mir noch jetzt gegenwärtig ist. Da ging es etwas besser, und vor Allem setzte mich in Erstaunen, daß in dem allgemeinen Tanze gegen den Schluß die Tänzer in eine auf halbe Theaterhöhe angebrachte fensterartige Oeffnung mit Einem Satze hineinsprangen. Sonst führte man uns Kinder höchstens an Namenstagen ins Leopoldstädter Theater, wo uns die Ritter- und Geisterstücke mit dem Käsperle Laroche schon besser unterhielten. Noch sehe ich aus den zwölf schlafenden Jungfrauen die Scene vor mir, wo Ritter Willibald eine der Jungfrauen aus einer Feuersbrunst rettet. Das Gebäude war eine schmale Seitencoulisse, und die Flammen wurden durch herausgeblasenes Colophonium-Feuer dargestellt; damals aber schien es mir von schauerlicher Naturwahrheit. Vor Allem aber bewunderte ich die Verwandlung eines in schleppende Gewänder gehüllten Greises, mit einer Fackel in der Hand, in einen roth gekleideten Ritter, wobei mir als das Wunderbarste erschien, daß der rothe Ritter auch eine Fackel in der Hand hielt, was eben die schwache Seite der Verwandlung war und von meinem damaligen Scharfsinn keine vortheilhafte Meinung gibt.

Außer diesen einzelnen Theaterabenden mochten zu unseren dramatischen Gelüsten auch die Erzählungen eines in unserem Hause lebenden verwaisten Neffen meines Vaters beigetragen haben, der in der Kanzlei als Schreiber verwendet wurde und der, um mehrere Jahre älter als wir, da er sich auf solche Art sein Brod selbst verdiente, einer ziemlich großen Freiheit genoß. Wie denn überhaupt mein Vater ein großer Freund von Verboten, aber nichts weniger als ein Freund von Beaufsichtigung war. Dieser Vetter, der nicht frei von einer gewissen Geckenhaftigkeit war, mochte uns nun von seinen Theatergenüssen erzählt haben, ja durch ihn bekam ich vielleicht die ersten Komödienbücher in die Hand, von denen ich mich nur noch auf „Klara von Hoheneichen" von weiland Spieß erinnere. Mein Vater nahm scheinbar oder wirklich von unsern Kunstbestrebungen keine Notiz, ja ich erinnere mich

nicht, daß er unsern Darstellungen auch nur ein einziges Mal einen Blick gegönnt hätte. Die Mutter wurde dadurch gewonnen, daß unser Klavierlehrer Gallus, der die Sache, wie jede Kinderei, mit Eifer auffaßte, sich bereit erklärte, unsere Produktionen mit Ouvertüre und Zwischenakten in freier Phantasie auszuschmücken. Diese seine Improvisationen, zu denen er, wenn die Handlung bedeutender wurde, sogar melodramatische Begleitungen fügte, verschaffte unsern Absurditäten sogar eine gewisse Celebrität. Einige Musikfreunde nämlich, worunter ein uralter Baron Dubaine, ein Vor-Mozartischer Kunstfreund, die nie Gelegenheit hatten, Gallus spielen zu hören, fanden sich nämlich, ohne sein Vorwissen, im Nebenzimmer ein, wo sie durch die fingerweit offengelassene Thüre sein Klavierspiel entzückt behorchten, ohne sich, wie natürlich, um unser Schauspiel, das sie nicht einmal sahen, auch nur im Geringsten zu bekümmern.

Daß wir nur Ritterstücke aufführten, versteht sich von selbst, die Geister wurden durch das Mangelhafte unseres Apparats von selbst ausgeschlossen. Es ging nun an eine Verfertigung von hölzernen Schwertern, mit papierenen Scheiden. Zu den Wämsern und Kollern wurden abgelegte Kleider mit Puffen und farbigen Schnüren ausstaffirt. Ich war sogar so glücklich, die untere Hälfte eines alten Atlaskleides meiner Mutter als Mantel benützen zu können. Meinem jüngsten Bruder fielen die Weiberrollen zu, und er stickte sich Gürtel und Armbänder und Halsgeschmeide aufs Prächtigste mit eigener Hand. Der mittlere mußte halb mit Gewalt gepreßt werden, und er fügte sich in die Knappenrollen nur auf die Bedingung, daß ihm in seinen Kleidern die Aermel und die Beinkleider auf halben Schenkel abgeschnitten wurden, so daß er halbnackt einherging. Aber auch so war er kaum zum Auftreten zu bewegen, sondern warf sich auf sein Bett und mußte durch vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft herabgezogen und auf die Scene gestoßen werden, wo er dann nur an den Gefechten Theil nahm. Unser Vetter Albert Koll

und ich theilten uns in die Heldenrollen, wo denn immer eine Nebenbuhlerschaft um die Person meines jüngsten Bruders zu Grunde lag, der geraubt, befreit und in jeder Art auf dem Theater herumgeschleppt wurde. Da unser Personal doch gar zu klein war, so nahmen wir mit Vergnügen den Antrag unsers Orchesterdirektors Gallus an, seine kleine Tochter Marie in die Frauenzimmerrollen eintreten zu lassen. Das Mädchen war recht artig und für ihr Alter gescheit, hinkte aber zum Unglück beträchtlich, so daß wir, ihr gegenüber, unsern Mißhandlungen doch etwas Einhalt thun mußten. Das Amt des Theaterdichters fiel mir zu. Nicht als ob ich ein Wort niedergeschrieben oder den Gang der Handlung anders, als höchst allgemein, vorausbestimmt hätte. Wir improvisirten, eine Scene gab die andere, und das Stück ging aus, wie es konnte und mochte. Nur der Ausgang der Kämpfe wurde festgesetzt, da Niemand unterliegen wollte. Ein einziges Mal entschloß ich mich zum Schreiben, als ich Klara von Hoheneichen durch Hinweglassen von zwei Drittheilen des Stückes für unsere Bühne einrichtete, wo denn vor Allem der Name des Ritters Adelungen geändert werden mußte, der mir durch seinen Gleichlaut mit dem verhaßten Adelung der Sprachlehre unerträglich prosaisch vorkam. Im Lauf eines einzigen Winters begannen und endeten unsere theatralischen Vorstellungen, wozu die nächste Veranlassung war, daß ein uns sehr entfernt verwandter, älterer Bursche unter dem Vorwand, Helme und Harnische von Pappe herbeizuschaffen, uns Geld aus unsern Sparbüchsen lockte; wo denn, als der Betrug herauskam, es sogar zu Auseinandersetzungen mit dem Vater des Schuldigen kam, und wir sowohl die Lust verloren, als unser Vater Einsprache that.

Mittlerweile, ungefähr in meinem achten Jahre, hatte ich die deutschen Schulgegenstände zurückgelegt und sollte ins Gymnasium eintreten. Mein Vater aber, der besonders mit Rücksicht auf meine große Jugend dem Besuch der öffentlichen Schule abgeneigt war, beschloß, uns Privatunterricht ertheilen

zu lassen. Es wurde daher ein Hofmeister aufgenommen. Das war nun einer der wunderlichsten aller Menschen. Ein sonderbares Gemisch von innerm Fleiß und äußerlicher Indolenz. Er kam als Theolog in unser Haus, änderte seine Meinung und studirte Medicin. Als ich ihn nach Jahren wieder fand, hatte er auch diese aufgegeben und die Rechte absolvirt, so daß wir, trotz eines Altersunterschiedes von beinahe zwanzig Jahren, in gleicher Eigenschaft als Conceptspraktikanten bei der Finanzhofstelle gleichzeitig eintraten. Seine Lernbegierde ging über alle Gränzen. So hatte man ihm vorgeworfen, daß er nicht französisch könne. Nun legte er sich mit solchem Eifer auf diese Sprache und übte sich so unausgesetzt, daß, als wir zusammen bei der Finanzstelle dienten, er alle wichtigern Ausarbeitungen erst französisch concipirte und dann für den Amtsgebrauch ins Deutsche übersetzte. Die fremde Sprache war ihm geläufiger geworden, als die eigene.

Dabei gränzte aber seine Indolenz nach außen beinahe an Stumpfsinn, von dem eine große Blödsichtigkeit den körperlichen Ausdruck bildete. Wir hatten seine Schwächen bald weg, und die Streiche, die wir ihm spielten, gränzen ans Unglaubliche. So liebte er, zum Beispiel, des Morgens lange im Bette zu liegen. Da stürze ich denn eines Tages ins Zimmer mit der Nachricht, es sei eine Frau da, die unsere Wohnung besehen wolle, in der Absicht, sie zu miethen. Mein Gärtner, so hieß er, springt im Hemde aus dem Bette und flüchtet sich hinter einen Vorhang, der eine abgesperrte Verbindungsthüre mit der Nachbarwohnung bedeckte. Unterdessen führe ich meinen Bruder herein in den Kleidern unserer Mutter, den ich ersuche, Platz zu nehmen und die Rückkunft unserer Eltern abzuwarten. Da setzt sich denn der Bube in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Vorhang gekehrt, in einen Sessel und bleibt ein paar Stunden lange sitzen, indeß der arme Hofmeister im Hemde und mit bloßen Füßen alle Qualen der Angst und der Kälte erduldet.

Wenn es dem armen Teufel zu arg wurde, beschloß er

endlich, zu strafen. Die Strafe bestand in dem Verbote, bei Tisch von der vierten Speise zu essen. Nun duldete mein Vater nicht, daß wir uns, aus Vorliebe oder Abneigung, im Essen wählerisch bezeigten. Wenn nun die verbotene Speise kam, schob der Sträfling seinen Teller von sich ab. „Was soll das bedeuten?“ fragte mein Vater. — „Ich danke, ich mag davon nicht essen.“ — „Du wirst essen,“ sagte mein Vater. Und nun ließ sich der Schuldige reichlich herausfassen und aß nach Herzenslust, wobei er triumphirend nach dem Hofmeister blickte, der, aus Furcht vor dem Vater, sich nicht zu sagen getraute, daß eine Strafe im Mittel liege, deren volle Bestätigung und Ausführung sonst außer allem Zweifel gelegen hätte.

Wir Brüder hätten uns nicht so leicht emancipirt. Der Haupturheber war einer jener Söhne meines Onkels, die meinem Vater in Enzersdorf seine Blumenbeete zertreten hatten. Er besuchte uns manchmal und, um mehrere Jahre älter als wir, wurde er von dem in unserm Hause lebenden Vetter Albert Koll getreulich unterstützt. Sie marterten den armen Gärtner bis aufs Blut. Er aber glaubte Alles und ging immer wieder von Neuem in die Falle.

Ich selbst muß mir das Zeugniß geben, nur an den unschuldigeren Neckereien Theil genommen zu haben, denn ich achtete ihn, obgleich seine Absurditäten gar zu verführerisch waren.

Meine Achtung gründete sich auf seine Bücher, die er unausgesetzt las und nach seiner Fahrlässigkeit auf allen Tischen liegen ließ. Da war nun ein französischer Telemach und ein lateinischer Autor, wahrscheinlich Suetonius, beide mit deutschen Anmerkungen und ausführlichen Sach- und Namenregistern in derselben Sprache. In diese vertiefte ich mich, so oft ich ihrer nur habhaft werden konnte, und ich kann daher wohl sagen, daß ich von dem guten Gärtner gefördert worden bin, obwohl ich in den Schulgegenständen von ihm rein nichts lernte.

Seine Trägheit ging nämlich so weit, daß er uns nicht

einmal die Schulbücher kaufte, obgleich er das Geld dafür empfangen hatte, das sich bei der späteren Katastrophe unberührt in seinem Schranke vorfand. Er drohte uns täglich mit dem Ankauf dieser Bücher, kam aber nie dazu. Ja, endlich wurde der Müssiggang als eine Belohnung für sonstiges Wohlverhalten oder für geleistete kleine Dienste förmlich zu Recht erhoben. Da er Alles umher liegen ließ, seinen Schrank nie versperrte, ja sogar die herausgezogenen Schubladen zurückzuschieben vergaß, so nahmen wir von seinen Sachen ungescheut Alles, was uns als Spielwerk eben anstand. Die Entschuldigung war immer: wir hätten es gefunden. Da wurde nun festgesetzt, daß, wer ihm etwas Verlornes zurückbringe, für denselben Tag nichts zu lernen brauche. Ich erinnere mich, daß wir einmal, der Eine die eine Schuhschnalle, der Andere die zweite und der Dritte die Beinkleiderschnalle ihm als gefunden zurückbrachten und dafür alle drei vom Lernen frei waren.

So ging es beinahe ein volles Jahr fort. Endlich aber brach das Schicksal herein. Mein Vater hatte einen lateinischen Brief nach Ungarn zu schreiben und war wegen eines Ausdruckes in Zweifel. Er ging daher in unser Zimmer, das er sonst nie betrat, um sich in meinem Wörterbuche Raths zu erholen. Er findet aber weder Wörterbuch noch Schulbücher. Ein großes Verhör wird vorgenommen, in Folge dessen der schuldige Hofmeister das Haus verlassen muß, und ein neuer, ein Tiroler, Namens Scarpatetti, aufgenommen wird.

Die Hauptschwierigkeit war aber nun, daß, nach verstrichenem Schuljahre, die Prüfung vor der Thüre stand. Mein Vater wollte mich, wie er sagte, kein Jahr verlieren lassen. Der neue Hofmeister erhielt daher die Weisung, mit Zuhülfenahme der Schulferien, in sechs oder acht Wochen mir alles Das beizubringen, was in einem vollen Jahre hätte gelernt werden sollen. Dem Gefährlichen der Prüfung wurde dadurch begegnet, daß der prüfende Professor ein großer Gartenfreund war. Nun besaß mein Vater sechs oder acht große Oleanderstöcke in Kübeln. Diese wurden meinem Weiterkommen auf-

geopfert; die Prüfung ging glücklich vor sich, und ich trat nach versäumter erster in die zweite lateinische Klasse ein, zu der mich eben mein Vater, durch die Erfahrung gewarnt, in die öffentliche Schule zu schicken beschloß.

Da lernte ich denn die neuen Aufgaben nicht ohne Fleiß, da mir aber die Anfangsgründe nicht geläufig waren, machte ich namentlich in den Schulcompositionen eine Unzahl von Fehlern; der Arithmetik gar nicht zu gedenken, da mir das Rechnen noch von der deutschen Schule her fremd war. Ich wurde daher unter die Höchst-Mittelmäßigen gerechnet, was, statt meinen Eifer anzuspornen, ihn vielmehr auf das Streng-Pflichtmäßige beschränkte.

Dagegen stand mir nun, als einem Halberwachsenen, die Bibliothek meines Vaters offen. Da war eine Sammlung von Reisebeschreibungen, von denen mich besonders Cooks Weltumseglung so interessirte, daß ich bald in Otaheiti mehr zu Hause war, als in unserer eigenen Wohnung. Büffon, dessen allgemeine Naturgeschichte mit seinen Planeten, Kometen und Ur-Revolutionen mich bald verrückt gemacht hätte. Eine Theaterbibliothek mit allen in Wien aufgeführten Stücken, unter denen von Schiller und Goethe gar nichts, von Shakespeare nur Hamlet und Lear in der Schröder'schen Bearbeitung vorkam. In Lessings Nathan störte mich die wunderliche Abtheilung der Zeilen, die Verse, und zugleich der matte Ausgang, wo ich vielleicht nicht so unrecht hatte. Tschinks Geisterseher. Die Krone für mich aber war Guthrie und Grays Weltgeschichte in mehr als neunzig Bänden, die ich, ich weiß nicht wie oft, mehr verschlang als las. Von eigentlichen Dichtern war nur Geßner und Ewald Kleist vorhanden. Geßner entzückte mich. Ich habe ihn seit meinen Kinderjahren nicht wieder gelesen, glaube aber, auf Bürgschaft jenes Eindrucks, daß er wirklich vortrefflich ist, obwohl ihn eine, aufs Gewaltsame gestellte Zeit nicht mehr anerkennen will. Mit Kleist wußte ich nichts anzufangen. Der Sinn des Verses war mir damals noch nicht aufgegangen.

Diese Leserei reihte sich an eine frühere, in der Büchersammlung meiner unverehelichten Tante, die aus sieben oder acht vereinzelten Bänden bestand. Der erste Band von tausend und einer Nacht in einer uralten Uebersetzung, mir vor allen schätzbar. Ein Band von Goethe mit Götz von Berlichingen, Clavigo und Claudine von Villabella. Daß Götz und der Reiterjunge Georg mich entzückten, kann man wohl denken, dagegen hätte ich Weislingen und Adelheid wohlfeil hergegeben. Im Clavigo ließ ich dem Beaumarchais alle Gerechtigkeit widerfahren. Aus Claudine von Villabella wußte ich nichts zu machen. Noch war Wallensteins Lager und die beiden Piccolomini da, von denen ich nur das erstere in ganzer Folge, die Piccolomini aber nur stellenweise las, da mir die langen Reden auf nichts hinauszugehen schienen. Meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte sich Gozzi's Rabe in deutscher Uebersetzung, den ich Goethe's, Schillers und Shakespeare's Dramen weit vorzog.

Das Haus unserer mütterlichen Großmutter, in dem jene Tante zugleich mit zwei Schwestern wohnte, war der Zielpunkt aller unserer Besuche. Ich stand in ziemlicher Gunst bei der alten, gescheiten und energischen Frau. Noch erinnere ich mich, daß sie einmal, als meine Mutter über mein abgeschlossenes Wesen klagte, erwiderte: „Laßt ihn gehen, er hat's wie die Geis zwischen den Füßen," wobei sie, in derber altwienerischer Manier, wahrscheinlich den werthvollsten Theil der Ziege, den Euter, meinte, den diese, halbverborgen, zwischen den Füßen trägt.

In dem Hause meiner Großmutter erneuerten sich auch meine dramatischen Genüsse. Die drei unverheiratheten Töchter, zugleich zwei meiner Onkel, von denen der Eine ein vorzügliches komisches Talent besaß, und einige Freunde des Hauses führten nämlich auf einem, von spanischen Wänden improvisirten Theater Komödien auf. Da es nur Conversationsstücke waren, so griffen sie mich nicht sonderlich an, und ich gestehe, daß die Mandelmilch und eine gewisse wohlschmeckende Torte, die

man in den Zwischenakten herumtrug, eine starke Nebenbuhlerschaft mit dem geistigen Genusse behaupteten. Man drängte sich übrigens zu diesen Darstellungen, die man vortrefflich fand, obgleich meine Tanten einen in der Familie meiner Großmutter verbreiteten Sprachfehler hatten, den auch meine Mutter theilte, und dem auch ich als Knabe unterworfen war. Erst später, als ich von Demosthenes las, daß er einen, vielleicht ähnlichen, Fehler der Zunge dadurch bezwang, daß er mit in den Mund genommenen kleinen Kieselsteinen laut und anhaltend las, wurde ich, indem ich sein Beispiel nachahmte, des Zischlautes bis zum Unmerklichen mächtig.

Ich war mir dieses Sprachfehlers, im Gegensatz meiner Verwandten, die ganz unbefangen plauderten und sogar Komödie spielten, vollkommen bewußt, und vielleicht rührte meine Schüchternheit als Knabe zum Theile daher, daß ich in große Verlegenheit gerieth, so oft mich Jemand Fremder ansprach, und daher jeden solchen Anlaß vermied. So wie mir auch mein Name so häßlich vorkam, daß ich mich erst spät entschließen konnte, ihn meinen Stücken auf dem Theaterzettel beisetzen zu lassen.

Diese Vorgänge in dem Hause meiner Großmutter sind übrigens aus einer früheren Zeit nachgetragen. Als Gymnasiast trieb ich meine Studien so, daß ich eben leidliche Fortgangszeugnisse erhielt. Erst in der ersten Humanitätsklasse sollte ich einen nachhaltigern Anstoß bekommen. Unser Professor, ein alter Exjesuit, Namens Walpert, behandelte mich so gleichgiltig, wie seine Vorgänger. Da fällt es ihm einmal ein, uns über Sonntag eine rednerische Aufgabe in deutscher Sprache, behandelnd „die Vergänglichkeit der Zeit“, zu geben. Daß die Zeit vergehe, wußte ich wohl, was aber weiter davon zu sagen sei, kam mir nicht in den Sinn. Da besuchte mich am Sonntag Morgen ein Schulkamerade, der einen Hauslehrer hatte und das Schulpensum schon reinlich abgeschrieben in seiner Rocktasche trug. Ich ersuchte ihn, mir es lesen zu lassen. Er aber fürchtete, ich möchte es abschreiben,

und ließ mich nur in die Anfangsworte hineinblicken. Da stand nun: Wo ist Cäsar, wo ist Pompejus hingekommen? Mir ging ein plötzliches Licht auf, was sich über die Vergänglichkeit der Zeit sagen lasse. Ich dränge ihn, fortzugehen, setze mich nieder und schreibe in einem Zuge, ohne Korrektur, eine Ausarbeitung, die des nächsten Tages in der Schule als die zweitbeste anerkannt wird.

Die beste, oder nach dem Schulausdrucke zu reden: die erstbeste der Elaborate war die eines gewissen Meiller, der sich nun einmal im Besitze des Vorrechtes befand, in Allem der Beste zu sein. Er war der Sohn eines Müllers in Neunkirchen, und da er anfangs seinem Vater in dessen Geschäfte an die Hand ging, trieb ihn erst spät seine Neigung in die Studien. Er war daher viel älter und gereifter als wir, damals schon nahe an seinem zwanzigsten Jahre. Der Hauptvortheil meines Schulerfolgs war nun, daß dieser Matador, der auf den ersten Bänken saß, anfing, von mir, dem Jüngsten der Schule und einem Einheimischen des Berges der hinteren Bänke, Notiz zu nehmen. Wir schlossen uns bald nah und näher an einander an. Sein Einfluß auf mich war höchst vortheilhaft, besonders da er mein früher unzusammenhängendes Wesen zur Einkehr in sich selbst trieb, nur daß, aus einer mir angebornen Neigung zum Gegensatz, sein Ernst mich in eine Lustigkeit warf, die mir früher fremd war. Als wir uns daher später mit Poesie abgaben und er ein Trauerspiel aus der römischen Geschichte verfaßte, schrieb ich ein Lustspiel, in dem unsere Professoren mit ihren bis zur Caricatur getriebenen Eigenheiten die Rolle der „unglücklichen Liebhaber" spielten. Wir Beide zweifelten nicht, daß er zur Tragödie und ich zum Lustspiele geboren seien.

Vor der Hand aber blieb in der Schule Alles, wie es früher war. Mein Fleiß wurde nicht größer, mein Meisterwerk war bald vergessen, und Professor Walpert gab sich mit mir allerdings mehr ab als früher, nur daß er durch die wunderlichste Ideenverbindung mich vor Allem für die Geographie ausbilden wollte.

So gelangten wir in die letzte Humanitätsklasse, in die „Poesie“ wie wir sie nannten. Auch da ging es so ziemlich im alten Tone. Als uns die antiken Versmaße erklärt wurden, war ich zerstreut, wie immer, und die aufgezeichnete offene Hand mit den kurzen und langen Silben, die den Hexameter deutlich machen sollte, kam mir höchst wunderlich vor. Meine erste Probe fiel daher sehr unglücklich aus. Wir bekamen nämlich als Aufgabe zerbrochene deutsche Hexameter, von Zachariä glaub' ich, um sie zusammenzusetzen und wieder einzurenken. Ich, der ich vom deutschen Verse keine andere Vorstellung hatte, als daß sich die Zeilen reimen müßten, setzte die unglückseligen Hexameter nach dem beiläufigen Gleichlaute der Schlußworte zusammen, nicht ohne Rhythmus, aber ohne Spur von Metrum. Zum Ueberfluß kam noch in der diktirten Aufgabe ein Wort vor, dem ich kein Verständniß abgewinnen konnte und dessen Erklärung in der Schule ich überhört hatte. Im Tempel des Schlafes nämlich stand „der Hojahnen“ (das Gähnen) Wache. Ich glaubte, falsch gehört zu haben, und machte aus dem Hojahnen unbedenklich Huhlanen, wie man bei uns das Wort Uhlanen ausspricht, so daß an der Schwelle des Schlafes die Wache der Uhlanen postirt war, was allerdings so lächerlich ist, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie ich darauf verfiel. Dieses Gelächter entstand denn auch wirklich des anderen Tages in der Schule, und unser guter Professor Stein erklärte ohne Anstand, daß unter allen dießjährigen Schülern ich das wenigste Ohr für den Vers hätte.

Es kam bald eine Gelegenheit, die ihn eines Bessern überzeugen konnte. Wir bekamen über Sonntag die Aufgabe, deutsche Verse, ein Gedicht über einen beliebigen Gegenstand, zu machen. Also ein Gedicht und worüber? In Geßnerischer Prosa hätte ich mich über jeden Gegenstand ausschütten können, aber ein Gedicht und worüber? Ich verbrachte den ganzen Sonntag in fruchtlosem Nachsinnen oder vielmehr in gedankenloser Stumpfheit. Es wurde Abend, und ich hatte noch keine Feder angesetzt. Allein zu Hause geblieben, indeß die

übrige Familie auf einem Spaziergange war, lag ich im offnen Fenster von meines Vaters Kanzlei und starrte hinaus in die wunderschöne Nacht. Der Mond in seltener Reinheit stand gerade über mir. Da überfiel's mich. Ein Gedicht an den Mond. Ich schrieb augenblicklich die erste Strophe nieder:

Wandle, wandle, holder Schimmer,
Wandle über Berg und Au,
Gleitend wie ein kühner Schwimmer
In des stillen Meeres Blau.

Der Anfang wäre gut genug gewesen. Damit war aber auch mein ganzer Ideenvorrath erschöpft, ich fügte noch ein paar ungeschickte Strophen hinzu und hatte so wenigstens mein Pensum für morgen zu Stande gebracht. Unglücklicherweise wurde unser Professor Stein, der Sinn genug hatte, um auch in dem Wenigen die Spuren von Talent zu erkennen, des andern Tages krank gemeldet. An seiner Statt erschien ein Supplent, der nur das Nöthigste besorgte, und von meinen Versen war keine Rede. Es sollte aber bald eine andere Gelegenheit kommen, mich in ein vortheilhafteres Licht zu setzen. Bis jetzt hatte ich die lateinische Sprache nur als eine traurige Nothwendigkeit betrachtet, aber wir kamen auf Horaz, und da fühlte ich zuerst ein Bedürfniß, das bisher Vernachlässigte nachzuholen. Vor Allem aber zog die Aufmerksamkeit des Professors auf mich, daß meine, nicht Sprach-, wohl aber Sinn- und Sacherklärungen immer die richtigen waren. Er fragte mich öfter: woher ich alles Das wüßte? Worauf ich ihm antwortete, mir schiene es eben so.

Leider wurde sein Antheil an mir durch jenen, wie ich oben erwähnte, in mir ganz gegen meine sonstige Natur erwachten Hang zur Lustigkeit in Schatten gestellt, zu Folge dessen ich, während ich laut und öffentlich den Horaz mit Sinn und Verständniß commentirte, bald darauf heimlich und leise meinen Nebensitzenden parodische und scurile Deu-

tungen zuflüsterte, die Lachen erregten, ja die oft unsittlich gewesen wären, wenn ich die volle Bedeutung meiner travestirenden Ausdrücke immer gekannt hätte. Wenn nun Professor Stein um die Ursache des Gelächters fragte und diese und mich als Urheber erfuhr, kam er in eben so heftigen Zorn, als er sich mir vorher als geneigt zugewendet hatte, und unsere wechselseitige Stellung befestigte sich nie.

Einen Beweis meines Uebermuthes gab ich noch am Schlusse des Jahres bei der schriftlichen Composition, die im Lokale der Schule selbst zu Stande gebracht werden mußte, und deren Aufgabe eine äsopische Fabel „der Hund und der Wolf“ in lateinischer Sprache war, nach Wahl in Prosa oder Versen. Ich setzte mich aber über die Bedingung hinaus und schrieb meine Fabel in deutschen Reimen, nicht aufs Beste, so viel ich mich erinnere.

Nach allen diesen Vorgängen konnte ich in dem Professor nicht die vortheilhafteste Meinung von mir voraussetzen. Wie war ich also des nächsten Tages erstaunt, oder vielmehr entsetzt, als ich unter den fünf Besten der Schule zur gemeinschaftlichen Prüfung aufgerufen wurde. Diesem Eliten-Tentamen wohnte der geistliche Studien-Referent, spätere Erzbischof von Salzburg, Gruber, bei, dessen fleißiger, aber etwas duckmäuserischer Neffe sich eben in unserer Fünfzahl befand.

Meine Prüfung ging zu meinem eigenen Erstaunen ganz gut vor sich. Nur als lateinische Verse aus der ars poetica auswendig herzusagen waren, die ich ganz gut wußte, fiel mir bei der Stelle Romani tollunt equites peditesque cachinnum, das letzte Wort nicht ein. Der Professor einer anderen Klasse, der als Ehrengeleit mit dem Herrn Studienvorsteher gekommen war, meinte absurder Weise, daß ich die Sache nicht wüßte; indeß mir das Wort fehlte, und um mich auf die Spur zu bringen, ahmte er die Geberde eines Lachenden nach, wobei er sich den Bauch hielt und die wunderlichsten Gesichter schnitt; ich aber glaubte, er lache mich aus, und warf ihm grimmige Blicke zu, wodurch ich aber immer mehr aus dem Contexte kam.

Das Uebelste aber sollte nachkommen. Wir hatten im Schuljahre den König Oedipus von Sophokles gelesen. Die letzten Tage vor der Prüfung waren wir damit zu Ende. Da aber doch die für das Griechische bestimmte Stunde ausgefüllt werden mußte, fingen wir ein Stück von Euripides zu lesen an. Jedermann war überzeugt, daß dieses Fragment, zu einer Zeit gelesen, wo Jeder schon über Hals und Kopf sich anderweitig für die Prüfung vorbereitete, bei dieser Prüfung selbst gar nicht zur Sprache gebracht werden würde. Das war selbst die Absicht des Professors. Unglücklicherweise aber ließ er, als es aufs Griechische kam, um dem Herrn Studien-Referenten den Hof zu machen, dessen Neffen die Wahl der zu übersetzenden und zu zergliedernden Stelle, und der Duckmäuser, um zu zeigen, daß er auch noch in den letzten Tagen mit gleicher Aufmerksamkeit zugehört habe, wählt die Scene aus dem Euripides. Die darauf Folgenden zogen sich ganz leidlich aus der Sache; ich aber, der ich den König Oedipus am Schnürchen hatte, scheiterte ganz am Euripides. So fiel denn, was zu meiner Ehre gemeint war, zu meiner Beschämung aus.

Nun kommt eine trübe wüste Zeit, die aber glücklicherweise nur ein Jahr dauerte. Ich trat in die Universitätsstudien über. Die Ideen von akademischer Freiheit, die Jeden anwandelten, befielen mich stärker, als jeden Andern. Leider waren unsere Professoren von solcher Art, daß nur die Gewohnheit des Fleißes, die meine Sache nicht war, zur Fortsetzung desselben aneifern konnte. In dem Professor der Philosophie hatten wir einen Pedanten, aber nicht nur in gewöhnlichem Sinne, sondern als eigentliche Lustspielfigur, als ob der Dottore aus der italienischen comedia dell' arte sich in ihm verkörpert hätte. Er hatte eine „Philosophie ohne Beinamen" als Vorlesebuch geschrieben und hielt sich für ganz selbstständig, bloß weil er die Neuerungen Kants von sich stieß, indeß sein System nichts als der baare Wolfianismus war. Oft, erinnere ich mich, rief er während der Vorlesung aus: Komm her, o Kant, und widerlege mir diesen

Beweis! Seine Philosophie bestand bloß aus Distinktionen und Divisionen, zwischen denen sich die Definitionen nothdürftig Platz machten. Auf sein schematisches Gerüst war er so stolz, daß er den Schülern erlaubte, dasselbe bei den Prüfungen in Handschrift vor sich zu haben, wo dann die mit scharfen Augen Begabten sich die Definitionen mit kleiner Schrift dazwischen schrieben. Ich, der ich ein so kurzes Gesicht hatte, als der Professor selbst, entbehrte leider dieses Hülfsmittels. Das Ganze wurde in Küchenlatein abgehandelt; nur bei heftigen Aufwallungen bediente sich der, übrigens höchst gutmüthige Mann der deutschen Sprache.

Der Professor der Mathematik mochte so übel nicht sein, nur hatte er in Einem Jahre sieben Bände eines mathematischen Lehrbuches abzuhandeln, so daß er von einem Lehrsatze auf den andern sprang und weiter ging, ehe man das Erste begriffen hatte, und so der Hauptnutzen der Mathematik: die innere Erfahrung von dem Wesen des strengen Beweises, ganz verloren ging.

Der Professor der philosophischen Philologie galt für einen tüchtigen Mann, nur war er trocken bis zum Abschreckenden und so auf seine Uebersetzung der tuskulanischen Untersuchungen versessen, daß er jeden, als den von ihm gebrauchten Ausdruck mit stummem Kopfschütteln zurückwies.

Am Meisten befriedigte uns der Professor der Geschichte, trotz seiner vollendeten Geckerei. Sein Vortrag war affektirt, aber lebhaft. Da mir die Geschichte aus meinen Kinderjahren geläufig war, so fand ich mich hier am Besten zurecht. Ich erinnere mich sogar, daß er meine Art, die Geschichte zu studiren, sämmtlichen Mitschülern als Muster empfahl, da, bei einer Prüfung über die Handelswege der Alten, er aus meinem Herumzeigen mit den Fingern auf der Schulbank abnahm, daß ich mit Zuhülfenahme der Landkarte studirt hatte.

Meine gleicherweise aus Büffon erworbenen Kenntnisse in der Naturgeschichte halfen mir bei dem Professor dieses Faches wenig, da er, als Mitglied der Landwirth-Gesellschaft, haupt-

sächlich auf die Configurationen und Schichten der Erdoberfläche gestellt war, welche mich nicht interessirten.

Von dem Professor der Aesthetik läßt sich nur sagen, daß er das gerade Widerspiel seines Faches war, wie denn in einem, in Gegenwart der Schüler geführten Wortwechsel mit dem Professor der Philosophie sie sich gegenseitig mit den Schimpfnamen Pedant und Ignorant belegten.

Leider übertrug ich meine Geringschätzung der Professoren auf die von ihnen vorgetragenen Wissenschaften und lernte im ersten Halbjahre, im strengsten Sinne des Wortes, gar nichts, was um so unbegreiflicher ist, da nach der damaligen Studieneinrichtung man am Schlusse des Halbjahres eine mehr oder weniger strenge Prüfung zu überstehen hatte. Ich verließ mich darauf, daß ich diese psychologischen Aufzählungen und logischen Formen denn doch schon von selbst wüßte und des Lateinischen mächtig genug sei, um der Philologie zu genügen, besonders da ich den Inhalt der tuskulanischen Untersuchungen so unbedeutend fand, daß ich gar nicht begriff, wie ein so berühmter Mann als Cicero sich habe die Mühe geben mögen, Das alles niederzuschreiben. Die Geometrie widerte mich geradezu an, besonders durch ihre Mißhandlung der Gestalt, wo denn Linien ins Willkürliche verlängert, Verschiedenes als gleich gesetzt und die reinlichsten Kreise durch hineingezeichnete Dreiecke und sonstigen Kram verunstaltet wurden. Wie dumm das war, braucht mir Niemand zu sagen.

Meine Neigung zur Ungebundenheit führte mich auch auf das Billardspiel, zu dem mich ein Verwandter von gleichem Alter an- oder wohl gar verleitete. Da wir Beide wenig Geld hatten, übten wir uns in der Hinterstube eines Kaffeehauses, welche so finster war, daß wir mehrere Minuten brauchten, um nur das Billard und die Ballen unterscheiden zu können.

Zugleich hatte sich schon in den letzten Gymnasialjahren meiner eine unersättliche Lust zur Romanenlektüre bemächtigt, und ich, der ich in meiner Knabenzeit nur gute Bücher gelesen hatte, verschlang nun Spieß, Kramer und Lafontaine mit

eigentlicher Wuth. Ich erinnere mich, in Sommernächten bei Licht bis zum Morgen und nach Aufgang der Sonne, ohne Schlaf, bei der Tageshelle weiter gelesen zu haben, und so oft ich jetzt ein chemisches Feuerzeug zur Hand nehme, überkömmt mich ein Dankgefühl, wenn ich der Zeit gedenke, wo ich bei Nacht mich stundenlange fruchtlos abmühte, mir mit Stahl und Stein Licht zu verschaffen.

Meine eigenen schöngeistigen Hervorbringungen hatten in meinem Vater ein großes Hinderniß gefunden. So oft ich ihm ein Gedicht meiner Arbeit, oder Aehnliches zeigte, konnte er anfangs eine gewisse Freude nicht verbergen, die aber bald in immer heftiger werdende Kritik überging, deren Schluß immer die stehende Phrase war, „ich würde noch auf dem Miste krepiren." Das hing wahrscheinlich so zusammen: Einer der Brüder meiner Mutter, ein liebenswürdiger und anstelliger Mann, hatte, ohne eigentliches Talent, sich eben auch mit poetischen Bestrebungen abgegeben. Er machte Gedichte, übersetzte Theaterstücke aus dem Französischen, wobei denn äußerst wenig herauskam. Ja, er vernachlässigte darüber die eigentlichen Nothwendigkeiten, und nur ein eigener Glücksstern, verbunden mit einer großen Gewandtheit, machten, daß er sich doch immer über dem Wasser erhielt und nach unzähligen Bestimmungswechseln sich in Ansehen und guten Vermögensumständen befand. Mein Vater mochte mir kein größeres Talent bei einem vielleicht minderen Glücksstern und gewiß geringerer Anstelligkeit zutrauen, und da war denn dem ernsten Manne unleidlich, mich durch solche Nebengelüste von eigentlich zweckfördernder Thätigkeit abgezogen zu glauben.

Sein Mißvergnügen stieg auf den äußersten Grad, als gerade damals, da nach einer Reihe ungeschickt geführter Kriege die Franzosen zum ersten Male Wien besetzten, ich, der ich nach dem Beispiele meines Vaters der eifrigste Patriot war, mich doch nicht enthalten konnte, meinem Unwillen über so viel verkehrte Maßregeln in einem Spottgedichte oder vielmehr erbärmlichen Gassenhauer Luft zu machen. Er wurde blaß

vor Schreck, als ich es ihm vorlas, machte mir die eindringlichsten Vorstellungen, wie mein ganzes künftiges Schicksal durch diese Verse in Gefahr gesetzt werden könnte, und band mir auf die Seele — nicht, es zu zerreißen (was denn doch eine gewisse Befriedigung voraussetzt) — wohl aber, es Niemanden sehen zu lassen. Das habe ich treulich gehalten und es Niemanden gezeigt, demungeachtet kam schon des andern Tages mein Vater ganz bestürzt aus dem Gasthause zurück, wo er manchmal des Abends ein Glas Bier zu trinken pflegte, rief mich bei Seite und sagte mir, daß das Gedicht mit allgemeiner Billigung von einem der Gäste vorgelesen worden sei. Das Zeug machte gerade seiner plumpen Derbheit wegen die Runde durch die ganze Stadt; glücklicherweise errieth aber Niemand den Verfasser.[1]

Das ist einer der beiden Fälle in meinem Leben, wo ein von mir sorgfältig verborgen gehaltenes Gedicht den Weg, das erste Mal zur Oeffentlichkeit, das zweite Mal an seine besondere Adresse fand.

Ich will auch den zweiten Fall hier anführen, obwohl er nicht in die Zeitfolge gehört, aber für sich vereinzelt dasteht, keine Entwicklungsperiode bezeichnet und ich ihn an seiner Stelle leicht vergessen könnte.

Mehrere Jahre später hatte ich mich in eine Theatersängerin verliebt, die als Cherubin in Mozarts Figaro in der doppelten Verklärung der herrlichen Musik und ihrer eigenen frischen jugendlichen Schönheit sich meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte. Ich schrieb ein Gedicht an sie, das man wohl gut nennen kann, obwohl die Gluth darin ein wenig an das Verrückte, wohl gar Unsittliche streifte. Mich ihr selbst zu nähern, kam mir nicht in den Sinn. Ich war damals in den dürftigsten Umständen, selbst meine Garderobe legte davon Zeugniß ab, indeß die Gefeierte, von reichen Liebhabern umworben, Gold und Seide als tägliches Opfer erhielt. Auch die Reize meiner Person ließen keinen günstigen

[1] Vgl. das Gedicht „Schlecht und Recht“, Bd. II, S. 236.

Eindruck voraussetzen. Ich schloß daher meine Verse mit einem demüthigenden Gefühle ein, und nichts in der Welt hätte mich vermögen können, es Jemanden mitzutheilen.

Lange darnach kam ich mit einem, wenigstens damals noch, reichen jungen Manne zusammen, der in der Zeit meines Cherubinfiebers der Begünstigte, nämlich zahlende Liebhaber der Huldin gewesen war. Wir sprachen von Poesie, und er bemerkte, es sei doch sonderbar, daß manche Dichter, die mit entschiedenem Talent aufträten, in der Folge ganz verschwänden. So sei in der Zeit seines Verhältnisses mit jener Sängerin, er wisse nicht wie, ihr ein Gedicht in die Hände gekommen, das die gesteigertste Liebeswerbung in den schönsten Versen aussprach. Das Mädchen sei darüber wie wahnsinnig geworden, habe Alles aufgeboten, um den Verfasser ausfindig zu machen, und geradezu erklärt, wenn es ihr gelänge, alle ihre Bewerber fortzujagen, um dem unbekannten Sänger zu gewähren, um was er so schön bitte. Es sei darüber beinahe zum Bruche zwischen ihnen gekommen. Und nun wäre unter allen jetzt thätigen Dichtern keiner, dem er jene Verse zuschreiben könne. Ich verlangte, das Gedicht zu sehen; es war das meinige. Auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art hatte es den Weg zu ihr gefunden, und während ich mich in hoffnungsloser Sehnsucht abquälte, erwartete der schöne Gegenstand mit Ungeduld die Möglichkeit, mir entgegen zu kommen.[1] So ist es mir aber mein ganzes Leben gegangen. Mißtrauen in mich selbst, wenn ich bedachte, was sein sollte, und damit abwechselnder Hochmuth, wenn man mich herabsetzen oder vergleichen wollte. Das ist aber der im Leben schädlichste Stolz, der nicht aus eigener Werthschätzung, sondern aus fremder Geringschätzung hervorgeht.

Ich kehre aber in die Reihenfolge zurück. Schon jetzt, obschon kaum fünfzehn Jahre alt, faßte ich, als Vorspiel künftiger Herzensangelegenheiten, eine heftige Neigung für eine Schauspielerin und Sängerin an einem der Vorstadt-Theater,

[1] Vgl. das Gedicht „Cherubin", Bd. II, S. 55.

die, mir noch aus ihren Kinderrollen erinnerlich, damals nicht älter sein mochte, als ich selbst. Ich war mir bei dieser Neigung beinahe etwas Willkürlichen bewußt, der Gedanke stand mir nicht völlig fern, daß ich diesem Mädchen, sowohl ihrem Talent als ihrem Aeußern nach, eine höhere Geltung beilege, als sie allenfalls habe, und doch vertiefte ich mich so in meine Leidenschaft, daß, als sich in der Folge herausstellte, was ich früher schon als Gerücht vernommen hatte, daß sie von ihrem Vater an einen reichen alten Herrn verkauft worden sei, und ich sie mit diesem in einer Loge sah, es mich dermaßen ergriff, daß ich in ein nicht unbedeutendes nervoses Fieber fiel.

Dieses allerdings dissolute Treiben übte übrigens auf meine Sittlichkeit durchaus keinen verderblichen Einfluß. Ein mir angebornes Schamgefühl nach innen und außen bewahrte mich sogar vor dem übeln Beispiel, das meine Kameraden mir von allen Seiten gaben. Ich hörte kaum, was an meinen Ohren, ich sah kaum, was an meinen Augen vorüberging. Ja, dieses — soll ich es Rechtlichkeitsgefühl nennen? — war so stark, daß ich mir nicht einmal erlaubte, hinter die Schule zu gehen. Ich habe meines Wissens nie eine Vorlesung versäumt; ich wohnte jeder bei, obwohl ich nur mit halbem Ohre zuhörte, oder wohl gar, wenn es mich zu sehr langweilte, auf etwas Anderes dachte. Das war nicht etwa Furcht vor meinem Vater, denn bei einem scharfen und richtigen Verstande war Niemand leichter zu täuschen als er, und seine Strenge beschränkte sich auf Ernst. Vielleicht lag sogar ein Erziehungsplan zu Grunde. So mochte er bei jener nervosen Krankheit, verbunden mit meinem häufigen späten Ausbleiben an den Theaterabenden, den Zusammenhang sehr gut einsehen, nie hat er aber mit mir ein Wort darüber gesprochen, und er nahm die Sache, als ob sie eine natürliche wäre. Auch bei späteren, im Hause selbst eintretenden Anlässen dieser Art begnügte er sich, statt zu warnen, zu belehren, zu drohen, einfach damit, die Gelegenheit zu entfernen, und die Gefahr war zugleich mit der Möglichkeit verschwunden.

Endlich sollte Das alles sich selbst strafen. Die Zeit der halbjährigen Prüfung kam heran, und ich erhielt eine oder zwei schlechte Fortgangsklassen. Da wär es nun wieder nicht mein Vater, der kaum zu wissen schien, daß eine Prüfung vor sich gegangen sei, indeß meine Mutter zum Verheimlichen und Vertuschen immer geneigt war; mein eignes Selbstgefühl fand sich empört, daß ich mich auf eine so liederliche Weise den Schlechten und Nichtswerthen gleich gemacht hatte. Ich beschloß, diesem Treiben ein Ende zu machen, und hielt Wort. Schon im nächsten Halbjahre mußten dieselben Professoren, die mir jene Makel angehängt hatten, mir im Schulzeugnisse primam cum ingenii laude ertheilen, und das ging steigend fort, bis ich für einen der besten Studenten unserer Klasse galt.

Ein halbkomisches Intermezzo bildete Professor Stein, derselbe, der mir in der obersten Humanitätsklasse ein Ohr für den Vers abgesprochen hatte. Er war als Professor der Philologie an die Universität berufen worden und quälte sich und uns mit der Zerfaserung der gewählten Autoren, wobei seine heftige Wunderlichkeit es nicht an Spaß fehlen ließ. Er ließ uns auch Stilübungen treiben, wobei uns oft die Wahl des Gegenstandes überlassen war. Da brachte ich ihm denn einmal ein ziemlich mittelmäßiges Gedicht: Der Abend. Er las es mit Lob in der Klasse vor, wobei denn doch ein gewisses Mißvergnügen durchschimmerte. Am Schluß der Stunde rief er mich zu sich und fragte: von wo ich das Gedicht abgeschrieben hätte? Ich sagte, ich hätte es selbst gemacht. Da brach er los und kündigte mir seine Verachtung für meine Lügenhaftigkeit an. Er war auch das ganze Jahr über nicht zu begütigen, und erst spät, nachdem schon meine ersten dramatischen Arbeiten erschienen waren, suchte er seine Ungerechtigkeit durch das liebevollste Entgegenkommen wieder gut zu machen; ja, er erlaubte mir sogar, in seiner Anwesenheit eine Cigarre zu rauchen, die höchst denkbare Gunst, da er den Tabak in allen Formen mit der ihm natürlichen Uebertreibung haßte.

Um diese Zeit waren mir auch die ersten Dramen Schillers in die Hände gekommen. Die Räuber, Kabale und Liebe — Fiesko hatte ich aufführen gesehen — und Don Karlos. Das letztere Stück entzückte mich, und ich gieng daran, auch ein Trauerspiel zu schreiben. Ich wählte dazu aus der Geschichte Peters des Grausamen die Ermordung seiner Gattin, Blanka von Kastilien, und diese Letztere gab den Titel her. Ich übereilte mich nicht und schrieb ziemlich lange daran, wobei ich immer den Don Karlos im Auge hatte, mit dem es übrigens auch zwei Fehler gemein hatte, daß ich nämlich in der Mitte des Stückes am Plane änderte und es so ungeheuer lang gerieth, daß man gut zwei volle Abende daran zu spielen gehabt hätte. Als es fertig war, legte ich es hin und zeigte es Niemanden, auch meinem Vater nicht, da ich seine Abneigung gegen solche Beschäftigungen zu kennen glaubte.

Nun ging es, nach Vollendung der philosophischen, an die Rechtsstudien. Bei dieser Gelegenheit verlor ich meinen alten Kameraden Meiller, der sich der Theologie widmete, bald darauf aber starb. Er hatte lange meinen einzigen Zusammenhang mit der schönen Literatur gemacht. Wir wollten sogar einmal gemeinschaftlich ein belletristisches Journal „Irene" herausgeben, zu dem ich das gleichnamige Einleitungsgedicht schrieb, das mir abhanden gekommen ist. Die Censurstelle, der wir die Probebogen handschriftlich vorlegten, versagte aber die Bewilligung zur Herausgabe, wobei sie wahrscheinlich sehr Recht hatte. Meiller hatte übrigens auf meinen verminderten oder vermehrten Fleiß in den Studien gar keinen Einfluß, da er sich vielmehr an den Gedanken gewöhnt hatte, mich für ein liederliches Genie zu halten, wobei er sich vielleicht in beiden Bezeichnungen irrte.

Zu größerem Eifer in den nun beginnenden Rechtsstudien wurde ich vielmehr dadurch angetrieben, daß mein Vater ein leidenschaftlicher Jurist war und ich wohl wußte, daß ich ihm keine größere Freude machen konnte, als wenn ich ihm ausgezeichnete Zeugnisse nach Hause brachte. Das trieb ich aber

ganz äußerlich. Während des ganzen Halbjahrs nahm ich von dem laufenden Studium gar keine Notiz, sechs oder acht Wochen vor der Prüfung aber warf ich mich auf den Gegenstand mit einem solchen, alles Andere vergessenden Eifer, studirte vom anbrechenden Tage bis in die späte Nacht so ausdauernd und eisern, daß die guten Zeugnisse nie ausblieben; woran sich mein Vater wohl heimlich erfreuen mochte, ohne daß er mir aber je ein Zeichen davon gab. Alle meine Professoren hielten mich für einen ausgemachten Juristen, und nur ich wußte, daß ich es nicht war, denn es fehlte mir Lust und Liebe und daher auch der Geist und der Zusammenhang.

Freund Meiller sollte mir nun mehr als zehnfach ersetzt werden. Durch eine — alte Kindsfrau, die nacheinander bei uns und einem Hofsekretär Wohlgemuth gedient hatte und die mich sehr liebte, wurde ich in dem Hause des Letzteren bekannt. Er hatte unter vier Kindern einen Sohn, ein Jahr älter als ich und mir um ein Jahr in den Studien voraus. Ein äußerst fleißiger, wohl auch fähiger, aber etwas dunkler junger Mensch. Bei ihm versammelten sich die drei oder vier Besten seiner Klasse. Da war nun von Poesie keine Rede, aber die Wissenschaften kamen an die Reihe, vor Allem die für uns damals neue Kantische Philosophie, für welche der Sohn des Hauses ein reichhaltiges, mit Streitschriften und Kommentaren wohlversehenes Rüsthaus besaß. Noch erinnere ich mich seiner, wie er, um alle Genüsse zu vereinigen, auf dem, den Untersatz zu seiner Bücherei bildenden Schranke saß, an einem großen Stück Brod essend, wobei er in einem philosophischen Buche las und dazu mechanisch auf der Violine spielte. Vor Allem lag uns als Juristen Kants Naturrecht nah; wo denn auch Fichte mit hereinspielte, in dem besonders ein ungeheuer fleißiger, aber etwas pedantischer junger Mann, Namens Kaufmann, belesen war, der später als Professor des römischen Rechtes gestorben ist. So trieben wir uns ziemlich zwecklos herum, bis es auf einmal hieß: der Verhältnißmacher kommt! Das war nun ein anderer junger Mann,

Namens Altmütter, ein früherer Schulkamerad meiner neuen Freunde, der aber, da er Zwistigkeiten mit einem der Wiener Professoren gehabt hatte, auf die Universität nach Prag gegangen war und nun von dort zurückkehrte. Altmütter lebt zu meiner Freude noch jetzt als Professor der Technologie am polytechnischen Institute, indeß die übrigen alle todt sind. Damals war er Jurist, und den Namen Verhältnißmacher hatte er davon bekommen, daß er seine Schulkameraden häufig zum Besten hatte und ihnen allerlei unschuldigen Schabernack spielte. Endlich erschien der Erwartete. Ein schwarzer, gedrungener, durchaus nicht hübscher, sogar etwas ordinär aussehender junger Mann, dem aber bei jedem Anlaß der Humor und der Verstand aus den Augen blitzte. Wodurch er sich an mich gezogen fühlte, weiß ich nicht, nur so viel weiß ich, daß beinahe vom ersten Augenblicke unserer Begegnung an wir uns mit einer fast leidenschaftlichen Neigung an einander schlossen. Indeß er seine alten Freunde nach alter Gewohnheit fortwährend hänselte, hat er nie auch nur Ein Wort des Spottes an mich gerichtet. Durch die ganze Zeit unserer Studienjahre waren wir täglich Vormittags im Hause unseres gemeinschaftlichen Freundes, und jeden Abend vier bis fünf Stunden allein uns gegenüber. Was wir in diesen vielen Abenden und unzähligen Stunden gedacht, gesprochen und getrieben haben, um den Reiz des Beisammenseins immer neu zu erhalten, kann ich mir jetzt kaum denken; besonders bei der Verschiedenheit unserer Richtungen. Ich beschäftigte mich ziemlich desultorisch mit allerlei; er hatte sich, mit Vernachlässigung seiner juristischen Studien, mit Eifer auf die Chemie geworfen, in der er vielleicht bestimmt war, durch seinen Scharfsinn eine ausgezeichnete Stelle zu behaupten. Ich weiß, daß er vor Davy auf die Idee der Kali-Metalloide gekommen war. Als zur Zeit des Wiener Kongresses Alexander Humboldt nach Wien kam, überreichte ihm Altmütter einen Aufsatz in dieser Richtung zur Beurtheilung. Der berühmte Mann fand aber entweder nicht Zeit, oder Altmütters Schrift

zu beschwerlich zum Lesen, und der Aufsatz folgte ohne Bemerkung zurück. Altmütter steht gegenwärtig als Professor der Technologie in großer Achtung, aber die Gaben seiner Jugend haben ihn zu unendlich mehr berechtigt, und vielleicht war es nur ein schon damals sichtbarer Hang zur äußeren Vernachlässigung, was ihm hindernd in den Weg getreten ist. Er brachte mit Einem Male Leben und Richtung in die wissenschaftlichen Anwandlungen unsers Jugendkreises. Wir stifteten eine Akademie der Wissenschaften, in der allwöchentlich Versammlungen gehalten und Aufsätze vorgelesen wurden. Damit die Sache aber nicht gar zu ernsthaft werde, gründeten wir nebenbei ein Journal der Thorheit, in der jede Albernheit eines Akademikers oder der sonstigen Mitglieder des Wohlgemuthischen Hauses — nicht ohne Widerspruch des Betheiligten, da es mitunter die tiefsinnigsten Gedanken waren, eingetragen wurden. Mit den schriftlichen Aufsätzen in unserer Akademie ging es etwas knapp, nur Freund Kaufmann war unerschöpflich. Da gab er z. B. einen gar nicht enden wollenden lateinischen Aufsatz über die prästabilirte Harmonie, bei dessen Vorlesung die Akademiker Einer nach dem Andern sich entfernten, nur ich hielt aus Mitleid und Neugierde aus. Als es mir aber auch zu viel wurde, faßte er mich mit seiner Riesenfaust am Kleide, und ich mußte das Werk bis zu Ende anhören, wo er denn aber gutmüthig genug war, selbst über seine Ueberschwänglichkeit zu lachen. —

Altmütter und ich gehörten unter die Faulsten, uns war es mehr um die Diskussion zu thun. Wir streiften wohl auch in der schönen Umgebung von Wien herum und unterhielten uns mit Planen für die Zukunft, die nicht minder überschwänglich waren, als Freund Kaufmanns Abhandlungen. So standen wir einmal auf der Höhe des Kahlenberges, hinter uns das Fußgestelle einer abhanden gekommenen Statue. Wir bestiegen den altarähnlichen Block, geradezu mit dem Gefühle einer prätendirten Göttlichkeit, und sahen in die unermeßlich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umschlungen

hielten. Von uns unbemerkt, hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutscher, die Höhe erklommen und stand nun und sah uns verwundert an. Ja, sagte Altmütter, indem wir herunterstiegen, staunen Sie nicht! Der da — indem er auf mich zeigte — wird einen Tempel bauen, und ich werde einen niederreißen. Er meinte bei letzterem Lavoisiers, damals neues, System der Chemie. Der fremde Herr mochte wohl glauben, ein paar Wahnsinnige vor sich zu haben.

Diese mitunter höchst gesteigerten Ideen hinderten uns übrigens nicht, zu den eigentlichsten Kinderpossen herabzusteigen. So besaß der jüngste Bruder unseres Freundes Pepi (Joseph) Wohlgemuth Muckerl (Johann von Nepomuck) genannt — indeß die älteste Schwester Xaverl (Franziska Xaveria) hieß — ein kleines Kindertheater, mit dem er sehr ungeschickt hantirte. Wir beschlossen, ihm zu Hülfe zu kommen. Ich malte Dekorationen und Figuren, die auf Pappe aufgeklebt und nach unten mit hölzernen Stängelchen versehen wurden. Wir Akademiker theilten uns in die Rollen. Selbst der pedantische kolossale Kaufmann übernahm die Partie der Greise, wo wir ihn dann unausgesetzt auslachten. Einer Freundin der Tochter des Hauses, einem sehr hübschen Mädchen, fielen die Liebhaberinnen zu. Der kleine Muckerl, der die Figuren dirigirte, gab nebenbei die Zofen und sonstigen weiblichen Vertrauten, und so führten wir, ohne uns zu schämen, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft die größten Stücke auf. Ich verliebte mich pflichtschuldigst in die Liebhaberin, welche schon versprochene Braut war, und da sie eben deßhalb mit Argusaugen bewacht wurde, gab es auch außer den Theaterabenden die lustigsten Verwickelungen. Die in den Stücken vorkommenden Umarmungen und Küsse wurden in dem durch Vorhänge abgeschlossenen Raume der Schauspieler auch in der Wirklichkeit gegeben, und das Verhältniß ging schon in das höchst Bedenkliche über, als das Studentenmädel — diesen Spottnamen gaben ihr die erbosten Verwandten — in die projectirte Heirath hineingejagt wurde, was mich übrigens nicht sehr anfocht. —

Auch sie ist jetzt todt, wie beinahe Alles, was mir im Leben näher gestanden hat, männlichen, vor Allem aber weiblichen Geschlechtes, und doch bin ich nicht älter als 62 Jahre.

Der Haupthebel unserer pseudo-dramatischen Unterhaltungen war der Herr des Hauses, der alte Hofsekretär Wohlgemuth, ein großer Freund und täglicher Besucher des Leopoldstädter Theaters. Er veranlaßte uns auch zu einem Versuch auf einem wirklichen sogenannten Haustheater. Wir führten zwei kleine Stücke auf, in deren einem ich einen Offizier spielte. Ich weiß nur, daß mir zu Muthe war, als ob ich allein auf einer Insel im Weltmeere mich befände, selbst die Mitspielenden schienen mir unendlich entfernt. Ich habe nur noch ein einziges Mal später einen zweiten theatralischen Versuch gemacht, auch damals aus Gefälligkeit, nie aus Neigung, obwohl man mit meinen Leistungen zufrieden war. Die Fortsetzung jener ersten Darstellung scheiterte an dem gänzlichen Mangel dramatischen Talentes bei dem Sohne des Hauses. Obwohl er nur einen Bedienten zu spielen hatte, so murmelte er doch seine wenigen Worte so unverständlich, daß sein theaterliebender Vater — obgleich das Stück, wie natürlich, indeß weiter gespielt hatte — doch hartnäckig verlangte, er sollte noch einmal heraustreten und seine Rolle verständlich vortragen.

Dieses sorglose Schlaraffenleben sollte übrigens bald gestört werden. Mein Vater, der sonst einer eisernen Gesundheit genoß, fing an, zu kränkeln. Ein scheinbar unbedeutender Husten wurde von einem Anhänger der Brownischen Heilmethode — unser eigner Arzt, der in Wien berühmte Dr. Closset, befand sich selbst krank — mit drastischen Mitteln behandelt, und als Closset nach vierzehn Tagen selbst die Kur übernahm, erklärte er schon nach dem ersten Besuche heimlich meiner Mutter, das Leiden habe sich auf der Brust festgesetzt, es sei ein organisches Uebel vorhanden. Da mein Vater aber das sechsundvierzigste Jahr schon erreicht hatte, so meinte der Arzt, er könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben.

Die, wenn auch entfernte Gefahr erschütterte uns, wie natürlich, alle sehr. Ich blieb mehr zu Hause und fühlte mich auch sonst melancholisch gestimmt. Da erwachte plötzlich die Neigung zur Musik in mir.

Ich habe schon erzählt, wie mir in den Knaben-, ja Kinderjahren das Klavierspiel verleidet wurde. Diese Abneigung nahm mit den Jahren zu, ohne darum eine Abneigung gegen die Musik zu sein. Denn als mein zweiter Bruder, der überhaupt kein Freund des Lernens war, um sich dem verhaßten Klavierspiel zu entziehen, eine Lust zur Violine vorgab, auch einen Geigenmeister erhielt, bei dem er aber eben so wenig lernte, als bei dem Klaviermeister, nahm ich bei jeder Gelegenheit seine Violine zur Hand, übte Skalen und Beispiele und spielte endlich mit dem Meister leichte Duetten, ohne je die geringste Anweisung erhalten zu haben. Der alte Deabis, so hieß er, schrieb mir ein großes Talent zu und beschwor meine Eltern, mich fortfahren zu lassen. Es wurde aber verweigert, ja mir die Violine aus der Hand genommen und, da mein Bruder doch nichts lernte, der Meister entlassen, weil ich in meinen Knabenjahren eine Anlage zum Verwachsen zeigte, welche durch die emporgehobene Schulter bei Behandlung der Geige vermehrt werden konnte. Hatte doch meine Großmutter, als sie mich auf jene Befürchtung hin körperlich untersuchte, den Ausspruch gethan: „Ja, er wird bucklich, aber es schadet nicht, da er doch Geistlicher werden will." Glücklicherweise ist Beides nicht eingetroffen.

Die verweigerte Violine machte mir das Klavier noch verhaßter. Demungeachtet mußte ich an dem Unterricht Theil nehmen, den meinem dritten Bruder und mir — nachdem unser erster Meister Gallus längst wieder nach Polen zurückgekehrt war — eine wunderlich aufgeputzte, sonst aber recht tüchtige Meisterin ertheilte, von deren Geschicklichkeit die Fortschritte meines Bruders zeugten. Endlich sollte ich befreit werden. Mein Vater schloß sich das ganze Jahr ab. Um aber seinen gesellschaftlichen und Familienverpflichtungen nach-

zukommen, gab er jeden Fasching einen einzigen, aber so glänzenden, ja kostspieligen Ball, daß in der halben Stadt davon die Rede ging. Als wir später die Wohnung wechselten und die neue nicht mehr jene ungeheuren, zum Tanze bequemen Räume der alten darbot, wurde der frühere Ball in zwei oder drei Abendgesellschaften mit Spiel und Souper aufgelöst, bei deren einer mein Bruder und ich die Geladenen durch unser Klavierspiel unterhalten sollten. Mein Bruder Camillo spielte mit allgemeinem Beifall, als aber an mich die Reihe kam, war ich nirgends zu finden. Ich hatte mich in das Bette unsers Bedienten verkrochen, und alles Suchen war vergebens. Erst nachdem die Gäste ihren Abschied genommen, kam ich aus meinem Versteck wieder hervor. Da brach mein Vater in heftigen Zorn aus. Wenn ich nun schon einmal nichts lernen wollte, so sollte ich doch wenigstens nicht meinem Bruder die Hälfte der Lehrstunde rauben. Und so war es mit meinen Lektionen zu Ende. Durch sieben oder acht Jahre habe ich mit keinem Finger das Klavier berührt.

In meiner damaligen trüben Stimmung fühlte ich wohl das Bedürfniß einer Ableitung nach außen. Die Poesie lag mir zur Zeit ziemlich fern, wäre auch mit ihren scharf ausgeprägten Gedanken ein wenig geeigneter Ausdruck für meine in die Zukunft greifenden, unbestimmten Empfindungen gewesen. Ich verfiel auf die Musik. Das Klavier ward geöffnet, aber ich hatte Alles vergessen, selbst die Noten waren mir fremd geworden. Da kam mir nun zu Statten, daß mein erster Klaviermeister Gallus, als er mich in halb kindischer Tändelei bezifferten Baß spielen ließ, mir eine Kenntniß der Grundakkorde beigebracht hatte. Ich ergötzte mich an dem Zusammenklang der Töne, die Akkorde lösten sich in Bewegungen auf, und diese bildeten sich zu einfachen Melodien. Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasiren konnte. Oft legte ich einen Kupferstich vor mir auf das Notenpult und spielte die darauf dargestellte

Begebenheit, als ob es eine musikalische Composition wäre. Ich erinnere mich noch, daß später, während meiner Hofmeisterschaft in einem vornehmen Hause, der Geigenmeister des jungen Grafen, ein sehr geschätzter Musiker, mir viertelstundenlange außer der Thüre zuhörte und beim Eintritte seines Lobes kein Ende finden konnte. Auf dem Gute desselben Grafen war kein anderes Instrument, als ein altes Klavier ohne Saiten, demungeachtet habe ich mit Entzücken halbe Tage lang darauf gespielt, und der Abgang des Tones war mir gar nicht fühlbar. Als ich mich später der Poesie ergab, nahm diese Fähigkeit des musikalischen Improvisirens stufenweise ab, besonders seit ich, um Ordnung in meine Gedanken zu bringen, Unterricht im Contrapunkte nahm. Die Entwicklungen und Fortschreitungen wurden nun richtiger, verloren aber das Inspirirte, und gegenwärtig kann ich nicht viel mehr als beim Erwachen meiner musikalischen Neigung. Ich hatte immer das Wunderliche, daß, wenn ich von einem Gegenstande auf den andern überging, ich mit der Lust an dem früheren auch zugleich alle erlangte Fertigkeit, ja Fähigkeit verlor. Ich habe Alles getrieben, was der Mensch treiben kann; Tanzen und Jagen, Reiten und Fechten, Zeichnen und Schwimmen, nichts ist mir fremd geblieben, ja ich habe es, mit Ausnahme der Jägerei, mit einer bestimmten Anlage getrieben, und Das alles ist mir fremd geworden. So war ich einer der besten, oder wenigstens der elegantesten Schwimmer, und wenn man mich heute ins Wasser würfe, ich würde gewiß ertrinken. Die Inspiration war mein Gott und ist es geblieben. —

In jener Zeit nun dachte ich auf nichts als Musik. Ich setzte sogar Lieder, die ich mit einer leidlichen Tenorstimme sang, darunter Goethe's „König von Thule.“ Dieses Lied konnte sich mein Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht satt hören. Ich mußte es immer wieder spielen und singen. Nur als es sich mit seiner Krankheit zu Ende neigte, ließ er mir sagen, ich möchte es nicht mehr singen, es mache ihn traurig.

Die Voraussetzung unseres Arztes Closset: mein Vater könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben, hatte sich, ohne seine Schuld, nicht bewährt. Mein Vater zwar ließ es an Diät nicht fehlen, aber die Zeitumstände beschleunigten den Lauf seiner Krankheit. Als wir unsere neue Wohnung bezogen, hatte er, damals noch in ungeschwächter Gesundheit, den bedeutendsten Theil seines Ersparten auf Herstellung und Einrichtung derselben verwendet. Da wurden Thüren vermauert und neue durchgebrochen, Parketten gelegt, Tapeten gezogen und seidene Möbel angeschafft, was um so sonderbarer war, da uns Niemand besuchte; aber es schien einmal der Grundsatz meines Vaters, Alles, was er machte, vollständig zu thun. Ein ungetreuer Sollicitator hatte ihn um eine namhafte Summe betrogen. Dazu kamen nun die Kriegsläufte des Jahres 1809, die verlornen Schlachten, die Beschießung der Stadt, der Einzug der Franzosen in Wien, die Stockung der Geschäfte, die Einquartierung, die Kriegssteuer und Contributionen, vor Allem aber sein vaterländisches Herz, das unter allen diesen Erniedrigungen unendlich litt. Ich hatte mich bei der Belagerung von dem Studentenkorps nicht ausschließen können, das einen Theil der Festungsmauern besetzte. Als nun in der Nacht die Geschütze unausgesetzt donnerten, die Granaten sich in der Luft kreuzten und die Stadt an mehreren Orten brannte, wußte mein Vater, der mich all diesen Kugeln ausgesetzt glaubte, seiner Unruhe kein Ende. Am nächsten Morgen, nach Uebergabe der Stadt, erschien meine Mutter, unter anderen Angehörigen Anderer, weinend auf der Bastei und beschwor mich, doch sogleich nach Hause zu kommen und meinen Vater von meinem Leben zu überzeugen. Er empfing mich ganz kalt, ja es war, als ob er einen Theil seines Unwillens auf mich übertrüge.

Was meine eigene Haltung während der Beschießung betrifft, so war sie nicht besonders muthig, aber auch nicht furchtsam. Ich ließ eben die Dinge gewähren. In den letztverflossenen Tagen, als wir mit unseren Feldzeichen auf

den Hüten in den Straßen herumgingen, fühlte ich sogar Anwandlungen von Heldenmuth. Dieser Aufschwung wurde jedoch ziemlich herabgedrückt, als Jemand die (unwahre) Nachricht mittheilte, die französischen Kürassiere trügen nach neuer Einrichtung außer den Harnischen auch Armschienen. Dieser an sich gleichgültige Umstand machte einen höchst ungünstigen Eindruck auf meine Phantasie.

Am entscheidenden Tage selbst führte man uns mit einbrechender Nacht auf die Basteien und kündigte uns das bevorstehende Bombardement an. Da war denn allerdings ein gewisses Schwanken in unseren Reihen sichtbar, das nicht vermindert wurde, als die ersten Brandkugeln hart ober unsern Häuptern in die Dachfenster des hinter uns befindlichen Palastes des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen hineinfuhren. Nachdem aber später die Franzosen — wie wir glaubten, aus Ungeschicklichkeit, da wir unsere Personen für ihr einziges Ziel hielten — ihre Würfe höher richteten, und die Kugeln weit von uns weg fielen, verbesserte sich unsere Stimmung sichtlich. Die in der Stadt entstehenden Feuersbrünste, von denen wir nur den Widerschein in den Wolken sehen konnten, hielten wir für das Aufgehen des Mondes und freuten uns, bald die ganze Scene überblicken zu können. Eben so schienen uns die von dem Flackern der Flamme bewegten Schatten sämmtlicher Stangen und Pflöcke im Stadtgraben eben so viel wandelnde Franzosen zu sein, und wir gaben, da wir uns eine Belagerung ohne Sturmlaufen gar nicht denken konnten, wiederholte Salven aus unsern Musketen, wodurch die auf einem niederern Parapet unter uns aufgestellten Landwehrsoldaten in augenscheinliche Lebensgefahr geriethen. Ich machte Das alles mit, mit Ausnahme der Furcht. Dennoch, als mein Nebenmann und Mitschüler, ein sonst höchst stiller und ruhiger junger Mensch, mit Heftigkeit verlangte, außer den Mauern dem Feinde im freien Felde entgegengeführt zu werden, bemerkte ich, nicht ohne Bedächtlichkeit, wie es ein Unsinn wäre, ungeübte Truppen, gleich uns, einem kriegserfahrenen Feinde

gleich auf gleich gegenüber zu stellen. Die Nachricht von der Uebergabe der Stadt erfüllte uns mit Unwillen. Ich machte dem meinigen durch einen nur halb gefühlten Ausfall gegen unsere Bürgerschaft Luft, denen ihre Dächer lieber seien als ihre Ehre, ein Wort, das sogleich von unserm Anführer, einem bildhübschen jungen Cavallerie-Offizier, mit dem Arm in der Binde, aufgegriffen wurde und die ganze Compagnie wiederholte. Im Grunde aber waren wir Alle froh, wieder nach Hause zu kommen, um so mehr, als wir seit sechzehn oder achtzehn Stunden nichts gegessen hatten.

All diese Dinge, wozu noch ökonomische Verlegenheiten kamen, griffen die Gesundheit meines Vaters ungeheuer an. Ich besitze noch sein Einschreibbuch, in das er Einnahmen und Ausgaben allmonatlich eintrug Während die Ausgaben mit den steigenden Preisen fortwährend wuchsen, fielen die Einnahmen stufenweise bis zum Unbedeutenden herab, bis er in den letzten Monaten mit unsicherer Hand: Nihil einschrieb. Er mußte sogar ein Darleben aufnehmen, er, für den Schuldenmacher und Dieb gleichbedeutende Worte waren.

Die Stadt vom Feinde besetzt zu wissen, war ihm ein Gräuel, und jeder ihm begegnende Franzose ein Dolchstich. Und doch ging er gegen seine Gewohnheit jeden Abend in den Straßen spazieren, aber nur, um bei jedem Zwist zwischen Franzosen und Bürgern die Partei des Landsmannes zu nehmen und ihm gegen den Fremden beizustehen. Die Schlacht von Aspern war Oel in seine Lampe, die von Wagram machte freilich allen Hoffnungen ein Ende, was denn auch in dem Herabkommen seines Körperzustandes nur allzusichtbar war.

Ich selbst war kein geringerer Franzosenfeind, als mein Vater, und dem ungeachtet zog Napoleon mich mit magischer Gewalt an. Mit dem Haß im Herzen und zu aller Zeit kein Liebhaber von militärischem Schaugepränge, versäumte ich doch keine seiner Musterungen in Schönbrunn und auf dem Felde der sogenannten Schmelz. Noch sehe ich ihn die Freitreppe des Schönbrunner Schlosses mehr herablaufen

als gehen, die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg als Adjutanten hinter sich, und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eisern dastehen, seine vorüberziehenden Gewalthaufen mit den unbewegten Blicken des Meisters überschauend. Seine Gestalt ist mir noch jetzt gegenwärtig, seine Züge haben sich leider mit den vielen gesehenen Porträten vermengt. Er bezauberte mich, wie die Schlange den Vogel. Mein Vater mochte mit diesen unpatriotischen Excursionen wenig zufrieden sein, doch verbot er sie nie.

Nun kam der entscheidende Moment: der Abschluß des Preßburger Friedens. Mein Vater war damals schon genöthigt, den größten Theil des Tages das Bette zu hüten. Wir verbargen ihm das Ereigniß nach Möglichkeit. Er mochte aber doch Kunde davon erhalten haben, denn im höchsten Zorne befahl er mir, ihm augenblicklich ein Exemplar des gedruckten Traktates zu verschaffen, durch den bekanntlich ein Drittheil der Monarchie an Frankreich abgetreten wurde. Er las die Druckschrift ganz durch, legte sie dann von sich und kehrte sich gegen die Wand. Von da an hat er kaum mehr ein Wort gesprochen. Nur als ich an einem der folgenden Tage, von einer dunklen Ahnung eines baldigen Endes ergriffen, an seinem Bette auf die Kniee sank und seine Hand weinend küßte, sagte er: Nun ist's zu spät! womit er denn doch wohl andeuten wollte, daß er mit meinem Wesen und Treiben nicht völlig zufrieden sei.

Desselben Tages saßen wir Mittags bei Tische, und zwar, seinem Wunsche gemäß, in dem Zimmer, in dem er lag. Da that er ein paar stärkere Athemzüge. Wir sprangen auf und eilten hinzu, er aber war todt.

Ich habe meinen Vater eigentlich zärtlich nie geliebt. Er war zu schroff. Indem er mit einem höchst erfolgreichen Bemühen jeden Ausdruck der eigenen Empfindung in sich verschloß, machte er die Annäherung jeder fremden beinahe unmöglich. Erst später, als ich die Gründe mancher seiner Handlungen einsehen lernte und der bis auf jetzt fortdauernde Ruf

seiner beinahe fabelhaften Rechtschaffenheit mich beglückte und — in weiter Entfernung — zur Nacheiferung begeisterte, habe ich seinem Andenken nachgetragen, was ich in der Gegenwart zum Theil versäumte.

Der Tod meines Vaters versetzte uns in eine beinahe hülflose Lage. Die von ihm in den letzten Monaten kontrahirte Schuld mußte abgetragen werden. Seine eigenen Forderungen an Clienten waren theils uneinbringlich, theils erhielten wir kaum den zehnten Theil. Was sonst vorhanden war, reichte kaum hin, die Heirathsansprüche meiner Mutter zu decken. Auf uns Kinder kam beinahe nichts, welches Beinahe durch das zwei Jahre später erscheinende Finanzpatent vom Jahre 1811 auf ein wirkliches Nichts herabgesetzt wurde. Dasselbe Finanzpatent brachte die Pension, welche mein Vater durch jährliche Einlagen bei der Fakultätskassa seiner Wittwe gesichert hatte, auf 90 Gulden Papiergeld herab. Und davon sollte eine Mutter mit vier Kindern leben, obzwar eigentlich nur mit drei, denn mein zweiter Bruder Karl war nach den wunderlichsten Ereignissen, die für sich allein einen Roman bilden würden, unsichtbar geworden. Ich selbst, damals 18 Jahre alt, befand mich im vorletzten Jahrgange meiner juridischen Studien. Natürlich mußte ich sie fortsetzen. Meinem dritten Bruder, Camillo, wurde durch seine musikalische Geschicklichkeit das Glück zu Theil, daß ihn der Amtmann einer Staatsherrschaft zugleich als Amtspraktikanten und Klavierlehrer seiner Tochter in sein Haus und völlige Versorgung nahm. Der spätgeborene vierte, Adolf, besaß eine gute Stimme und wurde schon seit längerer Zeit im Singen unterrichtet, um später als Hofsängerknabe im kaiserlichen Convikte seine Studien vollenden zu können. Das waren alles Hoffnungen für die Zukunft, aber die Gegenwart drängte. Da kam mir zu Statten, daß meine Professoren mich für einen guten Juristen hielten. Sie verschafften mir, so viel ich weiß, unaufgefordert, Informationsstunden bei zwei jungen Cavalieren, die mich so gut bezahlten, daß meine Bedürfnisse gedeckt waren und wohl auch etwas für die Familie

übrig blieb. Zugleich fiel mir mein vergessenes Trauerspiel ein. Vielleicht, daß sich dadurch etwas verdienen ließ. Ich schrieb es gemeinschaftlich mit meinen Freunden Wohlgemuth und Altmütter ab und überreichte es dem Bruder meiner Mutter, demselben, mit dessen Beispiel mich mein Vater von der Poesie abgeschreckt hatte und der damals, in Folge einer der vielen Phasen seines Lebensplanes, als Sekretär und Dramaturg bei dem Wiener Hofburgtheater angestellt war. Ich wartete lange auf Entscheidung, endlich erhielt ich es mit der Aeußerung zurück, daß es nicht verwendbar sei. Darin hatte der Mann allerdings recht, demungeachtet glaube ich, daß er das Stück, abgeschreckt durch die unmäßige Länge und die nicht einladende Handschrift Altmütters, gar nicht, oder wenigstens nicht zu Ende gelesen hat, er hätte sonst unzweideutige Spuren eines Talentes darin entdecken müssen, das nicht so kurz abzufertigen war, umsomehr, als es ihm weder an Herzensgüte noch an Verstand fehlte. Nur war er ungeheuer flüchtig. So erinnere ich mich, daß er Müllners Schuld als Manuscript ein Jahr lang ungelesen auf seinem Pulte liegen hatte, ja, es als ein Zeichen des Unsinns unserer Zeit bezeichnete, daß Jemand ein Stück in „Stanzen", so nannte er Trochäen, zu schreiben unternommen habe. Erst der Schauspieler Heurteur, der um ein Stück für seine Einnahme verlegen war, las es und brachte es zur Aufführung, wo es denn die ungeheuerste Wirkung in ganz Deutschland machte.

Mir selbst fiel bei der Rückgabe meines Trauerspieles die Prophezeiung meines Vaters ein, und ich fühlte mich in dem Entschlusse bestärkt, der Poesie, vor Allem der dramatischen, für immer den Abschied zu geben.

Inzwischen verlor ich meine beiden Instruktionen, da einer meiner Eleven, ein ziemlich schwacher Kopf, die Studien ganz aufgab, der andere aber, ein geistreicher junger Mensch, der freilich in den Lehrstunden lieber von Literatur als von juridischen Dingen sprach, in sein Vaterland Wälsch-Tirol zur Bewirthschaftung seiner Güter zurückkehren mußte. Der Ersatz

war übrigens bald gefunden. Eben wieder einer meiner ehemaligen Professoren machte mir den Antrag, in ein adeliges Haus mit fortwährender Bestimmung zu treten. Es war der Neffe eines reichen Grafen in den juridischen Gegenständen zu unterrichten, wozu man, da der Sommer auf den Gütern zugebracht werden sollte, einen Informator brauchte, der Herr über seine Zeit war. Der junge Mensch hatte einen eigenen Hofmeister, und es galt daher, nur ein paar Stunden des Tages Unterricht zu geben, wofür ein freilich mäßiger Gehalt, dafür aber gänzliche und, wie sich in der Folge zeigte, glänzende Verpflegung zugesichert wurde. Ich hatte unterdessen meine Studien vollendet, fühlte aber einen Widerwillen gegen die Staatsdienste. Ich nahm daher an, besonders um meine Mutter der immerwährenden Sorge um die wechselvolle Zu- und Abnahme meiner Einkünfte zu entheben.

Da kam ich denn nun in ein wunderliches Haus. Der junge Graf, ungefähr von meinem Alter, der noch jetzt lebt, wird mir nicht übel nehmen, wenn ich hier niederschreibe, daß aus unsern Studien, wohl aus beiderseitiger Schuld, nicht viel herauskam. Der alte Onkel war eine eigentliche Karikatur, höchst bornirt, eigenwillig, geizig, bigott. Als ehemaliger Gesandter an einem größern deutschen Hofe und kaiserlicher Concommissarius in Regensburg, sprach er gerne von seinen Missionen. Ich habe ihn geizig genannt, er war es, mit Ausnahme von zwei Rubriken: seinen Stall und die Küche. In ersterem hielt er eine Anzahl der ausgezeichnetsten Prachtpferde, die er aus übergroßer Schonung kaum benützte. Die Küche besorgten abwechselnd ein französischer und ein deutscher Koch vom ersten Range. Seine Neigung gewann ich besonders durch meinen damals starken Appetit. Täglich kam er zwischen eilf und zwölf Uhr in seinem schmutzigen Schlafrocke auf mein Zimmer, um mir den Küchenzettel des Tages vorzulesen und eine Art Feldzugsplan zu verabreden: von welcher Speise nämlich viel und von welcher wenig, mit Rücksicht auf eine nachfolgende, bessere, zu essen sei. Ich hätte in seinem Hause

ein Feinschmecker werden müssen. Demungeachtet war ich in der Folge froh, wieder zur ärmlichen Kost meiner Mutter zurückzukommen. Uebrigens hielt er mich für einen Jakobiner, mit welchem Namen er Alle bezeichnete, die anders dachten, als er. Seine Frau — wir nannten sie die Fürstin, weil sie aus fürstlichem Hause war — verbrachte ihre Zeit mit Andachtsübungen und fuhr so oft des Tages in die Kirche, als ihr Gemahl erlaubte, die müßig stehenden Prachtpferde abwechselnd einspannen zu lassen. Der Hofmeister war ein kenntnißloser, unterthäniger, übrigens gutmüthiger alter Mann.

Ich befand mich Anfangs sehr gut in diesem Verhältnisse. Mit Ausnahme von zwei oder drei Stunden, in denen ich meinen Zögling unterrichtete, der Tischzeit und dem obligaten Vorlesen des Küchenzettels, war ich Herr meines Tages. Zugleich befand sich eine zahlreiche und mit älteren Werken wohl ausgestattete Bibliothek im Hause, besonders reich an englischen Büchern, die der Großvater des Grafen, der als Gesandter in London stand, von dort mitgebracht hatte. Außer der Schwierigkeit, das verrostete Schloß des Bibliothekzimmers zu öffnen, hinderte mich nichts, von dem todten Schatze, um den sich Niemand kümmerte, so viel mit mir zu schleppen, als mir beliebte, und mich ganz der Lektüre zu überlassen. Leider fand sich meine Kenntniß des Englischen, das ich schon früher ohne Meister und sonstige Hülfsmittel zu betreiben angefangen hatte, zu mangelhaft, um Shakespeare, der sich in der Theobald'schen Ausgabe da befand, mit Genuß lesen zu können. Es eiferte mich übrigens an, meine Kenntniß dieser Sprache zu vervollkommnen.

Auf diese Art verstrich der Winter, und die Zeit kam heran, sich auf die ausgedehnten Güter der Familie in Mähren zu verfügen. Bei der Abreise wurde mir der junge Graf anvertraut, und es hieß, der Hofmeister werde nachkommen. Auf dem prächtigen Schlosse in der fruchtbarsten, obgleich nicht schönsten Gegend Mährens angekommen, wartete ich fruchtlos auf die Ankunft des alten Mannes. Endlich erfuhr ich von dem Haus-

chirurgen, daß man den Hofmeister, mit dem man unzufrieden war, weil man ihn in Verdacht hatte, den verstorbenen ältern Bruder meines Zöglings in seinem Widerstreben gegen eine vorgeschlagene Heirath bestärkt zu haben, mit Pension entlassen habe.

Meine Stellung wurde dadurch auf eine unangenehme Art verändert. Indeß ich früher nur ein paar Stunden mit meinem Zöglinge zu thun hatte, blieb er mir nun den ganzen Tag auf dem Halse. Ich mußte ihn sogar täglich in die Kirche begleiten, wo ich denn den Vicar of Wakefield mitnahm, von dem man im Hause, wegen der geistlichen Benennung Vicar auf dem Titelblatte, nicht zweifelte, daß es ein Gebet- oder Andachtsbuch sei. Eben so mußte ich auf alle meine poetischen und dramatischen Brouillons, von denen ich mich doch nicht ganz losgemacht hatte, oben an setzen: aus dem Englischen oder Französischen übersetzt, damit sie als Sprachübungen gelten könnten, da jedes Zeichen eines eignen poetischen Talentes den alten Grafen in seiner Meinung, daß ich ein Jakobiner sei, bestärkt haben würde. Ich setze das hierher, damit nach meinem Tode Derjenige, dem mein schriftlicher Nachlaß in die Hände geräth, sich nicht etwa fruchtlose Mühe gebe, die Originale zu diesen angeblichen Uebersetzungen aufzufinden. Uebrigens sind es durchaus unbedeutende Bruchstücke, mehr Erzeugnisse der langen Weile, als eines längst aufgegebenen ernsten Strebens.

Das Landleben ist angenehm für sich, und so fand ich mich denn endlich zurecht. Ich fing sogar an, die böhmische Sprache zu lernen, habe es aber nie weiter gebracht, als zur Benennung der Speisen, den Schimpfnamen und den Jagdausdrücken. Erstere durch die Nothwendigkeit bei weitern Exkursionen, die zweiten vom oftmaligen Hören, die letztern von unsern Jagdunterhaltungen. Der alte Graf war der schlechteste Schütze von der Welt; es schoß daher, angeblich ohne sein Wissen, immer der erste seiner beiden Büchsenspanner zugleich mit ihm. Was nun getroffen wurde, hatte der Graf getroffen; ging aber das Wild durch, so wendete sich der alte Herr zornig zu seinem Leibjäger um und sagte: Esel! Da ich nun selbst in Folge meiner Kurz-

sichtigkeit schlecht schoß, bei dem jungen Grafen aber man froh sein mußte, nicht selbst für einen Hasen oder ein Rebhuhn gehalten zu werden, so gehörte die ganze Jagdbeute gewöhnlich dem Haupt des Hauses, und er war stolz auf seine Kunst.

Eben so konnte er, obwohl er seit dreißig Jahren alljährlich sechs Monate in Mähren zubrachte, nicht Ein Wort böhmisch. Daß die Bauern nicht deutsch und nicht französisch verstanden, wußte er, in jeder andern Sprache aber prätendirte er, verstanden zu werden. Besonders freigebig war er mit lateinischen Ausdrücken und ärgerte sich, wenn die Bauern nicht wußten, was er wollte.

So verging die schöne Jahreszeit, und wir kehrten in die Stadt zurück. Ich weiß nicht, war es Sparsamkeit, oder war man mit mir so zufrieden, es erschien noch immer kein Hofmeister. Mir ward das Verhältniß unleidlich. Nicht allein, daß meine Verbindung mit Altmütter abgerissen wurde und ich meine beste Zeit verlor, vor Allem dadurch, daß ich in meinem einundzwanzigsten Jahre durch gesetztes Betragen ein Muster und Beispiel für meinen Zögling sein sollte, der nur um Ein Jahr jünger war als ich. Meinen Vorstellungen wurde entgegengesetzt, daß man einen Hofmeister suche, aber noch immer keinen gefunden habe. Es war die traurigste Zeit meines Lebens, hat die übelste Wirkung auf meine Stimmung und Jugendentwicklung gehabt, und nur die Lage und dringenden Bitten meiner Mutter hielten mich ab, den Zwang gewaltsam zu durchbrechen.

Nun verwirren sich, wahrscheinlich durch die Langweiligkeit der Sache, meine Erinnerungen. Ich weiß nur, daß ich im Februar 1813 als unbesoldeter Praktikant bei der Wiener Hofbibliothek eintrat, zugleich aber noch immer im Hause des Grafen hofmeisterte. Wie ich das vereinigte, verstehe ich nicht, noch weniger, wie ich im Sommer desselben Jahres mit der Familie wieder nach Mähren gehen konnte; wahrscheinlich folgte ich erst in den Ferialmonaten der Hofbibliothek ihnen nach, und der Onkel machte inzwischen selbst den Hofmeister.

Ich finde mich wieder mit ihnen auf einem Jagdschlosse im waldigten Theile des Hradischer Kreises. Es war in der Mitte eines Fasan- und Wildgartens auf einer ziemlichen Anhöhe einsam gelegen, wunderschön, aber klein. Es war unterdessen das verhängnißvolle Jahr 1812 vorübergegangen, der Zug nach Moskau, der Untergang des französischen Heeres. Ich erinnere mich noch der kannibalischen Freude, mit der wir alle, ich auch, die gehäuften Gräuel vernahmen. Jetzt hatte sich Oestreich in die Verhandlungen gemischt, und man zweifelte nicht, daß es Theil an dem Kriege gegen Napoleon nehmen werde. Daß in diesem Falle die Franzosen in Böhmen einbrechen und darin weiter vordringen würden, als uns irgend lieb war, war uns nach frühern Erfahrungen höchst wahrscheinlich, und wir waren immer zur Flucht bereit; ja vielleicht hatte der Graf nur darum sein Schloß Lukow, nahe der ungarischen Grenze, zum Aufenthalte gewählt, um von der Gefahr möglichst entfernt und der Zuflucht möglichst nahe zu sein.

Aber auch die Communikationen fingen schon an, gestört zu werden. So fehlte es in unserem Schlosse, wo sonst Alles in Ueberfluß war, allgemach an Kolonial-Artikeln. Da bestimmte der alte Onkel, sein Neffe sollte statt des Kaffees täglich eine Milchspeise frühstücken. Mir wurde freigestellt, entweder daran Theil zu nehmen, oder den gewohnten Kaffee, so lange der Vorrath währte, wie früher zu trinken. Ich entschied mich für Ersteres aus Rücksicht für die alten Leute. Diese Milchspeisen beschwerten mir wahrscheinlich den Magen und waren Mitursache an meiner spätern Krankheit.

Unser Schloß lag, wie gesagt, ganz einsam, und die nächste Kirche, ein Wallfahrtsort, Maria Stip, lag eine halbe Stunde entfernt. Nur die fromme Fürstin ließ sich täglich hinfahren, wobei sie etwa den Neffen mitnahm, wir andern begnügten uns mit der Sonntagsandacht. An einem solchen Sonntag hing der Himmel voll dicker Regenwolken. Schon war ich im Begriffe, mit der alten Dame und meinem Zög-

ling in einen ungeheuern, wohlverschlossnen Wagen einzusteigen, als der Onkel hinzukam und mir anlag, ihn nicht allein fahren zu lassen. Er war nämlich furchtsam mit Pferden und fuhr nie anders, als auf einem niedern Wurstwagen mit zwei alten Schimmeln, die er selbst leitete. Dabei war ich fast immer sein Begleiter, dem er, indeß er beinahe unausgesetzt Tabak schnupfte oder die ungeheure rothe Nase schneuzte, Zügel und Peitsche anvertraute. Auch sonst ging es so langsam, daß in solchen Momenten die Pferde stehen blieben und sogar an den Rainen des Wegs graseten. Die Fürstin, die mich lieb hatte, protestirte, er aber versprach dießmal den Schimmeln „etwas ins Ohr zu sagen" und mich noch vor dem Regen nach Maria Stip zu bringen. Ich gab nach, und wir fuhren ab. Wir hatten längst den Wagen der Fürstin aus den Augen verloren und befanden uns etwa auf der Hälfte des Wegs, als der Regen in Strömen herabgoß. Als wir, bis auf die Haut durchnäßt, in Maria Stip ankamen, war mein erster Gang nach den beiden einzigen Häusern, die sich nebst der Kirche da befanden, dem Hause des Geistlichen und des Kirchendieners, um Wäsche zu wechseln und im Nothfalle selbst eine Kutte des Geistlichen anzuziehen. Wir hatten uns aber verspätet. Beide Häuser waren verschlossen und die Bewohner in der Kirche. Mir blieb nichts übrig, als auch hinzugehen, wo mich denn schon ein empfindlicher Frost anwandelte. Des nächsten Morgens erwachte ich in einem hitzigen Fieber mit Phantasien und allem Zugehör. Da war nun Noth an Mann. Das kleine Schloß ließ eine Absonderung kaum zu, und der Chirurg hatte die Krankheit für ein Nervenfieber, mithin nicht ohne Gefahr der Ansteckung, erklärt. Man beschloß daher, mich in ein von Maria Stip nicht weit entferntes sogenanntes Badhaus zu bringen, das so hieß, nicht weil Bäder da waren, sondern weil es ein Bader bewohnte, der seinen Lebensunterhalt aus der chirurgischen Operation des Schröpfens an den Personen der von weit herkommenden Wallfahrter gewann.

Hier besuchte mich der Chirurg des Grafen täglich, und soweit war ich leidlich versorgt. Den übrigen Bewohnern des Schlosses hatte der Gebieter streng jede Gemeinschaft mit mir untersagt. Trotz dieses Verbotes kam eines Abends die alte Fürstin, setzte sich an mein Bette und weinte bitterlich.

Des andern Tags sollte mir die Ursache ihres Weinens deutlich werden. Der Chirurg des Grafen erschien nicht mehr. Die Familie war von Lukow abgereist und ließ mich in den Händen des unwissenden Baders allein zurück. Meine Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tage, woran außer der Unfähigkeit des Arztes wohl auch die Beschaffenheit der Arzeneien Schuld tragen mochte, die (Chinarinde, so viel ich weiß) von Hradisch geholt werden mußten, einem kleinen Orte, dessen Apotheke die vaterländische Eichenrinde wohl näher lag, als die überseeische Chinarinde. Noch bin ich mir einer Art Herrschaft über meine Phantasien bewußt. Beim Ausbruch der Krankheit, noch im Schlosse, glaubte ich, eine Prinzessin läge unter meinem Strohsacke, und ich rückte daher jeden Augenblick von der Stelle, um die arme Person nicht zu drücken. In dem mir fremden Badhause hörte ich immer Stimmen von außen, die riefen, meine Mutter komme. Ich richtete mich gewaltsam auf und wußte augenblicklich, daß Alles Täuschung sei. Sobald ich aber aus Mattigkeit zurücksank, fingen dieselben Stimmen wieder von Neuem zu rufen an. Diese Sehnsucht nach meiner Mutter mochte wohl auch die alte Fürstin so gerührt haben, verbunden mit dem Bewußtsein der Grausamkeit, einen jungen Menschen am Eingange des Lebens, einen Hausgenossen, in einer solchen Lage hülflos zu verlassen.

Ich kam dem Tode nahe, wußte es und war gleichgiltig. Schon erschien der Geistliche von Maria Stip, um mir, als einem Sterbenden, Trost zuzusprechen. Ich aber wendete mich von ihm, der Mauer zu. Da sagte er: er phantasiert, ging und kam nicht wieder.

Auch sonst war ich schlimm daran. Niemand im Badhause verstand deutsch, als nothdürftig der Bader selbst. Des

Nachts legte man einen Ackerknecht in mein Zimmer, der sogleich zu schnarchen anfing und mir jeden Schlaf unmöglich machte, statt mir irgend zu Dienste zu sein. Einmal, eben auch bei Nacht, glaubte ich, eine Weibsperson nähere sich meinem Bette und ziehe das Schubládchen aus dem Tische, der neben mir stand, und in dem ich mein Geld verwahrte. Ich hielt es für Täuschung, aber des andern Morgens war mein Geld wirklich verschwunden.

Endlich aber siegte die Jugend und meine niemals starke, aber unendlich zähe Natur. Ich genas. Als ich das erste Mal Eßlust verspürte, gab man mir als Krankenspeise einen Hasen mit Knödeln, und bei meinem ersten Ausgange in den Garten, wo die Zwetschkenbäume voll reifer Früchte hingen, erlaubte mir mein Arzt, davon so viel zu essen, als mir beliebte, was ich denn auch that.

In welcher Art ich meine Rückreise, wahrscheinlich mit Geld von dem Verwalter des Grafen versehen, antrat, weiß ich nicht mehr. Nur schwebt mir vor, daß ich auf meinem Wege irgendwo mit dem gräflichen Chirurg zusammentraf, der mir geradezu erklärte, daß man meinen Tod für unvermeidlich gehalten habe. Auch traf mich die erste Nachricht von der Schlacht bei Leipzig auf dieser Rückreise, die dadurch beinahe verzögert wurde. Kein Postmeister, kein Postillon, kein Wirth oder Aufwärter war in den Häusern zu finden, Alles befand sich auf den Straßen. Man las die Zeitungen vor, man erzählte, man umarmte sich, jubelte, weinte, das tausendjährige Reich schien angebrochen.

Bei meiner Rückkunft nach Wien machte ich den Eindruck der Erscheinung eines Verstorbenen. Ich konnte nichts von Scham oder Reue in den hochadeligen Gesichtern bemerken, wohl aber eine gewisse Verlegenheit. Das Räthsel klärte sich bald auf. Man hatte nun wirklich einen Hofmeister gefunden. Daß ich meinen Unterricht fortsetzen sollte, war ausgemacht. Die weitere Frage aber, ob im Hause oder außer demselben wohnend, ward bald dadurch entschieden, daß ich ein Recidiv

meiner Krankheit bekam. Ich ließ mich zu meiner Mutter bringen, wo mich derselbe Dr. Closset behandelte, der leider zu spät kam, um den Tod meines Vaters zu verhindern. Mein Uebel war weniger ein Recidiv, als ein vollkommenes Nachlassen aller Kräfte. Die Nachtschweiße stellten sich so heftig ein, daß die gewechselten und an die Luft gehängten Unterbetten kaum für den zweiten Tag zum Gebrauche getrocknet waren. Endlich ging auch Das vorüber. Dr. Closset nahm keine Bezahlung und sagte, mir bei seinem letzten Besuche die Hand drückend, er fühle sich hinreichend dadurch belohnt, daß mein Fall einer der wenigen in seiner Praxis sei, auf die er sich als Arzt etwas zu gute thue. Er hatte selbst nicht an meine Heilung geglaubt.

Ich nahm nun meinen Unterricht wieder auf, speiste auch mit der gräflichen Familie zu Mittag, miethete mich aber in einem andern Hause ein. Da bemerkte ich nun eine seltsame Verstimmung in den erhabenen Personen, ganz im Widerspruche mit dem sonstigen, nicht immer angenehmen, aber zutraulichen Tone. Die Ursache habe ich erst viele Jahre später durch die mitbetheiligte Person selbst erfahren, setze sie aber jetzt schon her. Das Hauswesen des Grafen hatte sich in letzter Zeit durch eine Nichte vermehrt, die, bis dahin im Kloster erzogen, nun von den Verwandten zu sich genommen wurde, ein äußerlich nicht gerade bevorzugtes, aber herzensgutes, heiteres und unter dem verwandtschaftlichen Druck bitter leidendes Frauenzimmer. Wir sahen uns natürlich oft, aber ohne besonderes Interesse, und Niemand hatte ein Arges dabei. Als ich nun zu meiner Mutter gebracht wurde und man im gräflichen Hause von der Armuth derselben sprach, vermischte die etwa sechzehnjährige Comtesse, noch von ihrer Klosterlektüre her, die Armuth mit der Bettelhaftigkeit, packte ihren kleinen Schmuck zusammen und gab ihn ihrer Kammerjungfer, die ihn heimlich, und ohne zu sagen, von wem, meiner Mutter überbringen sollte. Die Kammerjungfer fand die Sache bedenklich, fragte sich bei dem Grafen an, der pol-

ternden Gegenbefehl gab und, da er sich eine solche Großmuth ohne besonderes Motiv gar nicht denken konnte, auf ein Liebesverständniß schloß, das weder von Seite der kleinen Gräfin, noch vor Allem von der meinigen je und irgend bestand.

Inzwischen beschäftigte ich mich, ich hätte bald gesagt: eifrig, in der Hofbibliothek. Von Eifer war damals in dieser Anstalt überhaupt nicht viel zu bemerken. Die Beamten, beinahe durchaus gutmüthige Leute, benahmen sich ungefähr wie die Invaliden in einem Zeughause oder der Hund beim Heu, bewahrten das Vorhandene, wiesen die Seltenheiten den Besuchern vor, verwendeten die spärliche Dotation zum Ankauf aller gedenkbaren Auflagen der Klassiker und hielten die verbotenen, das heißt alle neuern Bücher nach Möglichkeit fern. Von bibliothekarischen Systemalarbeiten war gar nicht die Rede.

Das war nun gerade mein Geschmack. Ich las und studirte, was mich selber anzog. Da war nun vor Allem die Vervollkommnung im Griechischen, zu dessen Betreibung ich und mein damaliger Kollege Eichenfeld uns vereinigten. Um ungestört zu sein, begaben wir uns ins Manuskriptenkabinet der Bibliothek und lasen, von allen Hülfsmitteln umgeben, die griechischen Autoren. Das ging eine Weile, bis der erste Custos der Anstalt, ein widerwärtiger Illiterat, eben ein Hund beim Heu nach meiner obigen Bezeichnung, davon Nachricht bekam und, ohne Lust und Fähigkeit, selbst ein Manuskript zu benützen, doch einen mißgünstigen Neid über eine mögliche Edirung durch einen Andern empfindend, uns den Eintritt in das Manuskriptenkabinet verbot.

Zugleich betrieb ich eine andere Sprache, zu der ich den Grund schon früher gelegt hatte, und die von dem wesentlichsten Einfluß auf meine künftige Laufbahn werden sollte. Ich war von jeher der Ueberzeugung, daß man einen Dichter nicht übersetzen könne. Trotz meines schlechten Gedächtnisses, hatte ich mir daher außer den beiden alten und der nothwendigen französischen auch die italienische und englische Sprache angeeignet und, durch Bertuchs Uebersetzung des Don

Quixote und seine Aeußerungen über die spanischen Dichter aufmerksam gemacht, noch in meinen frühesten Zeiten mich auch mit dieser Sprache beschäftigt. Es war mir eine uralte spanische Grammatik in die Hände gefallen, so uralt, daß sie selbst der Sprache Lope de Vega's und Calderons vorausging und ich später die aus ihr gelernten Formen wieder umlernen mußte. Aus Geldmangel konnte ich mir kein Wörterbuch anschaffen, bis mir endlich beim Antiquar ein Sobrino in die Hände fiel, bei dem zwar der ganze Buchstabe A fehlte, der aber dafür um Einen Gulden Papiergeld käuflich war. Mit diesem Rüstzeug war nicht viel auszurichten. Da erschien Schlegels Uebersetzung einiger Stücke Calderons, von denen mich besonders die Andacht zum Kreuze anzog. Für so vortrefflich ich die Uebersetzung Shakespeare's von demselben Schriftsteller anerkennen mußte, ebenso mangelhaft und ungenügend erschien mir jene Calderons. Daß ein Dichter, dessen Schwung beinahe die Poesie selbst überflog, sich nicht in so steifen und verrenkten Phrasen bewegt haben könne, war mir deutlich. Die Hofbibliothek bot alle Hülfsmittel dar, ich warf mich daher auf die spanische Sprache, und zwar, um das Brett zu bohren, wo es am Dickſten war, unmittelbar auf Calderon. Damit ich aber über die Schwierigkeiten nicht zu leicht hinausginge und genöthigt wäre, jedes Wort im Wörterbuche nachzuschlagen, übersetzte ich das gewählte Stück: Leben ein Traum, nach Entzifferung jedes Absatzes, sogleich in deutsche Verse, ja, nach Vorgang des Originals, in Reime. Wie lang ich mit dieser unsäglichen Arbeit zugebracht habe, weiß ich nicht, nur daß ich nicht über die Hälfte des ersten Aktes hinausgekommen bin. Ohnehin hatte ich bei dieser Uebersetzung nur mein Studium der Sprache im Auge.

Da treffe ich mit einem Jugendbekannten zusammen. Wir sprechen über das Theater und die wunderliche Mannigfaltigkeit aus allen Geschmacksrichtungen, die dem Publikum dargeboten werde. Nun bereitet man gar ein Stück aus dem Spanischen vor, sagte er: Leben ein Traum. Ich frage nach

dem Verfasser der Uebersetzung. Er meint, er heiße Wendt, oder ähnlich. Nun wußte ich, daß es einen Professor Wendt in Leipzig gebe, dem man eine solche Uebersetzung wohl zutrauen konnte. Im Verfolg des Gespräches bemerkte ich, daß ich das Stück wohl kenne und zum Theil selbst übersetzt habe. Der Freund wünscht, meine Arbeit zu lesen, was ich denn endlich auch zugebe. Nach ein paar Tagen kommt er, mir zu melden, daß meine Uebersetzung nicht nur ihm selbst, sondern auch dem Redakteur der literarisch-kritischen Modenzeitung, dem er sie mitgetheilt, unendlich gefallen habe und letzterer mich ersuchen lasse, ihm wenigstens die ersten beiden Scenen zum Abdruck in seinem Blatte zu überlassen.

Ich war von jeher ein Feind der Oeffentlichkeit und habe außer einem Gedichte: Die Musik, in reimlosen Versen, die, ich weiß nicht durch wessen Vermittlung, in einem Wiener Journale ohne meinen Namen erschienen war, früher nie etwas drucken lassen.

Ich weigerte mich daher, mußte mich aber endlich den Gegengründen fügen: daß es Schade um meine gehabte Mühe wäre. Jetzt sei die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Stück gerichtet, und wenn nicht jetzt, könne mein Fragment wohl nie mehr zur Geltung gebracht werden. Ich willigte ein. Längere Zeit verging, und meine Uebersetzung erschien nicht, was mich herzlich wenig kümmerte.

Endlich wird „Leben ein Traum“ mit Beifall aufgeführt, und des nächsten Morgens gibt die Modezeitung mein Fragment, das, unter den höchsten Lobpreisungen, zum Angriffspunkt gewählt wird, um über die aufgeführte Uebersetzung aufs Feindlichste herzufallen. Zugleich hatte ich schon aus dem Theaterzettel ersehen, daß der Verfasser jener Bearbeitung nicht Wendt, sondern West heiße, unter welchem angenommenen Namen der damalige Dramaturg des Hofburgtheaters, Schreyvogel, sich in der Vorzeit literarisch beschäftigte.

Schreyvogel war in unserer Familie, zufolge eines ausgangslosen Liebesverhältnisses mit einer Schwester meiner

Mutter, nicht im besten Andenken. Trotz eines heimlichen Grauens verehrte ich ihn aber schon in meinen Knabenjahren, und eine von ihm zu Anfang des Jahrhunderts herausgegebene vortreffliche Zeitschrift: Das Sonntagsblatt, hat einen großen Einfluß auf meine Bildung gehabt, indem sie beitrug, mich vor den Albernheiten zu bewahren, die jene Zeit eben so gut hatte, als die jetzige, nur daß damals zwei große Geister wie eine Centralsonne in der Mitte standen und die faselnden Romantiker doch zu einer Art Concentricität in ihren Bahnen zwangen, indeß jetzt die leere Mitte Jedem die Erlaubniß zu einer Kometenreise ins Leere und Bodenlose gibt.

Mein, jenem Fragment beigesetzter Name war Schreyvogeln nicht entgangen. Schon ein paar Tage darauf sagte mir der alte Skriptor Leon auf der Hofbibliothek, es habe Schreyvogeln sehr wehe gethan, daß der Sohn eines Jugendfreundes sich zu einer so niedrigen Intrigue gegen ihn hergegeben. Ich erklärte dem alten Leon den Zusammenhang der Sache und meinen eigenen Abscheu vor dem Mißbrauche, den man mit meiner Arbeit getrieben. Da kam denn die Rückantwort, wie es Schreyvogeln sehr erfreue, mich unschuldig zu wissen, und wie er lebhaft wünsche, mich kennen zu lernen. Ich ließ mir das gesagt sein und ging nicht hin. Eine zweite Aufforderung hatte denselben Erfolg. Da erklärt endlich Leon auf der Bibliothek: nun lasse er mich nicht mehr, ich müsse auf der Stelle mit ihm zu Schreyvogel. Dagegen war nun nichts mehr einzuwenden, und ich ging mit ihm.

Schreyvogel empfing mich wahrhaft väterlich. Von einer Entschuldigung war nicht mehr die Rede. Er erklärte selbst, daß ihm meine Uebersetzung sehr gefallen habe, und er fragte, ob ich denn keine Lust zu eigenen dramatischen Arbeiten habe, an der Befähigung sei kaum zu zweifeln. Ich erzählte ihm, daß ich in meinen Knabenjahren ein endloses Trauerspiel geschrieben, von dessen Unbrauchbarkeit ich aber nun selbst überzeugt sei. Seitdem hätte ich es aufgegeben. Wenn ich nichts Tüchtiges leisten könne, dulden lassen wolle ich mich nicht. Er

fragte weiter: ob ich nicht in der Zwischenzeit Stoffe durchdacht hätte, ich möchte ihm derlei erzählen. Nun hatte ich gerade damals einen Stoff ganz gegliedert in meinem Kopfe. Damit ging es so her:

Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen. Von den Häschern verfolgt, flüchtete er in ein herrschaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältniß unterhielt, ohne daß diese, ein rechtliches Mädchen, ahnte, welch einem Verworfenen sie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragische Keim in diesem Verhältniß, oder vielmehr in dieser Erkennung, machte einen großen Eindruck auf mich.

Eben so war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter zu den schauerlichsten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm.

Beide Eindrücke lagen längere Zeit neben einander in meinem Kopfe, beide in dieser Isolirung unbrauchbar. Im Verfolg des ersteren wäre mir nie eingefallen, einen gemeinen Dieb und Räuber zum Helden eines Drama zu machen; beim zweiten fehlte der gespensterhaften Spannung der sonstige menschliche Inhalt.

Einmal des Morgens, im Bette liegend, begegnen sich beide Gedanken und ergänzen sich wechselseitig. Der Räuber fand sich durch das Verhängniß über der Urmutter eines Geschlechtes, dem auch er angehören mußte, geadelt; die Gespenstergeschichte bekam einen Inhalt. Ehe ich aufstand und mich ankleidete, war der Plan zur Ahnfrau fertig.

An die Ausführung zu gehen, hinderte mich theils mein Entschluß, der dramatischen Poesie für immer zu entsagen, theils ein Schamgefühl, einen Stoff zu behandeln, der höchstens für die Vorstadttheater geeignet schien, und mich einer Klasse von

Dichtern gleichzusetzen, die ich immer verachtet hatte; obwohl ich Poesie genug in mir fühlte, die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müsse, um viel dagegen einwenden zu können.

Diesen Stoff nun erzählte ich Schreyvogeln, und zwar mit einer solchen Lebhaftigkeit und einer solchen bis ins Einzelnste eingehenden Folge, daß er, selbst Feuer und Flamme, ausrief: Das Stück ist fertig, Sie brauchen es nur niederzuschreiben. Meine Einwendungen ließ er nicht gelten, und ich versprach, darüber weiter nachzudenken.

Inzwischen war auch eine bedeutende Veränderung in meinen äußern Verhältnissen eingetreten. Einmal hatte ich den Unterricht des jungen Grafen vollendet, worüber ich herzlich froh war. Nun ließ mir die Familie ihren mir damals unerklärlichen Groll dadurch fühlen, daß sie mir ein beim Eintritt, freilich nur mündlich, gegebenes Versprechen nicht halten wollten, mir nämlich meinen kleinen Gehalt bis zum Eintritt in ein besoldetes Staatsamt belassen zu wollen. Erst die Dazwischenkunft eines in der Familie geachteten Geistlichen machte der Schwierigkeit ein Ende. Zugleich hatten einen meiner Oheime seine Geschäfte zu dem damaligen dirigirenden Vicepräsidenten der Finanz-Hofkammer, Grafen Herberstein, geführt. Herberstein hatte meinen Vater gekannt und geachtet, er erkundigte sich um dessen rückgebliebene Familie, erfuhr unsere Umstände, und daß der älteste Sohn ohne Gehalt in der Hofbibliothek diene. Der praktische Mann fuhr auf, fand Letzteres, als ohne Aussicht für die Zukunft, unverantwortlich und begehrte, mich zu sprechen.

Als ich kam, machte er mir die Hölle heiß, erinnerte mich an die Pflicht, für meine Mutter und Geschwister zu sorgen, und fügte bei, daß, wenn ich mich ihm anvertrauen und zu den Finanzen übertreten wollte, die Sorge für mein Fortkommen seine Sache sein werde. Ich war durch die Widerlichkeit des zweiten Vorstehers der Hofbibliothek sehr verstimmt, die neue Aussicht schien lockend, und ich willigte ein.

Da sollte ich nun ein vollendeter Kameralist werden. Ich

wurde der niederöstreichischen Zollverwaltung zugetheilt, mußte in Expedit-, Protokoll-, Hauptzoll- und Verzehrungssteuer-Amt alle diese Fächer praktisch durchüben, bis man mir endlich, als Zeichen der höchsten Zufriedenheit, ein eigenes Bureau in der Examinatur anvertraute, wo ich Schwärzer und Gefälls-Uebertreter von minderm Belang selbstständig untersuchte. Ich weiß nicht, war es die Neuheit der Sache, das gefällige Entgegenkommen aller Vorgesetzten, oder das angenehme Gefühl der Freiheit von dem Druck im gräflichen Hause: ich fand mich ganz gut in Alles, und es stellte sich sogar eine Art Heiterkeit ein. Die Ahnfrau war inzwischen vergessen, auch hatte ich Schreyvogeln seither nicht besucht.

Da, am Ausgange des Sommers, begegne ich ihm auf einem Spaziergang am Glacis. Er ruft mir schon von Weitem zu: Wie steht's mit der Ahnfrau? Ich aber antworte ihm ganz trübselig: Es geht nicht!

Schreyvogel, ursprünglich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das er erst später im Kunsthandel verloren, war in den Neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts durch seine Bekanntschaft mit Männern, die einem traurigen Schicksale verfielen, in den Verdacht einer Anhänglichkeit an die Grundsätze der französischen Revolution gekommen. Obschon ihm nichts nachgewiesen werden konnte, schien es doch gerathen, sich für einige Zeit mit Genehmigung der Behörden von Wien zu entfernen. Er ging nach Jena und Weimar, wo er, durch mehrere Jahre verweilend, mit den damaligen Heroen der deutschen Literatur in nähere Verbindung kam.

Als ich ihm nun sagte: Es geht nicht, erwiederte Schreyvogel: Dieselbe Antwort habe ich einst Goethen gegeben, als er mich zur literarischen Thätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon! — Und so schieden wir von einander.

Diese Worte des großen Meisters gingen mir gewaltig im Kopfe herum. Sollte es — bei allem Abstand der Begabung — Andern so leicht werden, daß sie nur in die Hand zu blasen

brauchten, und ich selbst brächte gar nichts zu Stande! Mein tiefstes Wesen fand sich empört. Meinen Spaziergang allein fortsetzend, dachte ich über die Ahnfrau nach, brachte aber nichts zu Stande, als die acht oder zehn ersten Verse, die der alte Graf zu Anfang des Stückes spricht, und zwar in Trochäen, die mir meine Beschäftigung mit Calderon lieb gemacht hatte.

Man hat mich um dieser Versart und wohl auch der sogenannten Schicksalsidee willen als einen Nachahmer von Müllners „Schuld" bezeichnen wollen. Eigentlich war es aber wohl Calderon und namentlich dessen Andacht zum Kreuze, was mir unbewußt vorschwebte, nebstdem, daß der Trochäus meinem erwachten Musikgefühle wohlthat. Allerdings hätte ich ohne Müllners Vorgang wahrscheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die deutsche Bühne zu bringen.

Als ich nach Hause gekommen war und zu Nacht gegessen hatte, schrieb ich ohne weitere Absicht jene acht oder zehn Verse auf ein Blatt Papier und legte mich zu Bette.

Da entstand nun ein sonderbarer Aufruhr in mir. Fieberhitzen überfielen mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Kaum eingeschlafen, fuhr ich wieder empor. Und bei alle Dem war kein Gedanke an die Ahnfrau, oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnert hätte.

Des andern Morgens stand ich mit dem Gefühle einer herannahenden, schweren Krankheit auf, frühstückte mit meiner Mutter und ging wieder in mein Zimmer. Da fällt mir jenes Blatt Papier mit den gestern hingeschriebenen, seitdem aber rein vergessenen Versen in die Augen. Ich setze mich hin und schreibe weiter und weiter, die Gedanken und Verse kommen von selbst, ich hätte kaum schneller abschreiben können. Des nächsten Tages dieselbe Erscheinung, in drei oder vier Tagen war der erste Akt, beinahe ohne ein durchstrichenes Wort, fertig.

Ich lief damit sogleich zu Schreyvogel, um es ihm vorzulesen. Er war im höchsten Grade befriedigt und drang nur um so mehr in mich, doch ja fortzufahren. Eben so schnell entstanden der zweite und dritte Akt. Noch erinnere ich mich, daß ich an der

großen Scene, wo Jaromir Berthan zur Flucht beredet, von fünf Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends geschrieben habe, ohne Ruhepunkt und ohne etwas zu mir zu nehmen. Meine Mutter klopfte zur Zeit des Frühstückes und des Mittagsmahles vergebens an die Thür. Erst Abends ging ich hervor, machte einen Spaziergang über die Bastei und aß zu Nacht mein Mittagsmahl.

Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein, und es war, als ob mir alle Gedanken vergangen wären. Ich schlich ganz traurig zu Schreyvogel und klagte: ich hätte wohl voraus gesagt, daß es nicht ginge. Er meinte aber, es werde schon wieder kommen. Und so geschah es auch. Nach zwei- oder dreitägiger Unterbrechung vollendete ich das Stück mit derselben Raschheit, mit der es begonnen war. In nicht mehr als fünfzehn oder sechzehn Tagen habe ich es geschrieben.

Es wurde nun Schreyvogeln übergeben, damit er über die Aufführbarkeit entscheiden möge. Als ich nach ein paar Tagen vorfragte, fand ich ihn beträchtlich abgekühlt. Schreyvogel war ein vortrefflicher Kopf, in gehörigem Abstande allerdings eine Art Lessing. Nur hatte er außer der logischen Schärfe mit seinem Vorbilde auch Das gemein, daß seine künstlerischen Grundsätze mehr das Ergebniß eines Studiums der Muster, als ein Erzeugniß aufquellender eigener Anschauungen waren. Er wußte nun nicht recht, wohin er mein Mondkalb anreihen sollte, und war ängstlich. Nicht als ob er den Gespensterspuk oder die sogenannte Schicksalsidee verworfen hätte, er verlangte vielmehr, daß letztere mehr herausgebildet werden sollte, namentlich der ganz unberührt gebliebene Umstand, daß das jetzt lebende Geschlecht geradezu die Frucht der Sünde der Ahnfrau sei. Als ich mich darein nicht finden wollte, erbot er sich sogar, mein Stück zu überarbeiten, es sollte dann als unser gemeinschaftliches Werk erscheinen. Dagegen protestirte ich; es sollte entweder gar nicht aufgeführt werden, oder als mir angehörig.

Schreyvogel hatte bereits mit den Schauspielern gesprochen, denen er die Rollen zugedacht hatte. Madame Schröder wählte

bloß vom Hörensagen das Stück zu ihrer Einnahme und für sich die Rolle der Bertha und des Gespenstes. Heurteur, der den Jaromir geben sollte, besuchte mich in meiner Wohnung in dem sogenannten „Elend", wo er denn erstaunt war, den Dichter am Schreibtische, in dem Rohr-Lehnsessel seines Vaters sitzen zu sehen, auf welchem Lehnstuhle, weil das Rohr durchgesessen war, durch ein quer darüber gelegtes Brett ein neuer Sitz improvisirt war.

In diesem Getümmel verlor ich ganz den Ueberblick. Ich machte die verlangten Aenderungen, durch welche mein Stück nicht besser wurde, zum Theil auch darum, weil ich sie nur äußerlich anfügte.

Ich habe sogleich nach der Aufführung bemerkt, daß durch diese „tiefere Begründung" mein Stück aus einem Gespenstermärchen mit einer bedeutenden, menschlichen Grundlage sich jener Gattung genähert hatte, in der Werner und Müllner damals sich bewegten. Bei den spätern Auflagen wollte ich auch geradezu auf mein ursprüngliches Manuskript zurückgehen. Da ich aber bei der zweiten Redaktion, wie der Dichter soll und muß, zugleich Manches in der Diktion und sonstigen Anordnung geändert hatte, welches alles mit Rückblick auf jene Erweiterung der Idee geschah, so hätte es einer dritten Ueberarbeitung bedurft, was mir viel zu langweilig war. Jenes ursprüngliche Manuskript mit Schreyvogels Randbemerkungen wird sich, als Beweis dessen, unter meinen Papieren finden.

Nun kamen die äußern Verlegenheiten, die, wenn sie mir nicht von Andern abgenommen worden wären, mich geradezu bestimmt hätten, mein Stück zurückzuziehen. Es wurde bei der Censur eingereicht und verboten. Durch die Connexionen der Schauspielerin Madame Schröder, die, als zu einer Einnahme berechtigt, ein Wort mitreden durfte, wurde es erlaubt. Es ist aber nach dieser ersten Vorstellung zum zweiten Male verboten worden. Da trat denn der pensionirte Hofschauspieler Lange, der den Grafen Borotin gab und die dritte Vorstellung zu seiner Einnahme geben wollte, in die Schran-

ken, und mit seiner Rührung als tragischer Vater brachte er die Erlaubniß auch für diese Vorstellung zuwege. Zuletzt kam der Eigenthümer des Theaters an der Wien, Graf Palffy, mit utilitarischen Gründen und erklärte, wenn man ihm die Stücke, die Geld eintrügen, verbiete, müsse er sein Theater zuschließen. Das wirkte, und Barrabas ward freigegeben.

Ich habe den Ereignissen vorgegriffen und kehre zurück. Die Schauspieler waren von ihren Rollen entzückt. Als ich auf den Proben erschien, wurde ich trotz meines fadenscheinigen Ueberrocks wie ein junger Halbgott empfangen. Zufällig fanden sich auch mit Zuhülfnahme der Hofschauspielerin Madame Schröder und des pensionirten Hofschauspielers Lange, die Gastrollen gaben, alle Subjekte vor, um das Stück so aufzuführen, wie es wohl auf keiner deutschen Bühne wieder gegeben worden ist. Es wurde darum auch dem Theater an der Wien der Vorzug vor dem Hofburgtheater für mein erstes Erscheinen vor dem Publikum gegeben.

Das alles geschah ohne mein Zuthun, ja beinahe ohne mein Vorwissen. Da endlich kam der Tag der ersten Vorstellung. [1] Meinen Namen auf den Zettel drucken zu lassen, war ich durchaus nicht zu bewegen. Die Ahnfrau, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ohne Angabe des Verfassers, stand an den Straßenecken angeschlagen. Das gab keine gute Vorbedeutung, und das Theater war schwach besucht, es gab eine schlechte Einnahme, was mir aber Madame Schröder, die Geld wahrlich brauchte, nie nachgetragen, sondern sich so gegen mich benommen hat, als hätte ich ihr Tonnen Goldes eingebracht. Mir waren von der Beneficiantin drei Sperrsitze in der ersten Galerie zugekommen, die ich mit meiner Mutter und meinem jüngsten, damals eilf- oder zwölfjährigen Bruder einnahm. Die Vorstellung, obgleich vortrefflich, machte auf mich den widerlichsten Eindruck: es war mir, als ob ich einen bösen Traum verkörpert vor mir hätte. Ich faßte damals den Vor-

[1] 31. Jänner 1817.

satz, der Vorstellung keines meiner Stücke mehr beizuwohnen, ein Vorsatz, den ich bis heute gehalten habe. Die Haltung unserer Familie war höchst wunderlich. Ich selbst recitirte, ohne es zu wissen, das ganze Stück leise mit. Meine Mutter, vom Theater ab und zu mir gewendet, sagte in Einem fort: Um Gotteswillen, Franz, mäßige dich, du wirst krank; indeß zu ihrer andern Seite mein kleiner Bruder unausgesetzt betete, daß das Stück gut ausfallen möge. Das Widerliche wurde dadurch vermehrt, daß auf der spärlich besetzten Bank hinter uns ein ganz gut aussehender alter Herr saß, der mich natürlich nicht kannte und, obschon ihn das Stück zu interessiren schien, sich doch nicht enthalten konnte, ein oft wiederholtes: grell, grell! an meinen Ohren vorbeitönen zu lassen. Es wurde viel geklatscht, aber durchaus nur an Stellen, wo die trefflichen Schauspieler ihre Glanzpunkte hatten. Als ich daher nach geendigter Vorstellung auf die Bühne ging, widersprach ich aufs Bestimmteste der Meinung der Schauspieler, daß das Stück sehr gefallen habe.

Bei der Wiederholung am nächsten Abend hatte ich alle Ursache, meine Ansicht für die richtige zu halten, denn das Theater war halb leer. Da meinte aber der Schauspieler Küstner: ich kennte ihr Theater nicht. Bei ihnen in der Vorstadt brauche es immer ein paar Tage, bis das Gerücht eines Erfolges im Publikum herumkomme. Und so war es auch; bei der dritten Vorstellung fand sich das Theater wie belagert, und das Stück machte in Wien und in ganz Deutschland die ungeheuerste Wirkung.

Ungeachtet dieses allgemeinen Antheils hat mir die Ahnfrau nicht mehr eingetragen, als 500 fl. Papiergeld von der Theaterdirektion, und eben so viel vom Verleger, was Beides ungefähr 400 fl. in Silber gleichkommt. Ich ließ nämlich das Stück auf Schreyvogels Rath unmittelbar nach der Aufführung drucken, weil die erschienenen Recensionen den Inhalt und die Gesinnung aufs Unverschämteste entstellten. So gaben es alle Theater in Deutschland nach dem gedruckten Exemplar

und machten ungeheure Einnahmen, ohne daß es einem einzigen einfiel, mir ein Honorar zu zahlen. Das in Wien Erhaltene diente übrigens dazu, unserm Hauswesen aufzuhelfen. Wir bezahlten die fällige Wohnungsmiethe, und ich behielt für mich nur 50 fl. Papiergeld, um die ich mir die Braunschweiger Ausgabe von Shakespeare in englischer Sprache und die Heyne'sche Iliade anschaffte.

Mein Hauptgegner in der Journalistik war, weil ich jetzt mit Schreyvogel stand, derselbe Redakteur der Modenzeitung, der mich einst gegen Schreyvogel benützt und damals ungeheuer gelobt hatte. Er veranlaßte sogar, ehe das Stück noch gedruckt war, einen damals beliebten Dichter in Salzburg, Weißenbach, eine verdammende Kritik, bloß nach den empfangenen brieflichen Mittheilungen, mithin ins Blaue zu schreiben, was mir der ehrliche Mann später abgebeten hat. Die Urtheile waren zufolge der unvertilgbaren Nationalität beinahe so albern, als was man in den heutigen Journalen, Kunstphilosophien und Literaturgeschichten zu lesen bekommt. Da war nun von nichts die Rede als von Schicksal, daß Verbrechen durch Verbrechen gesühnt würden, und so weiter.

Genau genommen nun, befindet sich die Schicksals-Idee gar nicht in der Ahnfrau. Wenn der Richterspruch gegen dieses geistige Wesen lautete, daß sie zu wandeln habe, bis ihr Haus durch Verbrechen ausstürbe, so hätten diese Verbrechen allerdings eine Nothwendigkeit; da aber das Ende ihrer Strafe nur bis zum Aussterben ihres Hauses, gleichviel wann und wie, bestimmt ist, so ist der Zeitpunkt, und daß es durch Verbrechen geschieht, zufällig. Daß die Personen, zufolge einer dunklen Sage eines frühen Verschuldens, sich einem Verhängniß verfallen glauben, bildet so wenig ein faktisches Schicksal, als Einer darum unschuldig ist, weil er sich für unschuldig ausgibt.

Damit will ich nicht gegen das Schicksal eifern, sondern gegen sein krudes Vorkommen in der Ahnfrau. Die Poesie kann des Hereinspielens eines Uebersinnlichen in das Mensch-

liche nie entbehren. Da uns nun die Wissenschaft darüber gar nichts, oder wenigstens nichts Vernünftiges zu sagen weiß, die Religion aber leider mehr im „Bewußtsein" als in der Ueberzeugung lebt, so bleibt uns nichts übrig, als diese Verbindung zweier Welten so zu nehmen, wie sie, einem Grundzuge der menschlichen Natur gemäß, in allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen ist. Die Alten hatten die grandiose Gestalt des Schicksals; aber auch nur für die Poesie. Es wäre ihnen im wirklichen Leben nicht eingefallen, bei einer Gefahr die Hände in den Schooß zu legen, weil doch das Unvermeidliche nicht zu vermeiden sei, so wie der Richter einem Verbrecher ins Gesicht gelacht haben würde, wenn er sich auf ein Schicksal oder einen erhaltenen Orakelspruch berufen hätte. Diese großartige Gestalt ist allerdings durch die neueren Religionen zerstört worden, aber die Trümmer davon leben unvertilgbar als Vorbedeutung und Vorahnung, als Wirkung von Fluch und Segen, als Gespenster- und Hexenglauben fort. Als letztern hat ihn Shakespeare im Macbeth benützt. Wenn ihr mir sagt, diese Hexen seien der eigene Ehrgeiz des Helden, so antworte ich euch: Thut die Augen auf! Was ihr da vor euch seht, das sind Hexen, und nicht der Ehrgeiz. So wie das Gespenst Banquo's ein wirkliches Gespenst ist, weil ihr es mit euren eigenen Augen seht, indeß der Gedankendolch vor dem Morde nur ein Gedankendolch ist, denn nur Macbeth sieht ihn, ihr aber nicht. Meint ihr aber, diese Hexenfiguren bekämen ihren Werth für alle Zeiten dadurch, daß sie den Ehrgeiz Macbeths repräsentiren, so habt ihr vollkommen recht, dann denkt aber auch bei der Ahnfrau an den biblischen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern des Verbrechers bis ins siebente Glied, und ihr habt einen Akt geheimnißvoller Gerechtigkeit vor euch, statt eines Schicksals.

Die Grundirrthümer der menschlichen Natur sind die Wahrheiten der Poesie, und die poetische Idee ist nichts Anders als die Art und Weise, wie sich die philosophische im Medium des Gefühls und der Phantasie bricht, färbt und gestaltet.

aufzustehen und bei einem schlechten Tintenzeuge auf grobem Conceptpapier an meinem Stücke zu arbeiten. Ich legte mir, obwohl der Stoff mich anzog, doch ein tägliches Pensum auf, dem ich um so mehr treu blieb, als unsere, wieder dringend gewordenen häuslichen Bedürfnisse einer Nachhülfe dringend bedurften. Auch die Sappho wurde in weniger als drei Wochen vollendet.

Mein Freund und frühere Rathgeber Schreyvogel war während dieser ganzen Zeit auf einer Reise in Deutschland abwesend, wo er taugliche Subjekte für das Hofburgtheater aufsuchte. Als ich ihm bei seiner Zurückkunft das Stück fertig übergab, schien er Anfangs nicht sehr erbaut, erwärmte sich aber nach und nach, ohne daß von Aenderungen oder Verbesserungen auch nur die Rede war, die ich auch nicht zugegeben hätte. Ja, eines Tages sagte er mir: „Sie haben einen großen Begünstiger Ihres Stückes gefunden." Es war dieß der Schauspieler Moreau, der auch als Comparsen-Inspicient fungirte, und dem das Manuskript zur Herbeischaffung und Abrichtung der erforderlichen Sklaven und Sklavinnen übergeben worden war. Er hatte sich geäußert, das Stück gefalle ihm besser als „Die Schuld", was damals kein kleines Lob war, und woran Schreyvogel vorderhand nicht zu glauben schien.

Nun ging es an die Besetzung der Rollen; Madame Schröder, in deren Fach die Sappho gehörte, befand sich in Folge eines ihrer immerwährenden Kriege mit der Direktion im Auslande und drohte, nicht wiederzukommen. Man war daher genöthigt, auf eine in andern Fächern vortreffliche Schauspielerin, Madame Löwe, zu denken, die aber dieser Rolle nicht gewachsen war. Herr Korn war Phaon. Für die Rolle der Melitta hatte ich zu allgemeiner Verwunderung die Gattin dieses Letztern bezeichnet, die, höchst liebenswürdig in den sogenannten Ingénues, nie in versificirten Stücken, vor Allem aber nicht in der Tragödie gespielt hatte. Endlich kam Madame Schröder zurück, bemächtigte sich der Hauptrolle,

Meine Poesie, in Verbindung mit Weigels Musik — und so weiter! Er selbst habe einen vortrefflichen Opernstoff gefunden. Obwohl ich nicht die geringste Lust hatte, einen Operntext zu schreiben, fragte ich doch nach diesem Stoffe. Er nannte Sappho. Ich versetzte augenblicklich, das gäbe allenfalls auch ein Trauerspiel. Er dagegen meinte, dazu seien denn doch zu wenig Begebenheiten. So trennten wir uns, er ging nach der Stadt, und ich dem Prater zu.

Der Name Sappho hatte mich frappirt. Da wäre ja der einfache Stoff, den ich suchte. Ich ging weiter und weiter in den Prater, und als ich spät Abends nach Hause kam, war der Plan zur Sappho fertig. Ich ließ mir nur noch des andern Tages in der Hofbibliothek die erhaltenen Fragmente ihrer Gedichte geben, fand das eine der beiden vollständigen, an die Liebesgöttin, ganz für meinen Zweck geeignet, übersetzte es auf der Stelle und ging schon des nächsten Morgens an die Arbeit.

Wir hatten zu dieser Zeit von der Wohnung einer gleichfalls verwittweten, aber ungleich besser gestellten Schwester meiner Mutter, im Schottenhofe, zwei Zimmer zur Aftermiethe bezogen. Daß sie im ersten Stocke, gerade über der Backstube eines unten wohnenden Bäckers lagen, schien kein Anstand, da der Sohn meiner Tante mehrere Jahre lang in dem Zimmer geschlafen hatte, das für mich bestimmt war. Bald zeigte sich aber ein bedeutender Unterschied in unserm verwandtschaftlichen Nervensystem. Ich konnte nämlich der dumpfen Wärme und des leisen Hantierens der Bäckersknechte wegen in der Nacht kein Auge schließen. Da erbot sich eine zweite, gleichfalls im Schottenhofe wohnende Tante, eine noch jetzt im hohen Alter lebende vortreffliche Frau, mir ein Zimmer ihrer Wohnung, das sie nur bei Tage benützte, Nachts zum Schlafen zu überlassen. Ich nahm mit Vergnügen an und wanderte nun täglich im Finstern, während Alles im Hause schon schlief, nach meinem subsidiarischen Schlafgemache, wo ich mich leise zu Bette legte, um des nächsten Morgens so früh als möglich

hineinbringen. — Damit ging sie fort, warf über Nacht die ganze ihr aufgedrungene Ansicht der Rolle von sich und war bei der Aufführung so über alle Beschreibung liebenswürdig, daß sie die Krone des Abends davon trug.

Das Stück machte unglaubliche Sensation.[1] Ich selbst befand mich, meinem Vorsatze getreu, nicht unter den Zusehern, sondern auf der Bühne. Meine Mutter aber, die einen Sperrsitz in der dritten Galerie inne hatte, wurde von Einigen erkannt und sonach vom Publikum umringt, die ihr zu ihrem Sohne und seinem Erfolge Glück wünschten, so daß die gute Frau vor Freude weinend nach Hause kam.

Mit der Kritik kam ich dießmal sehr gut zu rechte. Damals herrschten noch Lessings, Schillers, Goethe's Ansichten in der deutschen Poesie, und daß menschliche Schicksale und Leidenschaften die Aufgabe des Dramas seien, fiel Niemand ein, zu bezweifeln. Das Antiquarische, Geographische, Historische, Statistische, Spekulative, der ganze Ideenkram, den der Dichter fertig vorfindet und von außen in sein Werk hineinträgt, ward dadurch von selbst zur Staffage und ordnete sich dem Menschlichen unter. Höchstens meinten Einige, das Stück sei nicht griechisch genug, was mir sehr recht war, da ich nicht für Griechen, sondern für Deutsche schrieb. Eben so war es mit einem weiteren Tadel: ich hätte in Sappho mehr das Weib als die Dichterin geschildert. Ich war nämlich immer ein Feind der Künstlerdramen. Künstler sind gewohnt, die Leidenschaft als einen Stoff zu behandeln. Dadurch wird auch die wirkliche Liebe für sie mehr eine Sache der Imagination, als der tiefen Empfindung. Ich wollte aber Sappho einer wahren Leidenschaft, und nicht einer Verirrung der Phantasie zum Opfer werden lassen. Von allen Kritikern zeigte sich nur Müllner erbost und ungerecht. Es gehört jetzt zum Ton, über den Verfasser der „Schuld“ und des „Yngurd“ abschätzig zu sprechen; demungeachtet aber lebt jetzt kein Dichter, der in Dem,

[1] 21. April 1818.

was Müllner gut gemacht hatte, ihm an die Seite gesetzt werden könnte, so wie er auch der letzte sachkundige Kritiker in Deutschland war.

Schreyvogel stand mit Müllner in Briefwechsel, er schickte ihm die Sappho im Manuskript. Da erhalte ich denn ein Schreiben von Müllner, in dem er in den gesteigertsten Ausdrücken seine Billigung des Stückes ausspricht, nur sollte ich den ersten Akt weglassen, meinte er. Ich schrieb ihm in dem Tone, wie es dem Jüngern gegen den Aeltern zukommt, die Gründe, warum mir dieser erste Akt nothwendig scheine. Darüber wurde nun der Mann so erbost, daß er in seinem Mitternachtsblatte eine Kritik erscheinen ließ, die über das Stück vom Anfang bis zu Ende den Stab brach. Ich hätte nichts gebraucht, als seinen frühern lobenden Brief drucken zu lassen, um ihn durch sich selbst zu widerlegen. Ich that es nicht, wie ich denn überhaupt auf Kritiken nie geantwortet habe, nicht aus Aengstlichkeit, sondern aus Verachtung.

Der Ertrag meines Stückes war wieder höchst unbedeutend. Die Theater in Deutschland honorirten damals äußerst bettelhaft, ja ich erinnere mich, daß eine königliche Hofbühne für die Sappho, die in ganz Deutschland mit Enthusiasmus aufgenommen und unzählige Male gegeben wurde, mir drei, sage: drei Dukaten bezahlte, welche ich nur darum nicht zurückwies, weil eine Compensation mit der Forderung eines dortländigen Dichters an das Wiener Hoftheater dabei ins Mittel trat.

Für den Druck des Stückes erhielt ich Anträge von den meisten deutschen Buchhandlungen; ich gab es aber für ein höchst mäßiges Honorar demselben Wiener Buchhändler, der die Ahnfrau gedruckt hatte, größtentheils aus einem vaterländischen Gefühle, weil es mich verdroß, daß ein östreichischer Dichter durchaus eine fremde, wenn auch deutsche Protektion nöthig haben sollte. Ich that unrecht, denn die Verbreitung meiner Arbeiten in Deutschland wurde sehr durch die mißliebige Wiener Firma beschränkt und gehemmt.

Nachhaltiger aber wurde unser ökonomischer Zustand durch die Vorsorge der Staatsbehörden verbessert. Graf Stadion, damaliger Finanzminister, dem die Wiener Hoftheater untergeordnet waren, ließ das Burgtheater mit mir einen Contrakt auf unbestimmte Zeit abschließen, durch den mir, bis ich im Staatsdienste befördert werden könnte, als Theaterdichter ein Gehalt von jährlichen 2000 fl. Papiergeld zugesichert wurde. Selbst Fürst Metternich ließ mich zu sich kommen und empfing mich, wobei Hofrath Gentz als Dritter gegenwärtig war, aufs Freundlichste. Er belobte mich und mein Stück, fragte mich um meine Aussichten und Wünsche und erbot sich, jeden derselben, so weit sein Einfluß reichte, wie er sich höchst bescheiden ausdrückte, zu unterstützen und zu fördern. Ich erzählte, was bereits Graf Stadion für mich gethan, und daß ich vollkommen zufrieden sei. Ueberhaupt herrschte damals die günstigste Stimmung für mich in allen Schichten der Gesellschaft. Hätte ich nie etwas Anderes geschrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen; kaum aber ging ich über diese engen Verhältnisse hinaus, so fing die Verfolgung von allen Seiten an.

Graf Stadion, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und mein einziger Gönner und Beschützer unter allen Verhältnissen, legte aber, ohne es zu wissen und zu wollen, zugleich den Grund zu allen spätern Mißständen. Ich diente damals bei der Finanzhofstelle im Zollbureau. Die Idee, mich unter den Zöllnern zu wissen, wie er sich ausdrückte, war ihm unerträglich. Trotz meiner Weigerung bestand er darauf, mich in das Departement zu versetzen, dem nebst den allgemeinen Kassengegenständen die Hoftheater untergeordnet waren, und zwar sollte ich nur in Theatersachen arbeiten. Da fand ich denn einen Chef, dem nicht allein jede Kunstansicht fremd war, sondern der sogar von dem Technischen nicht das Geringste verstand, und dabei von so verschmitztem und niedrigem Charakter, daß, nachdem sich einmal die Unverträglichkeit

unserer Ansichten herausgestellt hatte, er einen eigentlichen Haß auf mich warf und jede Gelegenheit ergriff, mir zu schaden, was ihm denn auch nur zu gut gelang.

Das Erste war, daß er mich mit Schreyvogel zu verfeinden suchte, den er für einen Kunstenthusiasten, d. h. nach seiner Meinung für einen Halbwahnsinnigen hielt. Als wir uns aber über die Lügen und erdichteten Aeußerungen, die er uns über einander mittheilte, verständigten, warf er mich in Eine Klasse mit jenem und that von Allem das Gegentheil, was ich ihm rieth. Da ich mich nun jeder Mitwirkung nach Möglichkeit entzog und somit ziemlich unbeschäftigt blieb, so kam ich in den Ruf eines nachlässigen Beamten, indeß mein früherer Chef im Zolldepartement in Verzweiflung war, mich, als einen seiner brauchbarsten Arbeiter, zu verlieren.

Ich hatte indeß den Plan zu einem neuen Stücke gefaßt, demselben, das viele Jahre später unter dem Titel „Der Traum ein Leben“ auf die Bühne kam. Es ist einem der kleinen Romane von Voltaire entlehnt, was ich so wenig verbergen wollte, daß ich sogar die Eigennamen des Originals beibehielt. Demungeachtet hat es kein Kritiker bemerkt, man liest eben Voltaire nicht mehr, man begnügt sich, über ihn abzuurtheilen, ohne ihn zu kennen. Das Stück sollte, da es phantastischer Art war, im Theater an der Wien aufgeführt werden, und der Schauspieler Heurteur, der den Jaromir in der Ahnfrau mit so viel Glück gegeben hatte, die Rolle des Rustan spielen. Der Neger Zanga war für Küstner bestimmt, einen talentvollen, aber nach Art der Vorstadttheater etwas grellen Darsteller. An ihm scheiterte aber das Vorhaben. Da er sich auf seine Mimik viel zu Gute that, die, die Wahrheit zu sagen, etwas ans Fratzenhafte gränzte, lag er mir unaufhörlich an, den Zanga keinen Schwarzen sein zu lassen, da der schwarze Anstrich ihn eines Haupthebels seines Spiels beraubte. Mir stand nun aber Zanga als Schwarzer da, wie er denn auch als solcher in der Erzählung vorkommt. Darüber verlor ich die Lust und ließ das Stück mit dem ersten Akte

liegen. Nun begab sich aber das Sonderbare, daß Küstner zu seiner bald darauf erfolgenden Einnahme ein Stück brachte, dem gleichfalls ein objektiver Traum zu Grunde lag. Ob das Zufall war, oder Küstner, der es überhaupt mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau nahm, sich nach vagen Erinnerungen ein solches Stück von einem andern Dichter bestellt hatte, weiß ich nicht. Es machte wenig Eindruck, nahm mir aber doch die Lust, an dem meinigen weiter zu arbeiten, da die Neuheit der Sache einmal verloren war.

So viele mir ungewohnte Aufregungen, zugleich die sich immer mehr aufdringende Ueberzeugung, daß meine rein künstlerischen Ansichten mit einer in Deutschland sich mehr und mehr Platz machenden Ideologie in geradem Widerspruch ständen, so daß auf eine ungetrübte Wirksamkeit nicht zu rechnen sei, griffen meine von Natur schwache Gesundheit bedeutend an. Unsere verbesserten Umstände machten einen von den Aerzten angerathenen Landaufenthalt nunmehr möglich. Wir wählten Baden bei Wien, um so mehr, als meiner Mutter der Gebrauch der dortigen Bäder verordnet worden war. Hier sollte ich, wieder durch einen Zufall, den Stoff zu meiner dritten dramatischen Arbeit finden. Wir waren in Baden angekommen, indeß unser Gepäck noch zurück war. Das mir bestimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirthin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Hederichs mythologisches Lexikon. Darin herumblätternd, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun wußte ich, wie natürlich, die Geschichte dieser berüchtigten Zauberin sehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereignisse in solcher Nähe auf einmal nie vor mir gehabt. Mit derselben Plötzlichkeit, wie bei meinen frühern Stoffen, gliederte sich mir auch dieser ungeheure, eigentlich größte, den je ein Dichter behandelt. Das goldene Vließ war mir als ein sinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, als eine Art Nibelungenhort, obgleich an einen Nibelungenhort damals

Niemand dachte, höchst willkommen. Mit Rücksicht auf dieses Symbol, und da mich vor Allem der Charakter der Medea und die Art und Weise interessirte, wie sie zu der für eine neuere Anschauungsweise abscheulichen Katastrophe geführt wird, mußten die Ereignisse in drei Abtheilungen auseinander fallen. Also eine Trilogie, obwohl mir die Vorspiele und Nachspiele von jeher zuwider waren. Demungeachtet fühlte ich mich zur Ausführung unwiderstehlich hingezogen, und ich gab nach. Ich hatte darin doppelt unrecht. Einmal ist die Trilogie oder überhaupt die Behandlung eines dramatischen Stoffes in mehreren Theilen für sich eine schlechte Form. Das Drama ist eine Gegenwart, es muß Alles, was zur Handlung gehört, in sich enthalten. Die Beziehung eines Theiles auf den andern gibt dem Ganzen etwas Episches, wodurch es vielleicht an Großartigkeit gewinnt, aber an Wirklichkeit und Prägnanz verliert. Die Trilogie des Aeschylus ist eine Aneinanderreihung dramatisch unabhängiger Stücke. In den Koephoren treten ganz neue Personen auf, und es entlehnt aus dem Agamemnon nichts, als den ohnehin Jedermann bekannten Gattenmord, wie denn auch Sophokles und Euripides beide Elektren ohne Vorstücke geschrieben haben. Die Eumeniden sind ein athenisch-patriotisches Stück, eine Verherrlichung des Areopags und der Nationalgottheit Athene, so daß das Schicksal Orests gleichsam in den Hintergrund tritt. Der durchgehende Faden verknüpft, ohne zu bedingen. Anders ist es im Wallenstein. Das Lager ist völlig überflüssig, und die Piccolomini sind nur etwas, weil Wallensteins Tod darauf folgt. Diese Form ist die fehlerhafte, unbeschadet der Vortrefflichkeit unsers deutschen Meisterwerkes. Außer diesen formellen Bedenken hätte mich auch die Rücksicht auf die Natur meiner poetischen Begabung zurückhalten sollen. In mir nämlich leben zwei völlig abgesonderte Wesen. Ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie, und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art. Nun war nicht zu hoffen, daß, meine schwankende Gesundheit in Anschlag gebracht, ich mich durch einen

so langen Zeitverlauf, als diese Ausarbeitung voraussetzte, immer auf dem Standpunkte der Anschauung werde erhalten können, und sobald ich zur Reflexion Zuflucht nehmen mußte, war Alles verloren. Dabei waren noch gar nicht hemmende und unglückliche Ereignisse in Anschlag gebracht, die in der Folge wirklich eintraten. Ich gab also nach, und wenn ich nicht gleich zur Arbeit schritt, war es nur der Zustand meiner Gesundheit, der sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Magen und Eingeweide versagten ihren Dienst, ein heißer Kopf und kalte Füße deuteten auf Krämpfe und eine Verstimmung der Nerven, gegen die der Arzt keinen Rath mehr wußte. Da besuchte mich eines Tages der damalige Prälat von Lilienfeld, spätere Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker. Als er meinen Zustand sah, forderte er mich auf, mit ihm nach Gastein zu gehen, wohin er eben ins Bad abreisen wollte. Ich zog den Arzt zu Rathe, er billigte das Unternehmen, und zwei Stunden darauf saß ich mit Pyrker im Wagen, und wir zogen nach Gastein. Dieses Bad hat mir damals wahrscheinlich das Leben gerettet. Ich kam gestärkt und wieder arbeitsfähig zurück.

Es ging nun an die Ausführung des goldenen Vließes. Nie habe ich an etwas mit so viel Lust gearbeitet. Vielleicht war es gerade die Ausdehnung und Schwierigkeit der Aufgabe, die mich anzog. Die ersten beiden Abtheilungen sollten so barbarisch und romantisch gehalten werden, als möglich, gerade um den Unterschied zwischen Kolchis und Griechenland herauszuheben, auf den Alles ankam. Ich erhielt mich glücklich auf der Höhe, die ich mir vorgesetzt, und war über die Hälfte der zweiten Abtheilung gelangt, so daß ich hoffen konnte, diese baldigst zu vollenden. Aber oben war es anders beschlossen. Während ich mich in Gastein befand, hatte meine Mutter immer fort gekränkelt. Sie hatte ihr achtundvierzigstes Jahr erreicht und befand sich auf dem gefährlichen Punkt, wo die weibliche Natur einen großen Umschwung erleidet. Trotz des Beistandes eines sehr geschickten Arztes verschlimmerte sich ihre Krankheit von Tag zu Tag, sie konnte endlich das

Bette nicht mehr verlassen, ja es stellte sich periodenweise eine eigentliche Geistesverwirrung ein. In diesem Zustande begehrte sie, da die österliche Zeit heranrückte, aufzustehen und zur Communion zu gehen, obschon sie sonst gerade nicht sehr religiös gestimmt war. Auf mein Befragen erklärte der Arzt, daß von einem Selbstbesuch der Kirche für sie durchaus nicht die Rede sein könne, ja selbst die Communion im Hause schien ihm, wegen der damit verbundenen Aufregung, bedenklich, um so mehr, als an eine nahe bevorstehende Todesgefahr gar nicht zu denken sei. Sie könnte, meinte er, sich und Andern zur Qual in ihrem gegenwärtigen Zustande noch mehrere Jahre leben. Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, nächsten Tages den Priester mit dem Allerheiligsten holen zu lassen, indem ich hoffte, daß bis dahin sich ihre Besinnung wieder hergestellt haben werde. Und so legte ich mich zu Bette. Nach Mitternacht gegen Morgen wurde ich durch ein Klopfen an meine Thüre aufgeweckt. Es war die Magd, die neben der Köchin eigens zur Pflege der Kranken aufgenommen worden war. Sie bat mich um Gotteswillen, hinüber zu kommen, da die gnädige Frau durchaus nicht ins Bette zurückgehen wolle. Ich eilte ins Zimmer meiner Mutter und fand diese, halb angekleidet, an der Wand zu Häupten ihres Bettes stehend. Ich beschwor sie, sich keiner Verkältung auszusetzen und sich wieder niederzulegen, erhielt aber keine Antwort. Ich faßte sie an, um allenfalls ihrer Schwäche nachzuhelfen, da, bei dem Scheine des von der Magd gehaltenen Lichtes, sehe ich ihre Züge starr und leblos. Ich hielt meine Mutter todt in meinen Armen. Wahrscheinlich war ihr während der Nacht der Gedanke wiedergekommen, in die Kirche zur Communion zu gehen. Während sie sich ankleiden wollte, traf sie ein Schlagfluß, wobei ihr Rücken gegen die Mauer lehnte, während ihre Kniee sich gegen den vor ihr stehenden Nachttisch stemmten, so daß sie aufrecht im Tode dastand. Das Entsetzen dieses Momentes läßt sich begreifen. Da aber vielleicht noch Hülfe möglich sein konnte, befahl ich den Mägden, die Frau ins Bette zu bringen,

und eilte augenblicklich fort nach dem Arzte, der mir auch eben so schnell folgte. Als wir kamen, hatten sich die dummen Weibsbilder nicht getraut, die Todte anzufassen, und sie stand noch immer neben ihrem Bette. Wir brachten sie in dieses, wobei aber sogleich der Arzt erklärte, daß hier von einer Hülfe keine Rede mehr sei. Was ich empfand, könnte nur Derjenige beurtheilen, der das, ich möchte sagen, Idyllische unsers Zusammenlebens gesehen hätte. Seit ich nach dem Versiegen ihrer eigenen Hülfsquellen allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre. Alles Aeußere überließ ich ihr blindlings, wogegen sie sich aber auch alles Einmengens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Ueberzeugungen gleicherweise enthielt. Sie hatte, nach der Art der weiblichen Zeitgenossen ihrer Jugend, wenig sogenannte Bildung, von Lernen besonders war damals bei dem weiblichen Geschlechte wenig die Rede, aber nach dem Künstlerischen ihrer musikalischen Natur fehlte es ihr nicht an Sinn für Jedes, und sie konnte in Alles eingehen, wenn sie's auch nicht verstand. Aus unserm Zusammenleben konnte ich abnehmen, daß ein eheliches Verhältniß meinem Wesen gar nicht entgegengesetzt war, obwohl ein solches Verhältniß sich nicht gefunden hat. Es liegt etwas Reconciliantes und Nachgiebiges in mir, das sich nur gar zu gern selbst der Leitung Anderer überläßt, aber immerwährende Störungen oder Eingriffe in mein Inneres dulde ich nicht, kann ich nicht ertragen, wenn ich auch wollte. Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein Anderes sei, meinen Antheil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu Zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens. Einmal schien ein solches Verhältniß sich gestalten zu wollen, es ward aber gestört, weiß Gott, ohne meine Schuld.

Die, wenigstens für mich, gräßlichen Umstände bei dem Tode meiner Mutter griffen meine Gesundheit aufs Feindseligste an. Die Aerzte riethen zu einer augenblicklichen Entfernung von Wien. Die frühe Jahreszeit, es war im Monat März, erlaubte einen Landaufenthalt nicht; also eine Reise; aber wohin? Italien stand mir zwar von jeher lockend da, aber die Reise eines Beamten ins Ausland brauchte damals so viele Vorbereitungen. Es mußte ein Vortrag an den Kaiser oder dessen Stellvertreter erstattet werden, und erst nach erlangter höchster Genehmigung wurde der erforderliche Paß ausgefertigt. Auch waren die Reisegelegenheiten damals nicht so organisirt, wie gegenwärtig. Extrapost zu nehmen, erlaubten meine Geldmittel nicht, selbst Eilwägen gab es nicht, alle übrigen Transportmittel waren eher Gesundheit-zerstörend als heilend. Da erscheint mein Vetter und Freund Paumgartten und sagt mir: ein Graf Deym wolle mit eigenem Wagen und Extrapost nach Italien reisen und suche einen Gefährten auf halbe Kosten.

Es war nämlich in demselben Jahre (1819) der Kaiser von Oestreich mit Frau und einem beträchtlichen Gefolge nach Rom und Neapel gereist, auch schon an ersterem Orte angelangt. Graf Deym war kaiserlicher Kämmerer und hielt für seine Pflicht, seinem Herrn in der Fremde aufzuwarten, wohl auch seine Dienste anzubieten. Man beschrieb mir den Mann als wunderlich, aber gutmüthig; so war er auch. Die fehlende kaiserliche Genehmigung zu meiner Reise erbot sich der Finanzminister Graf Stadion dadurch zu ersetzen, daß er mir auf eigene Verantwortung die Erlaubniß ertheilte; mit dieser sollte ich einen Passirschein der Wiener Polizei erheben, der förmliche Paß würde mir später nachgesendet werden. Der Wiener Polizeidirektor gab mir, auf Grundlage der Erlaubniß des Grafen Stadion, einen Passirschein für das Inland und einen versiegelten Brief, in Folge dessen man mir in jeder Provinzial-Hauptstadt einen Reisepaß ins Ausland ausfertigen würde. Mein Entschluß war gefaßt, ich begab mich mit Graf

Deym auf den Weg. In Gratz übergab ich meinen versiegelten Brief der dortigen Polizeidirektion, man erbrach ihn, las ihn und gab mir ihn neu versiegelt wieder, indem man mir sagte, in Laibach würde ich sicher einen Reisepaß bekommen. In Laibach dasselbe Manöver. In Triest begnügte man sich nicht einmal damit, sondern die Polizei war sogar so gefällig, uns zur Miethung eines Handels-Trabacolo zur Reise nach Venedig behülflich zu sein, dessen Gouverneur, wie man sagte, die Macht hätte, mir einen Paß fürs Ausland auszufertigen. Ich war also noch immer in Gefahr, an der Grenze wieder umkehren zu müssen.

Befanden sich die Communikationsmittel zu Lande für einen Reisenden, der Eile hatte, damals in einem übeln Zustande, so war es mit den Gelegenheiten zur See noch schlimmer. Man hatte gerade in jenem Jahre ein Dampfboot in Triest eingerichtet, das aber nur ein- oder zweimal die Woche nach Venedig abging und gerade am Tage unserer Ankunft dahin abgegangen war. Wir mußten uns daher in das kleine Handels-Trabacolo einpferchen lassen, das von Käse und Thran stank, um schon am Lande Uebelkeiten zu erregen. Ein Beamter der Polizei begleitete uns auf das Fahrzeug, ich weiß nicht, ob aus Gefälligkeit, oder zur Ueberwachung. Ich möchte wohl wissen, was in dem versiegelten Briefe des Wiener Polizeidirektors gestanden hat.

Unsere Ueberfahrt war, theils durch die Unbequemlichkeit unserer Barke, theils durch abwechselnde Windstillen und widrige Winde, beinahe unleidlich. Wir brauchten von Triest nach Venedig, ein Zwischenraum, den man mit dem Dampfboote in wenigen Stunden zurücklegt, zwei volle Tage. Zugleich quälten mich die Anfänge der Seekrankheit, ein Leiden, das mir immer um so unerträglicher war, da meiner Körperbeschaffenheit die natürliche Erleichterung als Heilmittel versagt ist.

Ich kam halb krank in Venedig an, was mich aber nicht hinderte, die wundervolle Stadt, diese versteinerte Geschichte,

mit all ihrem Zauber in mich aufzunehmen. Auch für den Rest meiner Reise sollte hier gesorgt werden, da der Gouverneur von Venedig, Graf Goes, ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher Mann, sich bereit erklärte, mir meinen Paß auszufertigen, was auch geschah. Er lud uns wiederholt zu Tische, ja er erbot sich sogar, mir die Bekanntschaft von Lord Byron zu verschaffen, der sich damals eben in Venedig befand. Er wollte ihn über den dritten Tag zu sich laden, da die andern Tage mit officiosen Diners besetzt waren. Unter allen andern Umständen, sagte er, würde Lord Byron die Einladung ausschlagen, aber eben jetzt ist er mir großen Dank schuldig, weil ich ihn in der Entführungsgeschichte mit jener Bäckersfrau vor der Wuth des Pöbels geschützt habe. Er wird kommen, freilich so wenig als möglich sprechen, aber Sie werden ihn wenigstens sehen, und wer weiß, ob Sie ihm nicht denn doch Rede abgewinnen. Nun hatte ich Lord Byron gewissermaßen schon gesehen, im Theater nämlich. Da setzte er sich aber geflissentlich in den Schatten der Logenwand, so daß mein schlechtes, obgleich bewaffnetes Auge von ihm nichts unterscheiden konnte, als daß er beleibter war, als ich mir ihn vorgestellt hatte. Das Anerbieten des Grafen Goes setzte mich in große Verlegenheit. Einerseits hätte ich Alles darum gegeben, mit Lord Byron beisammen zu sein, andererseits rückte die Osterwoche heran, und die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom ließen sich nicht nachtragen. Da nun zugleich mein Reisegefährte wenig Lust hatte, um Lord Byrons willen die Osterceremonien zu versäumen, so mußte ich auf die interessante Bekanntschaft Verzicht leisten, und wir reisten desselben Abends ab. Noch erinnere ich mich des zauberischen Eindrucks, als bei Rovigo die Sonne aufging und, indeß wir uns auf dem Wege durch Kärnthen und Krain mit Schnee und Eis herumgeschlagen, in Venedig aber nichts als zeitlose Steine und Mauern gesehen hatten, mit Einem Male der Frühling mit Blättern und Blüthen vor uns stand. Dieser Frühling hinderte aber nicht, daß, als wir Nachts die Apenninen

passirten, wir eine Kälte ausstanden, wie ich sie im Leben nie mehr empfunden habe. Ja, diese Kälte verschaffte mir den ersten und einzigen Rausch meines Lebens. Wir reisten Tag und Nacht, troß der Warnungen vor Räubern, ja selbst der Widersetzlichkeit der Postillone. In Radicofani aber war es durchaus nicht möglich, weiter zu kommen, und wir beschloßen, zu übernachten. Auf die Frage des Wirthes, welchen Wein wir trinken wollten, überließen wir ihm die Wahl, und er brachte uns zwei Sorten: Montefiascone und Lacrymä Christi, in den bekannten wälschen großen Korbflaschen, wo man denn nach Maßgabe des entstandenen leeren Raumes bei der Zeche bezahlt. Wir versuchten die beiden Gattungen, fanden sie beide vortrefflich und tranken am Kaminfeuer bis in die Nacht, ohne daß ich auch nur die geringste Anmahnung einer Befangenheit des Kopfes verspürt hätte. Als ich aber, dem Cameriere nach meinem Schlafzimmer folgend, den kalten Gang betrat, verlor ich augenblicklich die Besinnung, ging aber nichts desto weniger mechanisch hinter ihm her, ohne daß er, wie es scheint, nur das Geringste von meinem Zustande bemerkte. Des andern Morgens fand ich mich unausgekleidet auf meinem Bette, das Licht im Leuchter bis zu Ende herabgebrannt, übrigens aber ohne Kopfweh und vollkommen reiserüstig. Wir kamen denn auch am Donnerstag vor Ostern in Rom an, so daß die Feierlichkeiten des Mittwochs bereits versäumt waren. Diese Feierlichkeiten sind Jedermann aus tausend Beschreibungen bekannt. Das wunderbare Miserere von Allegri, durch die herrlichsten Stimmen ausgeführt, wobei man mit theatralischer Kunst den Zeitpunkt abwartet, wo die sixtinische Kapelle mit Michel Angelo's Meisterwerken sich schon in Dunkelheit zu hüllen anfängt und nun aus dem allein erleuchteten Chor die Töne wie aus dem Himmel herabsteigen, die Fußwaschung, die Pontificalmesse mit dem Segen des Papstes, dazu der Drang, in den freien Zwischenzeiten die Gemälde und Antiken, bis zu näherer Betrachtung, wenigstens zu durchkosten, Das alles, verbunden mit den Beschwerden der übereilten

Reise und den vorhergegangenen erschütternden Ereignissen, machten auf mich einen Eindruck, der allenfalls einen Schlagfluß begreiflich gemacht hätte. In den Antikensälen des Vatikans befiel mich eine Uebelkeit, so daß ich den Antrag eines Beamten der Wiener Staatskanzlei annehmen mußte, mich in seiner (natürlich päpstlichen) Equipage nach Hause zu bringen. Demungeachtet konnte ich meinem Eifer keine Grenzen setzen. Von Morgens bis Abends in den Galerien oder auf antiquarischen Exkursionen, und zwar letztere zu Fuße, da meine angeborne Abneigung, zu fahren, noch dadurch unterstützt wurde, daß sämmtliche Fahrgelegenheiten von den durch die Anwesenheit des östreichischen Hofes in Unzahl herbeigezogenen Fremden in Beschlag gelegt waren. So ging ich denn unermüdet in der schon heiß gewordenen Jahreszeit, und immer allein, da ich mit meinem Reisegefährten schon halb zerfallen war. Er beanspruchte eine Gemeinschaftlichkeit der Exkursionen, wobei er aber landwirthschaftliche und gewerbliche Zwecke im Auge hatte, was sich mit meinem künstlerischen Heißhunger nicht vereinbaren ließ. Den deutschen Künstlern mich zu nähern, hielt mich aber der Widerwille vor einer damals unter ihnen herrschenden affektirten Richtung ab, zufolge welcher sie in mittelalterlicher Tracht herumgingen und auch in ihren Werken einer abgeschmackten Nürnbergerei nachhingen, obwohl, wie sich in der Folge zeigte, nicht alle, und unter den Bessern mit spätern lobenswerthen Bekehrungen. Den Ausschlag gab eine Wanderung zum Grabmale der Cecilia Metella in der größten Tageshitze. Ich bekam den Durchfall. Indem ich ihn mit aus Deutschland gewohnten Mitteln bekämpfen wollte und eine Flasche Bordeaux trank, vermehrte ich das Uebel. Ich wohnte in der strada fratina bei einem der größten Schurken von Rom, einem Advokaten, der einmal sogar den Wagen meines sorglosen Reisegefährten verkaufen wollte, ja ihn schon wirklich verkauft hatte, so daß nur, weil er auch den Käufer, einen Engländer, betrügen wollte und vor Uebergabe des Wagens den abgemachten Preis steigerte, der Betrug

an den Tag kam und ich durch die Drohung, die Sache vor den Fürsten Metternich zu bringen, den Kauf rückgängig machte. Ganz das Gegentheil des Hausherrn waren seine Frau und seine Tochter Dudurina (ein Name, den ich fruchtlos versucht habe, auf eine Kalenderheilige zurückzubringen). Sie saßen ganze Tage lang bei mir und unterhielten mich mit Gesprächen, wobei denn freilich ein Hauptthema war, wie viele Deutsche in Rom schon am Durchfall und am römischen Fieber gestorben seien. Das Fieber ließ auch bei mir nicht auf sich warten. Da drangen sie mir endlich ihren Hausarzt auf, einen Don Bucciolotto, eine Karikatur, wie sie bei Goldoni vorkommen, in Perücke, Staatskleid und ellenlangen Manschetten, offenbar denselben, dessen sich, wie ich später gefunden habe, auch Kotzebue bei seinem Aufenthalte in Rom bedient hat. Er verschrieb mir eine Mixtur in einer ziemlich bedeutenden Flasche. Als ich ihn fragte, wie viel Löffel voll ich davon auf einmal nehmen sollte, antwortete er mit Geberde: il tutto. Ich nahm also diesen Trank im eigentlichsten Verstande, das Uebel wurde aber nicht besser, so daß mir die Idee, nicht mehr aus Rom herauszukommen, schon ziemlich geläufig wurde. Da fiel mir ein, daß sowohl der anwesende Kaiser von Oesterreich als Fürst Metternich gewiß deutsche Aerzte bei sich hätten, die meine nordische Natur besser verstehen möchten, als mein marktschreierischer Dulcamara. Vom Kaiser wußte ich, daß ihn sein Leibarzt, Staatsrath Stifft, begleitete, der aber, unbeschadet seiner übrigen Eigenschaften, als praktischer Arzt eines sehr geringen Vertrauens genoß. Es kam also darauf an, den ärztlichen Begleiter des Fürsten Metternich herauszubringen. Zufällig hatte ich erfahren, daß Friedrich Schlegel, den der Fürst in der getäuschten Hoffnung mitgenommen hatte, daß er etwas Literarisches über die Reise veröffentlichen werde, in meiner Nähe wohne. Ich hatte den Mann in Wien nie kennen gelernt, ja seiner Bekanntschaft ausgewichen, da mir seine Art und Weise widerlich war. Nun machte ich aus der Noth

eine Tugend und besuchte ihn, was er sehr gut für einen seiner Celebrität dargebrachten Zoll aufnehmen konnte. Es war gegen Abend, und ich fand ihn und seine Frau in Gesellschaft eines wälschen Geistlichen, der ihnen aus einem Gebet- oder sonstigen Erbauungsbuche vorlas, wobei die Frau mit gefalteten Händen zuhörte, der Gatte aber mit gottseligen Augen der Lesung folgte, indeß er aus einer vor ihm stehenden Schüssel mit Schinken und einer großen Korbflasche Wein seinen animalischen Theil „erfrischte". Den Geistlichen vertrieb bald meine weltliche Nähe. In dem darauf folgenden Gespräche ward es mir leicht, herauszubringen, daß Fürst Metternich den berühmten Augenarzt und auch in den übrigen Zweigen der Medicin mit Recht hochgeschätzten Dr. Friedrich Jäger in seinem Gefolge habe. Ich begab mich des andern Tages zu ihm. Er empfing mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, und mit einer einzigen Arzenei milderte und hob er bei kurzem Gebrauche das Uebel, an dem die Kunst seines römischen Collegen gescheitert hatte. Ich war in der Besserung begriffen, als mich ein Bedienter des Grafen Wurmbrand, Obersthofmeisters der Kaiserin, aufsuchte und aufforderte, mich zu seinem Herrn zu verfügen. Ich ging hin, fand den gutmüthigsten und herzlichsten Mann in dem Grafen, und es zeigte sich bald die Ursache meiner Berufung. Mein Vetter, Ferdinand Paumgartten, der in Wien zurückgeblieben war und, nebst seiner Stelle im Kabinete des Kaisers, auch die Dienste eines Sekretärs der Kaiserin besorgte, hatte in der Zwischenzeit meinen von den heimischen Behörden ausgefertigten Reisepaß behoben und, da er meine Wohnung in Rom nicht wußte, das Dokument an seinen Vorgesetzten, den Obersthofmeister der Kaiserin, gesendet mit der Bitte, mich in Rom aufsuchen und mir den Paß zustellen zu lassen. Das geschah nun, und wir sprachen über Dieß und Jenes. Der Graf bemerkte mein übles Aussehen, erfuhr die Ursache und meinte, ich sollte mich so bald als möglich von Rom entfernen, besonders da die **aria cattiva** sich bereits fühlbar mache. Ich war derselben

Meinung, mußte aber nothgedrungen ausharren, da bei der nächst bevorstehenden Abreise des östreichischen Hofes nach Neapel alle Postpferde für ihn in Bereitschaft gehalten wurden, sämmtliche Vetturini aber bereits abgezogen waren, da die Fremden, welche die Anwesenheit des Hofes nach Rom gezogen hatte, die Empfangsfeierlichkeiten in Neapel nicht versäumen wollten. Als ich ihm das erklärte, versetzte der Graf: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich fahre in einer vierspännigen Kalesche allein im Gefolge des Kaisers und langweile mich. Wollen Sie einen Platz an meiner Seite bis Neapel annehmen, so machen Sie mir eine Freude. Die Verantwortung gegenüber des Hofes nehme ich auf mich.“ Der Antrag war lockend, der Graf gefiel mir sehr wohl, und ich willigte mit Dank ein. Und so fuhr ich am zweiten Tage in einer prächtigen Equipage von Rom ab und langte unter Glockengeläute und Kanonendonner in Neapel an. Hier angekommen, begleitete ich den Grafen in seine Wohnung im albergo reale, wo eine Reihe von Prachtzimmern auf Kosten des Hofes von Neapel für ihn in Bereitschaft standen. Als ich Abschied nehmen wollte, fragte er mich: was werden Sie nun anfangen? „Wohnung suchen,“ war meine natürliche Antwort. „Jetzt, bei einbrechender Nacht?“ versetzte er. „Glauben Sie nicht, daß die Fremden, die Ihnen in Rom die Pferde weggenommen haben, es in Neapel mit den Wohnungen nicht eben so gemacht haben werden? Bleiben Sie über Nacht bei mir, morgen haben Sie den ganzen Tag, um nach Bequemlichkeit Quartier zu suchen.“ Dagegen ließ sich nun wieder nichts einwenden, und ich blieb. Des andern Tages frühstückten wir zusammen, und da kam denn ein neuer Vorschlag. „Sie sehen,“ sagte er, „die Reihe von Zimmern, die man mir bereitet hat und ich nicht einmal benützen kann, da mich mein Dienst den ganzen Tag bei Hofe festhält; bewohnen Sie eines davon, und wenn Sie glauben, daß darin eine Gefälligkeit von meiner Seite liegt, so erweisen Sie mir eine zweite und helfen Sie mir die Rechnungen der Kaiserin in

Ordnung zu halten.“ Diese Rechnungen waren das Einfachste von der Welt und bestanden nur darin, die Almosen und Trinkgelder, die der Graf für die Kaiserin bestritt, am Ende der Woche in eine Summe zu bringen, ein Geschäft, das kaum mehr als zehn Minuten in Anspruch nahm, demungeachtet aber den Grafen, der ein schlechter Rechenmeister war, nicht wenig beirrte. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der vortreffliche Mann bei seiner Güte für mich ursprünglich eine Nebenabsicht hatte; später mochte aber eine solche Rücksicht doch mitgewirkt haben. Ein Anderer an meiner Stelle oder vielmehr ich in der meinigen, wenn ich mir die Sache genauer überlegt hätte, würde nicht eingewilligt haben, aber mein natürlicher Widerwille gegen alle häuslichen Weitläuftigkeiten und dazu die Erfahrung von dem Schmutz der italienischen Wohnungen und der Spitzbüberei der Hauswirthe, verleiteten mich zur Annahme, und doch lag darin, wie sich später zeigen wird, die Quelle von allen Mißgeschicken, die mich seitdem so reichlich betroffen haben.

Wir wirthschafteten übrigens sehr gut zusammen, frühstückten gemeinschaftlich und sahen uns den übrigen Theil des Tages nicht mehr, so daß mich nichts an meinen Exkursionen hinderte, die ich theils allein in Neapel und den Galerien, theils in der Umgegend gemeinschaftlich mit einigen Landsleuten machte, die ich schon in Rom getroffen und mit denen ich eine Weiterreise nach Sicilien verabredet hatte. Letztere Reise wurde übrigens dadurch vereitelt, daß, wie in Rom die Malaria, so in Neapel die Hitze und der Scirocco mir gewaltig zusetzten. Ein dänischer Arzt, den ich zu Rathe zog (die italienischen waren mir verleidet worden), erklärte bei der vorgerückten Jahreszeit die Beschwerlichkeit einer Reise in Sicilien als geradezu verderblich für mich. Ich begleitete daher meine Landsleute mit schwerem Herzen bis zum Schiff und blieb selbst in Neapel zurück.

Ich habe vorher gesagt, daß Graf Wurmbrand keine Nebenabsicht in Bezug auf mich gehabt habe, muß aber Dem

zum Theil widersprechen, nur war es eine äußerst wohlwollende, nach seiner Meinung auf meinen Nutzen gerichtete Nebenabsicht. Er zeigte nämlich ein immerwährendes Bestreben, mich in die Nähe seiner Gebieterin, der Kaiserin von Oestreich, zu bringen. Er sagte mir wiederholt und oft: die Kaiserin wird morgen da- oder dorthin kommen, gehen Sie eben dahin, ich weiß, daß es ihr angenehm sein wird, mit Ihnen zusammenzukommen. Nun lag es aber gar nicht in meinen Wünschen, in irgend ein Verhältniß zum Hofe zu kommen. Die Kaiserin, eine der vortrefflichsten und gebildetsten Frauen, war zugleich wegen der Strenge ihrer religiösen Ueberzeugungen bekannt, indeß meine eigene Religiosität sich nicht sehr in den kirchlichen Formen bewegte. Jede Annäherung oder irgend ausgesprochene Gunst hätte mir bei meinen künftigen Arbeiten die Rücksicht aufgedrungen, ob ich damit nicht gegen die Ansichten hoher Gönner verstieße. Zugleich hatte sich im Gefolge des Kaisers die Meinung verbreitet, ich würde Sekretär der Kaiserin werden, ja ich sei es vielleicht schon gar. Nun versah aber dieses Sekretariat mit Vermehrung seines Einkommens mein nächster Verwandter und damaliger bester Freund. Ich hätte daher vor Allem diesen ausstechen müssen, was mir natürlich so fern als möglich lag. Auf alle Aufforderungen des Grafen Wurmbrand wiederholte ich daher immer: wenn die Kaiserin mich eines Gespräches würdigen will, braucht sie mir nur Tag und Stunde zu bestimmen, mich aber aufzudringen oder durch eine Hinterthüre einer solchen Ehre theilhaftig zu werden, widerspricht meinen Grundsätzen. So habe ich die hohe Frau, als deren einstiger Sekretär ich in den Conversations-Lexikons erschien, während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal auch nur gesehen. Begegnet einmal, aber auch da nicht gesehen. Ich machte nämlich mit meinen Landsleuten und projektirten sicilianischen Reisegefährten eine Exkursion nach dem Vesuv, der dem östreichischen Hofe die Ehre anthat, einen seiner beträchtlicheren Ausbrüche zum Besten zu geben. Nach einem lustigen

und luxuriösen Mittagmahle in Portici, es gehörte nämlich zur Gesellschaft ein junger Fürst Esterhazy und ein Graf Karoly mit ihren Begleitern nebst dem damaligen Hauptmann, jetzigen Feldzeugmeister Wocher, durch welch Letzteren ich mit den übrigen zusammenhing; also nach Tische, mehr als heiter gestimmt, machten wir uns zu Esel auf den Weg, um bei einbrechender Nacht die Spitze zu erreichen. Mein Saumthier war das trägste von allen, und nur schwer gelang es mir, es durch Stockschläge in Trott zu bringen, wo es denn nun aber auch allen andern vorauslief. In der Nähe der Einsiedlerwohnung kommt uns eine Cavalkade von einigen verschleierten Damen mit Begleitung entgegen. Aus der Livree der Bedienten merkte ich, daß es die Kaiserin von Oestreich sei. Ich suchte nun vor Allem meinen dahinstürmenden Esel zum Stehen oder wenigstens aus der Mitte des Weges zu bringen, welches Letztere mir aber nur so gelang, daß er sich neben den Weg mit dem Kopf nach außen stellte, so daß die hohe Frau an unsern beiderseitigen Rücken vorüber reiten mußte und ich nur den Hut abziehen, sie aber nicht sehen konnte.

Auch Fürst Metternich erwies mir die Ehre, mich zu Tische zu laden. Ich erwähne dieß nur um eines dabei vorkommenden merkwürdigen Umstandes willen. Der Fürst war liebenswürdig wie immer, nach Tische beim Kaffee aber recitirte er mit Begeisterung aus dem Gedächtnisse den damals eben erschienenen und mir noch unbekannten vierten Gesang von Lord Byrons Chilte Harold in englischer Sprache von Anfang bis zu Ende, wobei ihm nur seine anwesende Tochter, die seitdem verstorbene Gräfin Joseph Esterhazy, eben auch aus dem Gedächtnisse, bei einzelnen Anständen soufflirte. Es war außer der Gräfin Esterhazy nur ihr nunmehr auch verstorbener Gemahl und Doktor Friedrich Jäger zugegen, welch Letzterer die Wahrheit meiner Angabe bezeugen kann.

Nach Vereitelung meiner Projekte nach Sicilien, schickte ich mich zur Abreise von Neapel an, da, als ich eines Abends in unsere Wohnung im albergo reale zurückkehre, finde ich

den Platz vor dem Hause mit Menschen bedeckt. Ich frage und erfahre, daß der Obersthofmeister der Kaiserin von Oestreich, der seinen Hof auf das englische Admiralschiff im Hafen begleitet hatte, indem er einen durch die Schiffslucken reichenden lackirten Luftschlauch für einen Mastbaum nahm, bei zu starker Annäherung in den untersten Schiffsraum hinabgestürzt und nur durch die Reibung der Wände des Schlauches vor völliger Zerschmetterung bewahrt worden sei. Schwer beschädigt habe man ihn eben in seine Wohnung gebracht. Ich eile hinauf, finde den Grafen unter den Händen der italienischen Wundärzte, wo er mir denn, traurig, aber nicht kleinmüthig, die Hand reicht und, als ehemaliger Militär, von der Sache als einer wenig bedeutenden spricht. Die königlichen Wundärzte waren derselben Meinung. Es sei kein Knochenbruch vorhanden, und in acht bis zehn Tagen werde der Patient das Bette verlassen können. Des andern Morgens rückt der Graf mit einem Anliegen hervor. Der Hof werde in einigen Tagen von Neapel abreisen. Krank, in einem fremden Lande mit zwei Bedienten, von denen keiner ein Wort italienisch verstehe, zurückzubleiben, sei ihm unerträglich, ob ich mich entschließen könne, meine eigene Abreise aufzuschieben und die kurze Zeit bei ihm auszuhalten, bis er wieder transportabel sei; er würde mich dann zurückbringen, bis wo er wieder mit dem Hofe zusammentreffe, wo ich dann Herr meiner weiteren Bestimmungen sei. Ich hatte den Mann lieb gewonnen, war durch sein Wohlwollen zu Dank verpflichtet, es handelte sich nur um acht oder zehn Tage; ich willigte daher ein, obgleich unter einer Bedingung. Mein Urlaub als Beamter der Finanzhofstelle ging zu Ende. Eine Verlängerung ansuchen wollte ich nicht, da ich schon dem Dienstrange nach der Nächste zu einer bald bevorstehenden Beförderung war. Ich erklärte daher, daß, wenn Se. Majestät der Kaiser mich zu bleiben autorisire und daher selbst meinen Urlaub verlängere, ich allerdings bei ihm aushalten wolle. Ich erhielt demnach eine Zuschrift von dem Oberstkämmerer

und Reisemarschall Grafen Wrbna, nach deren Inhalt Se. Majestät meinen Antrag, bei dem kranken Grafen Wurmbrand zurückzubleiben, mit höchster Billigung annahm; wegen Verlängerung meines Urlaubes ergehe unter Einem das Nöthige an die Finanzhofstelle. Kaum war dieß aber geschehen und der Hof abgereist, so änderte sich die Lage der Dinge. Gleich nach dem Unglücksfalle war ein Stabsarzt von Mailand verschrieben worden. Er kam an, verwarf die Behandlungsart der italienischen Aerzte, da ein Knochenbruch wirklich vorhanden sei, worin er, wie der Erfolg zeigte, vollkommen recht hatte. Während die Aerzte stritten und der östreichische Militärchirurg unabänderlich sein System befolgte, verstrich die Zeit, statt Einer Woche mußte ich drei oder vier Wochen in Neapel bleiben, da der Graf mich durchaus nicht von sich lassen wollte, während welcher Zeit ich, mit Ausnahme der Wohnung, durchaus auf eigene Kosten lebte. Der Graf meinte nämlich, der Hof werde mir meine Auslagen vergüten, als ich aber in der Folge in Wien davon nur Erwähnung machte, meinte man, ich sollte die Quittungen der Gastwirthe beibringen, bei denen ich zu Mittag und zu Abend gegessen hatte, so daß ich die Sache mit Ekel fallen ließ. Als Graf Wurmbrand endlich die Rückreise antreten konnte, war, wie früher mein Urlaub, so jetzt mein Reisegeld zu Ende, und ich mußte nothgedrungen seinen Antrag annehmen, mich bis nach Wien zurückzubringen. Wir kamen nach Rom, wo der Graf im Quirinal einquartiert wurde und er, um mich bei sich zu behalten, mich, wie ich später erfuhr, allerdings für den Sekretär der Kaiserin ausgab. Ich erhielt demzufolge ein artiges Appartement von mehreren Gemächern, päpstliche Equipage nebst Bedienten und einen Abbate, der im Kriegsdepartement angestellt war, zur Begleitung. Da ereignete sich denn ein komischer Auftritt. In meine Zimmer angekommen, warf ich die Kleider von mir und wusch Gesicht und Hände aufs Nachdrücklichste. Unterdessen war der Staatssekretär, Kardinal Consalvi, angekommen, um den Obersthofmeister der Kaiserin zu complimentiren; er erfuhr, daß

der Sekretär Ihrer Majestät in dessen Begleitung sei, und wollte auch diesem alle Höflichkeit erweisen. Plötzlich öffnen sich die Thüren meines Zimmers, päpstliche Bediente reißen die Flügel auf, und Kardinal Consalvi tritt ein. Ich streife die aufgestreckten Hemdärmel herab und eile auf meinen Rock zu, den ich neben der Thür auf einen Stuhl niedergelegt hatte. Kardinal Consalvi bemerkt die Bewegung, ergreift meinen Rock und präsentirt ihn mir, eine Ehre, die wohl wenigen Menschen widerfahren ist. Eine zweite Ehre widerfuhr mir in Folge meiner angemaßten Würde am Peter- und Paulsfeste in der Peterskirche. Dem Grafen war für die Pontifikalmesse ein eigenes Oratorium angewiesen worden. Am Tage selbst fühlte er Schmerzen in seinem kaum geheilten Fuße, und er forderte mich daher auf, allein das Oratorium zu benützen. Der alte Papst Pius der siebente, der von diesem Ausbleiben des Grafen nichts wußte, nahm mich für ihn, blieb im Vorbeigehen beim Oratorium stehen und ertheilte mir einen Specialsegen in aller Form.

Dafür sollte ich aber auch für einen Mangel an kirchlicher Pietät empfindlich gestraft werden. Bei meinem ersten Aufenthalt in Rom hatte mir der östreichische Gesandte, Fürst Kaunitz, der mich sammt seiner Familie aufs Liebenswürdigste empfing, angetragen, mich mit mehreren andern Landsleuten dem Papste vorzustellen. Ich war immer ein Feind solcher leerer Schaustellungen, besonders aber, wie ich gestehen muß, schreckte mich die damit verbundene Verbindlichkeit des Handkusses zurück. Ich lehnte daher ab und sollte jetzt bestraft werden. Indem ich zum letzten Male die Peterskirche besehen wollte, begegne ich einem Grafen Schaffgotsche, einem innerlich und äußerlich wohlbeschaffenen, liebenswürdigen schlesischen Edelmann. Als Katholik in einem großentheils protestantischen Lande war er dem Papste vorzugsweise interessant, und er hatte daher schon mehrere Male Unterredungen mit ihm gehabt. Jetzt trug er ein großes Paket unter dem Arme. Es waren Rosenkränze, die er gekauft und der Papst ihm

zu segnen versprochen hatte. Mir fiel ein, daß ich mehrere meiner weiblichen Bekannten durch solche Rosenkränze sehr erfreuen könnte. Der Laden, wo sie feil standen, war in der Nähe, ich kaufte daher auch eine ziemliche Anzahl und begab mich mit Graf Schaffgotsche in den Vatikan. Er wurde überall eingelassen, und wir gelangten in die inneren Gänge, wo wir uns aufstellten und unsere Rosenkränze auf unsere seidenen Schnupftücher am Boden auslegten. Endlich öffnen sich die Thüren der päpstlichen Gemächer, Schweizergarden, Monsignori treten heraus, hinter ihnen der Papst, dessen ehrwürdige Gestalt sich in einem weißseidenen Pilgergewande und einem rothseidenen Schifferhute etwas wunderlich ausnahm. Wir knieten nieder, der Papst näherte sich im Vorübergehen dem Grafen Schaffgotsche, machte eine kleine Kopfbewegung, wie zu einem Bekannten, segnete seine Rosenkränze und schleifte dann mit dem Fuße vorwärts, den der junge Mann andächtig küßte. Zu mir gekommen, den er freilich nicht kannte, segnete er dennoch meine Rosenkränze und machte dieselbe Fußbewegung, wo mir denn, auf die Gefahr, von den Schweizern zum Fenster hinausgeworfen zu werden, nichts übrig blieb, als meine Ehrfurcht auf gleiche Art zu beweisen. Und so mußte ich, der ich dem Papste nicht hatte die Hände küssen wollen, nunmehr seinen Fuß küssen. Alles rächt sich in dieser Welt.

In Florenz trafen wir mit dem Hofe unmittelbar vor dessen Abreise zusammen, und so ging es in einem Zuge bis nach Wien, wobei ich jedoch meinem ursprünglichen Reiseplan untreu werden mußte und zweimal über Venedig kam, indeß ich die Rückreise über Mailand, Verona und die italienischen Seen durch Tirol richten wollte.

Bei meiner Zurückkunft nach Wien zeigte sich sogleich die erste traurige Wirkung meiner Reiseverwicklungen. Im Gefolge des Hofes hatte sich, wie gesagt, die Meinung verbreitet, ich sei Sekretär der Kaiserin geworden; das schrieben sie denn auch ihren Bekannten nach Wien, und es ward dort zum

allgemeinen Gerüchte. Ich hatte den Urlaub meiner vorgesetzten Behörde überschritten, die Verlängerung desselben durch Se. Majestät war entweder nicht eingelangt oder diente nur zur Bestätigung jenes Gerüchtes, kurz, eine wirkliche Concipistenstelle, die in demselben Departement, in dem ich diente, in Erledigung kam, wurde, nicht ohne Mitwirken meines elenden Bureauchefs, verbunden mit der Vorliebe des Kanzleidirektors, einem Jüngerdienenden aus dem Bureau dieses Letzteren verliehen. Man tröstete mich mit einem verzeihlichen Mißverständniß, die nächste Stelle jedoch könne mir nicht entgehen. Aber auch diese wurde einem, im Allgemeinen kürzer, aber speziell länger bei einer Hofbehörde Dienenden ertheilt. Die dritte erhielt der gänzlich unfähige Bruder eines allerdings sehr fähigen Hofrathes. Ich war empört und beschloß, die Staatsdienste zu verlassen, glaubte jedoch meinem Gönner, dem Finanzminister Grafen Stadion, davon die Anzeige machen zu müssen. Dieser erwiederte, wenn ich die Staatsdienste verlassen wolle, so könne ich es ohne seine Einwilligung thun; wenn ich aber diese begehre, so werde er sie mir nie ertheilen. Bei den obwaltenden Censur- und sonstigen Verhältnissen sei es in Oestreich für Jemanden von meiner Richtung unmöglich, von der Literatur zu leben. Ich solle ausharren, für meine Beförderung werde Er sorgen. Da ich mich aber durch die erfahrenen ämtlichen Mißhandlungen in jener Gemüthsruhe gestört finde, die zur Vollendung eines poetischen Werkes erforderlich sei, so ertheile er mir hiemit einen unbeschränkten Urlaub, den ich benützen könne, so lange es meine Arbeit nöthig mache. Als ich ihn bat, mir diesen Urlaub schriftlich zu ertheilen, überkam ihn der Aerger über das Benehmen der ihm untergeordneten Hofkammer gegen seinen Schützling, und er trug mir auf, zum Präsidialsekretär dieser Hofkammer zu gehen und ihm zu sagen, der Finanzminister habe mir Urlaub ertheilt; wenn er daran zweifle, möge er kommen und sich anfragen, wo er den mündlichen Bescheid erhalten werde. Ich

setzte Das getreulich ins Werk, das Präsidium der Hofkammer fragte sich aber nicht an und behandelte mich fortwährend als einen unbefugt Abwesenden. Ueberhaupt ward ich jetzt das Opfer der Reibung zwischen zwei Behörden. Der Finanzminister Graf Stadion hatte, um sich die lästigen Details vom Halse zu halten, der ihm untergeordneten, mit der Ausführung seiner Maßregeln betrauten Hofkammer völlige Freiheit über ihre inneren Angelegenheiten zugestanden. So oft nun eine Stelle bei dieser Hofkammer in Erledigung kam, erließ Graf Stadion ein Ministerialschreiben, in dem er mich für dieselbe in Erinnerung brachte. Die Hofkammer aber, um ihre Selbständigkeit zu wahren, verlieh jedes Mal die Stelle einem Andern. Ja, die Hofräthe, die mir am Meisten wohl wollten, wurden vermöge dieses Gemeingeistes meine heftigsten Gegner. Erst nach ein paar Jahren, als eine Concipistenstelle im Finanzministerium selbst erledigt wurde, verlieh mir sie Graf Stadion augenblicklich, und zwar die beste und nächste um seine Person, mit der damit verbundenen Gehaltszulage. Es waren aber inzwischen die Hälfte aller kürzer dienenden Beamten meine Vormänner geworden, und ich wurde für immer in den mindern Bereichen des Dienstes festgehalten.

Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß meine meisten Mißgeschicke mich gerade durch Diejenigen trafen, die sich meiner annahmen und mein Wohl fördern wollten. Da war Graf Herberstein, der mich aus einer meinen Neigungen gemäßen Stellung in der Hofbibliothek wegnahm und in die Finanzverwaltung brachte, bald darauf aber durch seinen Tod mich ohne Anhaltspunkt in einem uferlosen Meere zurückließ. Da war Graf Wurmbrand, der redlich in Italien für mein Bestes sorgen wollte, mich aber dadurch in alle späteren Verwicklungen stürzte. Graf Stadion, der großartigste Mann, dem ich je begegnet bin, zwang mir die Theatergeschäfte auf und brachte mich in die Mitte seines Conflikts mit der mir unmittelbar vorgesetzten Hofkammer. Ein Vierter, viel später

endlich, der mir seine Geneigtheit schriftlich und mündlich zu erkennen gegeben hatte, als ich in einer Stellebewerbung mit dem Schützling eines anderen, noch viel höheren Staatsmannes in Competenz trat, bestätigte, amtlich über mich befragt, meine Brauchbarkeit und Verdienstlichkeit aufs Wärmste, fügte aber — um dem Schützling des mächtigen Gönners den Weg frei zu halten — hinzu, daß ich auf meiner dermaligen Stelle als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich sei. Ich als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich! für einen Dritten mag das einen guten Spaß gegeben haben.

Damals nun suchte ich den mir vom Finanzminister ertheilten Urlaub aufs Beste zur Vollendung meines durch die italienische Reise unterbrochenen goldenen Vließes zu benützen. Aber es zeigte sich ein trauriger Umstand. Durch die Erschütterungen beim Tode meiner Mutter, die gewaltigen Reiseeindrücke in Italien, meine dortige Krankheit, die Widerlichkeiten bei der Rückkehr war Alles, was ich für diese Arbeit vorbereitet und vorgedacht, rein weggewischt. Ich hatte Alles vergessen. Vor Allem den Standpunkt, aber auch alle Einzelnheiten deckte völliges Dunkel; letzteres um so mehr, als ich mich nie entschließen konnte, derlei aufzuschreiben. Die Umrisse müssen im Voraus klar sein, die Ausfüllung muß sich während der Arbeit erzeugen, nur so verbindet sich Stoff und Form zur völligen Lebendigkeit. Während ich in meiner Erinnerung fruchtlos suchte, stellte sich etwas Wunderliches ein. Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Compositionen großer Meister, für das Klavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen Symphonien Haydns, Mozarts, Beethovens dachte ich fortwährend auf mein goldenes Vließ, und die Gedanken-Embryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes. Auch diesen Umstand hatte ich vergessen, oder war wenigstens weit entfernt, darin ein Hülfsmittel zu suchen. Nun hatte ich schon früher die Bekanntschaft der Schriftstellerin Karoline Pichler gemacht und setzte sie auch jetzt fort. Ihre Tochter war eine gute

Klavierspielerin, und nach Tische setzten wir uns manchmal ans Instrument und spielten zu vier Händen. Da ereignete sich nun, daß, wie wir auf jene Symphonien geriethen, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit, vollendete die Argonauten und schritt zur Medea.

Meine italienische Reise sollte aber wie eine Pandorenbüchse ein neues Unglück gebären. Ich hatte in Italien mehrere lyrische Gedichte geschrieben, unter anderen eines auf die Ruinen des campo vaccino, im Koliseum selbst mit Bleistift angefangen und dort auch zum größten Theile vollendet. Bei meiner Begeisterung für das Alterthum, vermehrt durch den Eindruck dieser Statuen und Monumente, stellte sich das neue Kirchliche oder vielmehr dem Alten aufgedrungene Pfäffische ziemlich in Schatten. Das Uebelste, was man von dem Gedichte sagen kann, ist, daß der Grundgedanke schon unzählige Male da war und nur die topographische Aneinanderreihung sämmtlicher als mit Empfindung begabt angenommener Denkmäler allenfalls eine Wendung genannt werden kann. Selbst den überkatholischen Grafen Stolberg hat auf dem campo vaccino dieselbe Empfindung angewandelt. Mein Wiener Verleger Wallishauser gab einen Almanach: „Aglaja" heraus, für den er mich immer um Beiträge quälte. Ich gab ihm diese italienischen Gedichte, und sie kamen in die Hände Schreyvogels, der sich der guten Sache zu Liebe als Censor hatte aufnehmen lassen, um nämlich so viel zum Drucke zu erlauben, als irgend möglich war. Er nahm keinen Anstand, das imprimatur zu ertheilen, der Almanach wurde gedruckt, gebunden, und es waren bereits vierhundert Exemplare ins Ausland versendet worden. Da

ergab sich plötzlich ein literarischer Aufstand. Die damals noch in herbis befindliche kirchliche Partei hatte Aergerniß an meinen Ruinen des campo vaccino genommen. Das Gedicht wurde förmlich denunzirt, und der Sturm ging von allen Seiten.

Der Kaiser nahm vor Allem übel, daß — wie denn höchstgestellte Personen die kleinen Umstände nie genau wissen können — daß also, indem ihm in Rom alle Ehre widerfahren war, Jemand, der Rom in seinem Gefolge besucht hatte, sich derlei Aeußerungen zu Schulden kommen lasse. Auf welche Art ich — erst bei der Abreise von Rom — ins Gefolge des Kaisers, oder vielmehr in den Wagen des Grafen Wurmbrand gekommen bin, habe ich erst vorher auseinandergesetzt. Am Eifrigsten war die Staatskanzlei. Fürst Metternich, der den vierten Gesang von Byrons Childe Harold, in dem doch ganz andere Dinge vorkamen, auswendig wußte und mit Begeisterung recitirte, stand geradezu an der Spitze der Verfolgung, wenn nicht vielmehr seine elende Umgebung, die den ausgezeichneten Mann im Jahr 1848 zu so schmählichem Falle vorbereitete. Um sämmtliche Theilnehmer nach Möglichkeit zu entschuldigen, muß ich eine Version beibringen, die mir viele Jahre später durch einen hohen Staatsmann des betheiligten fremden Hofes an die Hand gegeben worden ist. Mein Verleger hatte, ohne daß ich es wußte oder mich darum kümmerte, seinen Almanach der Gemahlin des ebenso wegen seiner erleuchteten Kunstansichten als wegen seiner strengen Religiosität bekannten Kronprinzen eines benachbarten Hofes zugeeignet.[1] Dieser nahm von dem Almanach um so mehr Notiz, als mein Verleger wahrscheinlich auf eine goldene Dose oder derlei als Gegengeschenk spekulirt hatte. Er fand sich nun von meinem Gedichte in höchstem Grade geärgert, und, ohne die Folgen seines übereilten Schrittes zu bedenken, ließ er an die höchsten Orte in Wien schreiben, wie die Censur habe zugeben können, daß ein Almanach, in dem sich ein

[1] Bayern.

solches Gedicht (das meinige) befinde, seiner Gemahlin zugeeignet werde. Eine solche Insinuation einer hochstehenden und noch dazu nahe verwandten Persönlichkeit ließ sich nun freilich nicht ganz ignoriren. Daß die untergeordneten Schurken und Dummköpfe, die fürchten mochten, daß ich ihnen irgend einmal im Wege stehen könnte, Alles thaten, um die Flamme zu schüren, versteht sich von selbst, oder vielmehr ich weiß es.

Die Censur that alles Mögliche, um ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gedicht wurde aus sämmtlichen, noch in Wien befindlichen Exemplaren herausgerissen, zum großen Schaden des Verlegers, der seine Almanache neu binden lassen mußte. Leider aber verfehlte diese Verfügung ihren Zweck. Wie ich gesagt, waren vierhundert unverstümmelte Exemplare bereits ins Ausland versendet worden. Diese ließen nun die Liebhaber verbotener Schriften und des Skandals überhaupt mit großen Kosten sämmtlich wieder zurückbringen. Wer sich kein gedrucktes Exemplar verschaffen konnte, schrieb wenigstens aus einem solchen mein Gedicht ab, und nie hat irgend eine meiner Arbeiten eine solche Verbreitung in meinem Vaterlande erhalten, als dieses Gedicht, das, wenn man es unbeachtet gelassen hätte, von dem verehrungswürdigen Publikum ohne Geschmack auf der Zunge gefressen worden wäre, wie Gras.

Das war aber noch nicht Alles. Durch ein vom höchsten Orte ergangenes Handschreiben, in dem ich mit der in Steckbriefen gewöhnlichen Bezeichnung: ein sicherer Grillparzer, höchst unsicher gemacht wurde, erhielt der Präsident der Polizei und Censurshofstelle den Auftrag, mich persönlich zur Verantwortung aufzufordern. Meine Verantwortung wäre nun ganz kurz gewesen. Das Gedicht hatte das imprimatur der Censur erhalten, und so war ich als Schriftsteller vollkommen gedeckt. Dadurch fiel aber das Vergehen auf den Censor, meinen Freund Schreyvogel, zurück, und das mußte abgehalten werden. Ich schrieb daher in einem Aufsatze, den ich dem Polizeipräsidenten überreichte, Alles zusammen, was

sich zur Rechtfertigung oder Milderung der Gedanken und Ausdrücke irgend sagen und aufbringen ließ.

Die erste Hitze mochte vergangen sein, die Sache blieb auf sich beruhen, selbst Schreyvogel wurde nicht angefochten. Aber von da an glaubte jeder Lump sich an mir reiben, mich angreifen und verlästern zu können. Jeder Wunsch und jede Aussicht wurde durch die stehende Formel von oben, „ja, wenn er die Geschichte mit dem Papst nicht gehabt hätte" (so beliebte man sich auszudrücken), im Keime vereitelt, man hielt mich, wie einst der alte Graf Seilern, für einen halben Jakobiner und Religionsspötter, und es brauchte der traurigen Ereignisse des Jahres 1848, um die Regierung (auf wie lange?) zu überzeugen, daß sie keinen wärmeren Anhänger ihrer Sache, als zugleich der Sache meines Vaterlandes, habe als mich, der zugleich als Mensch und Schriftsteller die gesteigerten Ansichten der Poesie und die gemäßigten Anforderungen des Lebens sehr gut von einander zu unterscheiden wisse.

Die damaligen Widerwärtigkeiten nun hemmten meinen Eifer in Ausführung meines dramatischen Gedichtes durchaus nicht. Ich erinnere mich noch, daß ich die Verse, die Kreusa im zweiten Akte der Medea als ein Lieblingsliedchen Jasons hersagt, im Vorzimmer des Polizeipräsidenten, einer stürmischen Audienz harrend, mit Bleistift niedergeschrieben habe; da ich aber wohl fühlte, daß die Aufregung des Ingrimms bald der Abspannung des Mißmuths Platz machen werde, so eilte ich so viel als möglich zum Schlusse und weiß noch, daß ich die beiden letzten Akte der Medea, jeden in zwei Tagen, geschrieben habe. Als ich zu Ende war, fühlte ich mich völlig erschöpft, und ohne das Stück zu überarbeiten und ohne daß, außer den Korrekturen im Verlauf des ersten Niederschreibens, etwas geändert worden wäre, trug ich es in halb unleserlichem Concept zu Schreyvogel hin. Dieser beobachtete, nachdem er es gelesen hatte, ein langes Stillschweigen, meinte aber endlich, das wunderliche Ding müßte denn doch noch ein wenig liegen. Ich, mit meiner gewöhnlichen Unbe-

kümmertheit um das äußerliche Schicksal meiner Arbeiten, suchte mir durch Zerstreuungen aller Art, aber auch durch Beschäftigung mit den Alten und mit Kants Philosophie, die mir erst seit Kurzem bekannt geworden war, die läst'gen Gedanken über Gegenwart und Zukunft aus dem Kopfe zu schlagen. Da kommt auf einmal Schreyvogel zu mir, umarmt mich und meint, das goldene Vließ müsse unmittelbar in die Scene gesetzt werden. Was diese Aenderung in seiner Ansicht bewirkt hat, weiß ich nicht. Hatte er anfangs das schlecht geschriebene Manuscript nicht gut lesen können, hatte er erst bei wiederholter Durchlesung sich meine Absicht bei der allerdings barocken, aber von vornherein gewollten, Vermengung des sogenannten Romantischen mit dem Klassischen deutlich gemacht, ich kann es nicht sagen, denn wir haben uns später nie darüber besprochen. Allerdings mochte es aber den ausgezeichneten Mann, dem ich so Vieles verdankte, verdrossen haben, daß ich ihm meine Stücke als fertige und abgeschlossene zur Aufführung übergab, ohne sie vorher seiner Kritik zu unterziehen. Ich hätte nun allerdings ein Thor sein müssen, wenn mir die Bemerkungen eines solchen Freundes über das Einzelne gleichgiltig gewesen wären, ich wußte aber aus Erfahrung, daß seine desiderata auf das Innere und das Wesen der Stücke gingen, und das wollte ich mir rein erhalten, auf die Gefahr, einen Fehlgriff gethan zu haben. Aus demselben Unabhängigkeitsgefühle bin ich allen literarischen Coterien fern geblieben. Nie hat ein Journalist oder eine Celebrität von mir einen Brief erhalten, mit Ausnahme von zweien, als Antwort auf vorhergegangene von ihrer Seite. Ich stand immer allein da, wurde daher auch anfangs von allen Seiten angegriffen und später ignorirt, was ich mit hochmüthiger Schadenfreude hinnahm, obgleich es mir später die Lust an der Hervorbringung verkümmerte. Ich trage hier nur noch nach, daß ich bei der oben erwähnten Vermengung des Romantischen mit dem Klassischen nicht eine läppische Nachäfferei Shakespeare's oder eines sonstigen Dichters der

Mittelzeit im Sinne hatte, sondern die möglichste Unterscheidung von Kolchis und Griechenland, welcher Unterschied die Grundlage der Tragik in diesem Stücke ausmacht, weßhalb auch der freie Vers und der Jambus, gleichsam als verschiedene Sprachen hier und dort, in Anwendung kommen.

Dieses Monstrum sollte nun zur Aufführung gebracht werden. Mit Uebergehung des elenden Theaterhofrathes wendete ich mich mit meinen Wünschen unmittelbar an Grafen Stadion, der mir bereitwillig entgegenkam, ja dessen Geneigtheit durch die mir kürzlich widerfahrenen Unbilden nur verstärkt schien. Die Rolle der Medea gehörte der Schröder. Daß ich aber während der Arbeit auf sie gedacht oder, wie man sich auszudrücken pflegt, die Rolle für sie geschrieben, zeigt sich schon dadurch als lächerlich, weil ich mich in diesem Falle gehütet haben würde, in den beiden Vorstücken die junge und schöne Medea vorzuführen, indeß die Schröder sich dem fünfzigsten Jahre näherte und nie hübsch gewesen war. Für die Rolle der Amme brauchte ich eine Persönlichkeit, in Organ und sonstigem Beiwesen noch um einige Tinten dunkler als die gewaltige Kolchierin. Graf Stadion bewilligte mir eine Altsängerin der Oper, Madame Vogel, die auch recht gut spielte. Die helle Kreusa paßte für Madame Löwe, die, obschon in gleichem Alter mit der Schröder, doch noch Reste einer unverwüstlichen Schönheit bewahrte. Ich habe überhaupt immer viel auf das Verhältniß der Figuren und die Bildlichkeit der Darstellung gehalten; das Talent setzte ich als Schuldigkeit voraus, aber das physisch Zusammenstimmende und Contrastirende lag mir sehr am Herzen. Ut pictura poesis. Hierbei kam mir mein in der Jugend geübtes Talent zum Zeichnen, sowie für die Versifikation mein musikalisches Ohr zu Statten. Ich habe mich nie mit der Metrik abgegeben.

Auch die übrigen Rollen waren gut besetzt, und das Stück ging mit würdiger Ausstattung in die Scene.[1] Die Wirkung

[1] 26. und 27. März 1821.

war, vielleicht mit Recht, eine ziemlich unbestimmte. Das Schlußstück erhielt sich durch die außerordentliche Darstellung der Schröder, die beiden Vorstücke verschwanden bald. Die übrigen deutschen Theater gaben überhaupt nur die dritte Abtheilung, weil sich überall eine Schauspielerin fand, die sich der Medea für gewachsen hielt. Diese Medea ist das letzte meiner Stücke, welches einen Weg auf die nicht-östreichischen Bühnen unseres deutschen Vaterlandes gefunden hat. Was man den Geist der Zeit zu nennen beliebte, um welchen ich mich wenig kümmerte, und dessen angebliche Fortschritte mir lächerlich waren, vor Allem aber, daß ein Hauptbestandtheil der Kunst, die Phantasie, aus den Zusehern, Schauspielern und Schriftstellern sich immer mehr zu verlieren anfing, ein Abgang, den man durch doktrinäre, spekulative und demagogische Beimischungen zu ersetzen suchte — diese Verhältnisse haben die Wirkungen meiner späteren Stücke auf die östreichischen Lande beschränkt.

Ich habe immer viel auf das Urtheil des Publikums gehalten. Ueber die Conception seines Stückes muß der dramatische Dichter mit sich selbst zu Rathe gehen; ob er aber mit der Ausführung die allgemeine Menschennatur getroffen, darüber kann ihn nur das Publikum als Repräsentant dieser Menschennatur belehren. Das Publikum ist kein Richter, sondern eine Jury, es spricht sein Verdikt als Gefallen oder Mißfallen aus. Nicht Gesetzkunde, sondern Unbefangenheit und Natürlichkeit machen seinen Rechtsanspruch aus. Von dieser Natürlichkeit, die im nördlichen Deutschland durch falsche Bildung und Nachbeterei sehr in den Hintergrund getreten ist, hat sich in Oestreich ein großer Rest erhalten, verbunden mit einer Empfänglichkeit, die bei gehöriger Leitung durch den Dichter bis zum Verständniß in unglaublichem Grade gehoben werden kann. Das Gefallen eines solchen Publikums beweist wenig, denn es will vor Allem unterhalten sein, sein Mißfallen aber ist im höchsten Grade belehrend. Dießmal begnügte es sich mit einem succès d'estime.

Diese Achtung oder wohl gar Vorliebe für den Dichter zeigte sich aber sehr wenig praktisch. Meine drei Trauerspiele, da sie zwei Theaterabende ausfüllten, sollten mir als zwei Stücke honorirt werden. Da erklärte nun Graf Stadion schon vor der Aufführung, mir die eine der beiden Hälften auf die gewöhnliche Art honoriren zu lassen, für die zweite wolle er ein Theatergesetz Kaiser Josephs, das nie widerrufen worden sei, von Neuem in Anwendung bringen, ein Gesetz, zufolge dessen bei neuen Stücken der Verfasser die Wahl zwischen dem Honorar oder dem Ertrag der zweiten Einnahme haben sollte. Durch Letzteres hoffte er dem Publikum, dem ich durch meine Ahnfrau und Sappho so viel Vergnügen verschafft hatte, Gelegenheit zu geben, mir seine kunstsinnige und patriotische Anhänglichkeit, allenfalls durch Ueberzahlung der Logen und Sperrsitze, auf eine thätige Art zu beweisen. So geschah es, der Tag erschien, aber von den siebzig oder achtzig abonnirten Logen des Hofburgtheaters waren nur drei genommen. Die Hälfte der Sperrsitze leer, der übrige Schauplatz gefüllt; da aber die Beamten der Theaterdirektion für die Einnahmen eines Fremden sich zu keiner gar so genauen Kontrole verbunden glaubten, war der Ertrag des Abends so gering, daß er kaum die Hälfte des gewöhnlichen Honorars erreichte. Ich erwähne dieß nur, um das Wiener Publikum, das ich kurz vorher gelobt und das mich beinahe der Undankbarkeit anklagte, wenn ich ihnen nicht alljährlich ein Stück brachte, darauf aufmerksam zu machen, daß sie mich jedes Mal in Stich gelassen haben, wo ich von ihrer Anhänglichkeit mehr als leeres Händeklatschen in Anspruch nahm.

Der wenig durchgreifende Erfolg des goldenen Vließes, insofern er mit meinen eigenen Bedenklichkeiten zusammenfiel, hat mir übrigens in meinem Innern großen Schaden gethan. Ich fühlte wohl, daß ich meine Kräfte überschätzt hatte, und die harmlose Zuversicht, mit der ich an meine bisherigen Werke ging, fing an, sich zu verlieren. Ich beschloß daher, bei meinen künftigen Arbeiten mir das Ziel näher zu setzen, was

mich vor der Hand um so mehr störte, als mir bereits ein Stoff im Kopfe herumging, der zwar an sich nicht so weitgreifend, doch wenigstens ungeheure Vorarbeiten nöthig machte. Doch davon später.

Der Grund des mir ertheilten Urlaubes war nunmehr erloschen, und ich kehrte in die Geschäfte zurück. Um mir die Nähe der feindlich gesinnten Hofkammer zu ersparen, nahm mich Graf Stadion, obgleich in meiner bisherigen Eigenschaft als Praktikant, in eines seiner eigenen Bureaus bei dem ihm unmittelbar untergeordneten Finanzministerium. Ich muß hier einen Umstand aus meinem Aufenthalt in Neapel nachtragen. Während meiner dortigen Anwesenheit kam der Hofrath im Finanzministerium, Baron Kübeck, auf ein paar Tage dahin, um dem Kaiser einen wichtigen Gegenstand vorzutragen. Graf Wurmbrand erzählte mir Das, wie auch, daß Baron Kübeck von mir gesprochen habe; ich möchte ihn doch besuchen. Ich that Das des nächsten Tages, erhielt aber im Vorzimmer den Bescheid, daß Baron Kübeck beschäftigt sei und Niemand vorgelassen werden könne. Ich fand Das natürlich, ging daher und kam nicht wieder. Ein paar Tage darauf, als Jener schon wieder abgereist war, sagte mir Graf Wurmbrand: Sie hätten doch ein zweites Mal hingehen sollen, denn Baron Kübeck brauchte einen Hülfsarbeiter für die weitläuftigen Ausfertigungen, und er hatte auf Sie gezählt. Und das sagte mir der gute Mann, der von Geschäften gar keine Vorstellung hatte, erst nach der Abreise des hochgestellten Staatsmannes. Er nahm mir dadurch die Gelegenheit, in die Nähe desselben zu kommen, und wer den Weg und die gegenwärtige Stellung des Baron Kübeck kennt, weiß, von welcher Bedeutung eine solche Nähe gewesen wäre.

Wer mich so viel von ämtlichen Aussichten oder Honoraren reden hört, dürfte wohl zu dem Schlusse kommen, daß es mir an jenem hohen Sinne gefehlt habe, der den Künstler nur die Kunst im Auge halten und alles Andere gering schätzen ließe. Vielleicht hat er recht; ich will mich aber auch

nicht besser schildern, als ich bin, sondern wie ich bin. Da ich aber einmal die Last des Staatsdienstes auf mich genommen hatte, wollte ich doch aus der Reihe der Handarbeiter herauskommen und durch eine bessere Stellung mir die Möglichkeit verschaffen, in ein anderes Fach überzutreten, das meinen Neigungen mehr zusagte, als der Dienst bei den Finanzen. Zugleich hat die immerwährende Zurücksetzung und jene insolence of office, mit der erbärmliche Menschen nur gar zu gern ihre Amtsautorität gegen mich geltend machten, mein Gemüth verbittert. Als nun noch dazu die Abnahme meiner Geltung in der deutschen Literatur kam, bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Verlassenheit, das, bei einer hypochondrischen Anlage, endlich auch jener Stimmung gefährlich wird, die gerade zur Hervorbringung poetischer Arbeiten vor Allem erforderlich ist. Was aber Geld und Geldeswerth betrifft, so ist das eine Vorausnahme der Zukunft. Zur Zeit hat es mich wenig gekümmert. Jetzt aber, im vorgerückten Alter, mit körperlichen Gebrechen behaftet, fühle ich oft nur zu sehr den Abgang jener Bequemlichkeiten und Erleichterungen, die beim weitern Vorschreiten endlich sogar zu Nothwendigkeiten werden. Hätte ich mich verheirathet, wie ich vielleicht gesollt, ich müßte geradezu mit Nahrungssorgen kämpfen.

In meiner neuen ämtlichen Bestimmung kam ich unter unmittelbare Leitung des Bureauchefs Baron Pillersdorff, der im Jahre 1848 so viel von sich reden gemacht hat. Weit entfernt sei es von mir, daß ich die Rolle billige, die er in diesem letztern Jahre gespielt, ich theile vielmehr die allgemeine Verwerfung. Noch aber ist in mir das Gefühl der Bewunderung lebendig, das ich, trotz meiner Abneigung gegen ämtliche Dinge, für Baron Pillersdorff damals fühlte, als ich mit ihm in geschäftliche Berührung kam. Dieser Scharfsinn, diese Ruhe, diese Gabe der Entwicklung und Darstellung, ja diese Festigkeit des Charakters — so lange die Sache sich hinter dem Schreibtisch abmachen ließ — sind mir

in der Folge nicht wieder vorgekommen, und ich fühlte wohl, daß es ein Geschäftsgenie gebe, das sich in der Reihe der menschlichen Befähigungen jeder andern Genialität würdig an die Seite setzen könne. Er, in Verbindung mit Baron Kübeck, hat Licht und Ordnung in das Chaos der östreichischen Finanzen gebracht. Unter seiner Leitung zeigte der Staatshaushalt im Jahre 1830 zum ersten Male seit Jahrzehenten einen Ueberschuß der Einnahmen gegen die Ausgaben. In demselben Jahre war das Patent schon gedruckt, durch welches der Zinsfuß der Staatsschuld von 5 auf 4 Procent herabgesetzt wurde, und wenn die Julirevolution in Frankreich um ein paar Monate später eintrat, so war die finanzielle Operation für alle künftige Zeiten vollbracht. Eben im Jahre 1830 widersetzte er sich den Rüstungen, die das Land in eine neue Schuldenlast gestürzt haben und die, als man nach einigen Jahren die Kosten nicht mehr aufbringen konnte und sich zu Reduktionen genöthigt sah, bei den spätern Katastrophen den Staat ohne Geld und ohne Soldaten gelassen haben. Er widersetzte sich dieser Maßregel, obwohl er wußte, daß er damit das Todesurtheil seines Einflusses aussprach. Er wurde auch unmittelbar von der Leitung der Finanzen entfernt und als Vicepräsident zu einer andern Hofstelle versetzt, wo er mit der Revision fremder Concepte und der Ausbesserung orthographischer Fehler die achtzehn schönsten Jahre seines Lebens zubrachte. Diese Versetzung war mit Unwürdigkeiten begleitet, die verdienten, aufgezeichnet zu werden, aber nicht hieher gehören. Ob diese Ereignisse in ihm nicht einen Keim von Rachsucht, andererseits aber eine Abspannung erzeugt haben, die sich im Jahre 1848 als Wechsel von Schwäche und erkünstelter Energie darstellten, will ich nicht entscheiden.

Ich stand nie in besonderer Gunst bei Baron Pillersdorff. Nachdem er fruchtlos versucht hatte, mich in die höhern Geschäfte einzuweihen, behandelte er mich mit Achtung, aber Gleichgiltigkeit; demungeachtet drängt es mich, einer Zeit,

die Alles vergißt, ins Gedächtniß zurückzurufen, daß der Mann, über den jetzt jeder Tropf abspricht, seiner Zeit der Ausgezeichnetste unter den Ausgezeichneten war und dem Lande unendliche Dienste geleistet hat. Hier fällt mir ein Zug des Grafen Stadion ein, den ich nicht übergehen will. Graf Stadion, als Diplomat von Jugend auf, hatte, wie er selbst aufrichtig gestand, nur geringe finanzielle Kenntnisse. Seine Gegner, die ihm immer Verlegenheiten zu bereiten suchten, wollten schon früher dem Baron Pillersdorff eine andere Bestimmung geben. Nun war dem Grafen Baron Pillersdorff persönlich zuwider. Demungeachtet erklärte er jetzt, daß, wenn man ihm diesen ausgezeichneten Hülfsarbeiter entziehe, er sein Amt niederlegen müsse, das er ohne ihn fortzuführen außer Stande sei. Das ist groß, dünkt mich. Es hat zwar keine Beziehung auf mich, aber ich schreibe meine Erinnerungen, und da gehört meine Zeit eben so gut hinein als ich. Oder vielmehr, ich will mich amüsiren, und es freut mich, Personen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die mir wohlgewollt haben, der Uebelwollenden war ohnehin die größere Anzahl.

Wenn Baron Pillersdorffs Versuche, mir Interesse an den Geschäften beizubringen, fruchtlos waren, so lag die Ursache zum Theile darin, daß mich ein neuer dramatischer Stoff eingenommen hatte. Das Schicksal Napoleons war damals neu und in Jedermanns Gedächtniß. Ich hatte mit beinahe ausschließlicher Begierde Alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von Andern geschrieben worden war. Es that mir leid, daß das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente nicht allein für jetzt, sondern wohl auch für die Zukunft eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich mache. Indem ich, von diesen Eindrücken voll, meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine, obgleich entfernte, Aehnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheurem Abstande, thatkräftige

Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von Beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirath gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokars die Gründung der Habsburgischen Dynastie in Oestreich hervorging, so war das für einen östreichischen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und setzte dem Ganzen die Krone auf. Es war also nicht Napoleons Schicksal, das ich im Ottokar schildern wollte, aber schon eine entfernte Aehnlichkeit begeisterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigenthümliche, daß ich beinahe alle Ereignisse, die ich brauchte, in der Geschichte oder Sage bereitliegend vorfand. Um nun nicht ohne Noth eigene Erfindungen einzumischen, fing ich eine ungeheure Leserei von Allem an, was ich über die damalige östreichische und böhmische Geschichte irgend auftreiben konnte. Ja, selbst mit der mittelhochdeutschen Sprache — die damals noch nicht unter die Modeartikel gehörte und zu deren Verständniß alle Hülfsmittel fehlten — mußte ich mich befassen, da eine meiner Hauptquellen die gleichzeitige Reimchronik Ottokars von Hornek war. Ich war damals noch fleißig und notirte und excerpirte in ganzen Massen.[1]

Ich befand mich also auf dem Boden der historischen Tragödie, ehe noch Ludwig Tieck und seine Nachbeter darüber ihre Albernheiten ausgekramt haben. In der That Albernheiten. Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet, vor Allem aber, um seinen Ereignissen und Personen eine Konsistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Antheil aus dem Reich des Traumes in das der Wirklichkeit übergehe. Wer würde auch einen erdichteten Eroberer er-

[1] Wirklich fanden sich im Nachlasse des Dichters, auf Hunderten von Blättern, die eingehendsten geschichtlichen Vorstudien zum „Ottokar".

tragen können, der ein erdichtetes Land mit erdichteten Heldenthaten eroberte. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muß einen solchen Anhaltspunkt haben, wenn es nicht lächerlich werden soll. Alexander der Große oder Napoleon als erdichtete Personen würden der Spott aller Vernünftigen sein. Das eigentlich Historische aber, nämlich das wirklich Wahre, nicht bloß der Ereignisse, sondern auch der Motive und Entwicklungen, gehört so wenig hierher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallensteins völlige Schuld oder völlige Unschuld bewiesen, Schillers Meisterwerk nicht aufhören würde, Das zu sein, was es ist und, unabhängig von der historischen Wahrheit, bleiben wird für alle Zeiten. Shakespeare fand Das, was man damals history nannte, vor und hat es eben auch kultivirt. In allen seinen historischen Stücken ist aber seine eigene Zuthat das Interessante: die komischen Personen in Heinrich IV. nebst dem unnachahmlichen Hotspur, die herzzerreißenden Scenen in König Johann u. s. w.; zugleich aber muß man aussprechen, daß, wenn er nicht seine auf Novellen und fabelhafte Sagen gegründeten Stücke geschrieben hätte, von seinen historischen wenig die Rede sein würde. Uebrigens, was ist denn Geschichte? Ueber welchen Charakter irgend einer historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtschreiber weiß wenig, der Dichter aber muß Alles wissen.

Dieß scheint in Widerspruch mit dem Obigen zu stehen, wo ich einen Werth darauf gelegt habe, daß alle Ereignisse im Ottokar entweder durch die Geschichte oder wenigstens durch die Sage beglaubigt seien. Ich habe es aber auch nur als eine Kuriosität angeführt, obgleich anderseits das den Schluß bildende und in seinen Wirkungen bis in die Gegenwart reichende Faktum, die Gründung der Habsburgischen Dynastie in Oestreich, der Wahrhaftigkeit der Ereignisse ein patriotisches Interesse verlieh.

Der Stoff hatte sich gegliedert, die Begebenheiten waren eingereiht, die Composition mußte ich eine vorzügliche nennen:

demungeachtet ging ich nur schwer an die Ausführung; ich hatte es nämlich mit einer Form zu thun, die mir durchaus nicht empfehlenswerth schien: dem historischen Drama. Ich hatte in meinen bisherigen Arbeiten immer die Ereignisse so nahe an einander gedrängt als möglich, jetzt sollten entfernt liegende mit einander verbunden werden. Man hat viel über die drei Einheiten gespottet. Die Einheit der Handlung gibt jeder Vernünftige zu. Die Einheit des Ortes hängt mit der Einrichtung der alten Theater zusammen und wird nur bedeutend, wenn sie mit der dritten Einheit zusammenfällt. Diese dritte, die Einheit der Zeit, hingegen ist höchst wichtig. Die Form des Drama ist die Gegenwart, welche es bekanntlich nicht gibt, sondern nur durch die ununterbrochene Folge des nach einander Vergehenden gebildet wird. Die Nicht-Unterbrechung ist daher das wesentliche Merkmal derselben. Zugleich ist die Zeit nicht nur die äußere Form der Handlung, sie gehört auch unter die Motive: Empfindungen und Leidenschaften werden stärker oder schwächer durch die Zeit. Wenn ich den Zuseher zwinge, die Stelle des Dichters zu vertreten und durch Reflexionen und Rückerinnerungen die weit entfernten Momente an einander zu knüpfen, so verliert sich jene Unmittelbarkeit der Wirkung, welche die Stärke derselben bedingt und das Charakteristische des gegenwärtig Wirkenden ist. Der Eitelkeit des gegenwärtigen literarischen Publikums, welches mehr angeregt als befriedigt sein will, schmeichelt zwar dieses Mit-Geschäftigtsein, dieses Deuten und Suppliren; in die aufnehmende Empfindung kömmt aber dadurch etwas Willkürliches, das dem Gefühle der Nothwendigkeit entgegengesetzt ist, welche die innere Form des Dramas ausmacht, wie die Gegenwart die äußere. Das Drama nähert sich dem Epos.

Was den Inhalt betrifft, so macht die Masse der Begebenheiten es unmöglich, jeder einzelnen ihr Recht widerfahren zu lassen; die Motive müssen verstärkt, die Charaktere dem Uebertriebenen näher gebracht werden; bekanntlich aber sind das Bunte und Grelle eben nicht Zeichen eines guten Geschmacks.

Zu meinem Troste konnte ich mir übrigens sagen, daß mein Stoff wenigstens jenes Erforderniß habe, das eine historische Tragödie allein zulässig macht, daß nämlich die historisch oder sagenhaft beglaubigten Begebenheiten im Stande wären, eine gleiche Gemüthswirkung hervorzubringen, als ob sie eigens zu diesem Zwecke erfunden wären.

Diese meine Bedenken und diesen meinen Trost werden freilich Diejenigen lächerlich finden, für welche die Geschichte der sich selbst realisirende Begriff ist. Ich muß mir ihr Lachen gefallen lassen, oder vielmehr ich bin so frei, ihnen dieses Lachen im verstärkten Maße zurückzugeben.

Meinem Zögern wurde durch ein immer heftiger werdendes Halsübel ein Ende gemacht, das, ohne daß ich jedoch ärztliche Hülfe angewendet hätte, mich doch zwang, während eines ganzen Wintermonats mein Zimmer zu hüten. Oder vielmehr, nachdem die Abgeschiedenheit und Langeweile mich zum Beginn der Arbeit veranlaßt hatte, nahm ich mir vor, bis zum Abschluß mein Zimmer nicht zu verlassen, ging Mittags in das gegenüber liegende Gasthaus „zum Jägerhorn“ essen, kehrte aber unmittelbar in meine vier Wände zurück, die ich mit meinen Gestalten bevölkerte. Ich darf des Antheils nicht vergessen, den ein „Mars Moravicus“ in folio, den ich mir als Quelle für den Ottokar beigelegt, auf das Zustandekommen jenes Durchbruchs allerdings genommen hat. Auf dem Titelblatte dieses Mährischen Mars war nämlich der Kriegsgott in voller Rüstung ungefähr so abgebildet, wie ich mir die äußere Erscheinung Ottokars gedacht hatte. Diese Figur reizte mich an, meine Gestalten nach auswärts zu werfen, und auch während der Arbeit kehrte ich jedesmal zu ihr zurück, so oft sich meine Bilder zu schwächen schienen. Eben so hatte, als ich an den Argonauten schrieb, die thurmartige Wendeltreppe in dem Hofe eines uralten Nachbarhauses, in den eines der Fenster unserer damaligen Wohnung ging, meiner Phantasie zu einem willkommenen Stützpunkt gedient.

Ich machte nun meiner freiwilligen Gefangenschaft ein

Ende, und mein erster Gang war zur Theaterdirektion, der ich mein Stück überreichte, und zwar im Concept, da, indem ich den Stoff so lange in mir getragen, das Niederschreiben beinahe ohne Korrektur von Statten ging. Dießmal war Schreyvogel gleich von vorneher einverstanden. Wir ließen das Stück abschreiben und gaben es zur Censur, von der wir keine Anstände besorgten, da, wenn das regierende Haus eigens einen Schmeichler bezahlt hätte, dieser der Handlung keine günstigere Wendung geben konnte, als die dramatische Nothwendigkeit von selber aufgedrungen hatte.

Jetzt erhielten auch meine ämtlichen Verhältnisse eine günstige Wendung. Der sogenannte Ministerialconcipist des Finanzministeriums, nämlich der Conceptsbeamte, der, in der unmittelbaren Nähe des Finanzministers, im eigenen Bureau desselben fungirte, wurde befördert, und Graf Stadion verlieh mir augenblicklich diese Stelle, mit der außer dem gewöhnlichen Gehalte auch noch eine besondere Gratification von einigen hundert Gulden des Jahres verbunden war. Diese Beförderung erfreute mich um so mehr, als ich nun auch dem Hoftheater meinen Contract als bestallter dramatischer Dichter zurückgeben konnte und von nun an freie Hand über meine Arbeiten hatte. Meine neuen Geschäfte waren höchst geringfügig und erhielten erst einige Bedeutung in Verhinderungs- oder Krankheitsfällen des Ministerialsekretärs, weil man dann die eingelangten Geschäftsstücke dem Minister persönlich vorzulegen und von jedem den Inhalt in Kurzem anzugeben hatte, in Folge dessen er die wichtigern zur eigenen Lesung bei sich behielt, die andern aber zur Vertheilung an die Departements zurückstellte. Auch dieser Theil der Geschäftsführung wurde nur dadurch beschwerlich, daß sich Graf Stadion, noch von seiner diplomatischen Laufbahn her, an eine sonderbare Verkehrung der Tageszeiten gewöhnt hatte. Er legte sich erst gegen Morgen zu Bette und stand auf, wenn die andern Leute sich zum Mittagmahl setzten. Da galt es denn, ihm nach Mitternacht, wenn er aus den Gesellschaften nach Hause

kam, über Akten und Geschäfte Rechenschaft zu geben, was in halber Schlaftrunkenheit nicht immer fließend von Statten ging. Glücklicherweise war der Ministerialsekretär auf seine Sonnennähe so eifersüchtig, daß er so selten als möglich krank wurde und eine andere Abwesenheit sich nicht leicht zu Schulden kommen ließ. Bei Reisen des Ministers aber, worunter besonders der Sommeraufenthalt auf seinen Gütern gehörte, fiel die ganze Last auf den Concipisten, der ihn alsdann zu begleiten hatte, eine Last, die durch die peinliche Mittelstellung zwischen angenehmem Gesellschafter und untergeordnetem Beamten bedeutend erschwert wurde. Außer diesen Ausnahmsfällen bestand das Geschäft des Ministerialconcipisten nur in der Protokollirung der eingegangenen Stücke und ihrer Vertheilung an die Departements. Mein Vorgänger hatte auch über diesen Theil seiner Amtsführung ein mysteriöses Dunkel zu verbreiten gewußt. Er lief zehnmal des Tages ab und zu. Man sah ihn nie ohne ein versperrtes Aktenportefeuille unterm Arm. Ein beredtes Stillschweigen deutete an, daß er weiß Gott was für Geheimnisse wisse. Nun gab es allerdings im Finanzministerium höchst wichtige und geheime Dinge, derlei kamen aber unmittelbar unter eigener Adresse und zu eigener Eröffnung an den Minister selbst, der klug genug war, sie erst nach der Bearbeitung und Ausführung, wenn sie aufgehört hatten, geheim zu sein, an das Protokoll zur Einschaltung abzugeben. Da ich nun über diesen Umstand auf Befragen kein Hehl hatte, meine unbedeutenden Geschäfte so einfach und schnell als möglich abthat, so verschwand bald der Nimbus meines Amtes, und Alle, die meinen Vorgänger angestaunt und ob seiner Geschäftslast bedauert hatten, sagten von mir: ich hätte nichts zu thun, worin sie der Wahrheit so ziemlich nahe kamen.

Des Hauptvortheils meiner Stellung, der Nähe des Ministers, sollte ich bald durch eigene Schuld verlustig gehen. Die Zeit meines eigentlichen Dienstes, der Sommer, kam, und ich mußte den Grafen auf seine Güter begleiten. Human,

wie er war, zog er den jeweiligen ämtlichen Begleiter auch in seinen Familienkreis, und er hatte kein Hehl, wie es ihn erfreue, seiner Familie, statt meines bornirten Vorgängers, einen Dichter und Mann von Geist zuführen zu können.

In Wien bestehen über meine geselligen Talente die entgegengesetztesten Ansichten. Die Einen finden mich höchst liebenswürdig, die Andern unerträglich. Ob die Ersten Recht haben, weiß ich nicht, die Letztern können unzweifelhafte Erfahrungen für sich anführen. Den Erklärungsgrund bildet, daß für mich das Schrecken aller Schrecken die Langeweile ist. Die vorzugsweise Beschäftigung mit Büchern, mit guten nämlich, erzeugt eine Gewohnheit, interessirt zu sein, die sich endlich zum Bedürfniß steigert. Selbst mit geistlosen Menschen kann ich umgehen, wenn irgend ein Charakterzug, ja eine unschuldige Verkehrtheit hervortritt, die einen Anknüpfungspunkt darbietet. Heiter zu sein, ja selbst Spaß zu machen, fällt mir unter solchen Umständen nicht schwer, nur darf es nicht zu lange dauern oder sich zu oft wiederholen; wenn die Situation ausgekostet ist, hat der Reiz ein Ende. Unerläßliche Bedingung ist jedoch, daß ich mich unbefangen und ungehindert gehen lassen kann; treten Rücksichten ein, die diese Freiheit der Bewegung hemmen, dann wird mir der Zustand unleidlich. Gegenüber von unbedeutenden, gleichgültigen oder wohl gar übelwollenden Personen weiß ich mir sehr gut zu helfen, und zwischen der Ortsveränderung und der eigentlichen Grobheit liegen eine Menge Mittelstufen, deren ich mich in solchen Fällen schon mit Glück bedient habe. Sind es aber gute, wohlwollende, etwa gar Personen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, so gerathe ich in einen Zustand der Abspannung, der sich nur durch die Willkürlichkeit der äußern Bewegung vom Schlafe unterscheidet. Dadurch, daß ich mich dieses Mangels an Herrschaft über meine Stimmung, nicht vor Andern, sondern vor mir selbst schäme, gerathe ich immer tiefer hinein, ein geistiges Dunkel umgibt mich, und ich weiß kaum mehr, was ich thue oder sage.

Die Familie des Grafen bestand aus seiner Gemahlin, einer, wie man sagte, aristokratisch stolzen, aber höchst gutmüthigen, nur auch eben so bornirten Frau; aus zwei herangewachsenen Töchtern, die Geist haben mochten, sich aber immer in den Redeschranken wohlerzogener Comtessen hielten; einer Schwester oder Schwägerin, die etwas Spöttisches hatte, ohne durch ihr Wesen dazu berechtigt, oder aus jener Sphäre heraus zu sein, die selbst zum Gegenstande des Spottes macht; aus zwei Söhnen, von denen der eine später für kurze Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hat, die aber damals ziemlich wilde Knaben von 14 bis 15 Jahren waren. Dazu kam ein Hofmeister, der in die Familienverhältnisse genug eingeweiht war, um in das leerste Gewäsch ein Wort mit hinein werfen zu können, der aber im Bewußtsein der Atmosphäre sich wohl hütete, irgend etwas allgemein Interessantes zur Sprache zu bringen, obwohl er ein zwar etwas verworrener, aber wirklich bedeutender Mensch war. Wenn sich nun noch Besuche von adeligen Familien aus der Nachbarschaft oder von Diplomaten zweiten Ranges aus der ehemaligen Sphäre des Grafen einstellten, so gab das ein Gemenge und Getreibe, dem meine Kopfnerven durchaus nicht gewachsen waren. Als die Leersten und Geistlosesten zeigten sich die Diplomaten, und ich mußte in der Folge oft seufzen, wenn ich dieselben Namen in den politischen Verhandlungen früherer Zeit als Mitwirkende und Theilnehmer las. Sie unterhielten den Grafen mit einer ungesalzenen chronique scandaleuse aus ihrem Umgangskreise, man sah ihnen aber wohl an, daß sie auch bei ihrem gegenwärtigen Wirthe nur Stoff zu Zwischenträgereien für die Unterhaltung der eben jetzt Verspotteten suchten. Der Graf wußte Das so gut als ich, es kümmerte ihn aber nicht.

Er war überhaupt einer der charaktervollsten Männer seiner Zeit und übte über sich selbst eine unglaubliche Gewalt aus. Für das Gesellschaftliche war ihm freilich die Langeweile der Hofzirkel und der diplomatischen Salons eine gute Vorübung gewesen; demungeachtet aber blieb es bewundernswürdig, wie

er jeder Lage eine Seite abzugewinnen wußte, um sich zu unterhalten oder zu zerstreuen, oder wenigstens die Zeit vorwärts zu schieben. Dieselbe Gewalt, die er über sich ausübte, forderte er aber auch, mit Recht, von jedem eigentlichen Manne, und ich bin überzeugt, daß er mir mein knabenhaftes Herumtaumeln sehr übel nahm, obgleich er nie davon ein Zeichen gab. Gerade diese Güte aber war es, die mir jedes energische Herausreißen unmöglich machte.

Wie nun auch immer, das Verhältniß gestaltete sich mir als unleidlich, und als des nächsten Sommers die Zeit des Landaufenthaltes herankam, benützte ich eine leichte Unpäßlichkeit, um mich der Begleitung zu entheben, eine Gelegenheit, welche ein untergeordneter Beamter, der dem Grafen nicht unangenehm war, mit Begierde ergriff. Der vortreffliche Mann hat mich über alles Das wahrscheinlich mehr entschuldigt, als ich mich selbst. Wie weit es aber doch etwa auf seine Gesinnung einwirkte, konnte nicht deutlich werden, da er bald darauf starb.

Ich habe hier scheinbar einen langen Zwischenraum seit Ueberreichung meines Ottokar übersprungen, der aber eigentlich keiner ist, denn zwei Jahre waren verflossen, und ich stand mit meinem Stücke noch auf demselben Punkte. Es war bei der Censur eingereicht worden, dort aber verschwunden. Es wußte Niemand, wo es hingekommen sei. Anfangs hieß es, es sei der Staatskanzlei mitgetheilt worden und befinde sich in den Händen des Hofrathes Gentz. Ich ging denn zu Gentz.

Noch erinnere ich mich des widerlichen Eindrucks, den die Wohnung des Mannes auf mich machte. Der Fußboden des Wart-Salons war mit gefütterten Teppichen belegt, so daß man bei jedem Schritte wie in einen Sumpf einsank und eine Art Seekrankheit bekam. Auf allen Tischen und Kommoden standen Glasglocken mit eingemachten Früchten, zum augenblicklichen Naschen für den sybaritischen Hausherrn, im Schlafzimmer endlich lag er selbst auf einem schneeweißen Bette im grau-

seidenen Schlafrocke. Rings herum Inventionen und Bequemlichkeiten. Da waren bewegliche Arme, die Tinte und Feder beim Bedarf näher brachten, ein Schreibpult, das sich von selbst hin und her schob, ich glaube, daß selbst der Nachttopf, allenfalls durch den Druck einer Feder, sich zum Gebrauch darreichte. Gentz empfing mich kalt, aber höflich. Er hatte mein Stück allerdings empfangen und gelesen, aber bereits wieder abgegeben. Ich ging. Neuer Kreislauf, neue Ungewißheit, zuletzt Verschwinden aller weitern Spur.

In welche Lage mich Das setzte, kann Jedermann denken. Es fiel mir nicht einmal ein, einen neuen Stoff zu wählen, denn wenn dieser loyal patriotische Anstände fand, was war irgend sonst durchzubringen?

Da kam endlich Hülfe von einer Seite, wo man's am Wenigsten erwartet hätte. Die jetzige Kaiserin-Mutter, damals regierende Kaiserin, befand sich unwohl. Der Dichter Matthäus Collin, einer der Lehrer des Herzogs von Reichstadt, kam zu ihr, wahrscheinlich um Bericht über die Fortschritte seines Zöglings abzustatten. Da ersucht ihn die gebildete Frau, ihr Bücher zur Lektüre vorzuschlagen. Er nennt ihr einige Werke, die sie aber bereits kennt. Gehen Sie doch zur Theaterdirektion, sagt sie ihm, und fragen Sie an, ob nicht irgend ein interessantes Manuskript vorliege, bei der künftigen Aufführung werde ich es mit doppeltem Antheile sehen. Collin geht zur Theaterdirektion und erfährt, daß nichts als unbedeutende Bluetten da seien, die erst durch die Aufführung einen Werth bekommen. König Ottokars Glück und Ende könnte allenfalls Ihre Majestät interessiren, es liege aber seit zwei Jahren bei der Censur, und man könne es trotz aller Bemühungen nicht zurück erhalten. Collin nimmt seinen Weg auch zur Censurshofstelle, und als man dort den Zweck der Nachfrage erfährt, ist das Stück augenblicklich gefunden.

Collin liest es der Kaiserin vor, die nicht genug erstaunen kann, daß man das Stück verbieten wolle. In dem Augenblick tritt ihr Gemahl ins Zimmer. Die Kaiserin theilt ihm

ihre Verwunderung mit, und wie sie in dem Stücke nichts als Gutes und Löbliches gefunden. Wenn sich das so verhält, sagt der Kaiser, so mag Collin zur Censur gehen und ihnen sagen, daß sie die Aufführung erlauben sollen. Collin, ein im höchsten Grade ehrenwerther Mann, hat den Vorgang vor Niemand verhehlt, und so habe auch ich ihn erfahren. Und so bedurfte es eines Zufalls, um eine Arbeit, die mir, alles Andere abgerechnet, eine mehr als jahrelange Sammler-Mühe gekostet, nicht aus der Reihe der Dinge verschwinden zu lassen.

Man ging nun an die Aufführung. Anschütz gab den Ottokar sehr gut. Die Schröder übernahm die kleine Rolle der Margarethe. Es fanden sich für alle andern passende Schauspieler. Noch erinnere ich mich der Wunderlichkeit, daß Heurteur, der Darsteller des Rudolf von Habsburg, der Alles bildlich nahm und wegen Unpäßlichkeit der Leseprobe nicht beiwohnen konnte, als er mir ein paar Tage darauf auf dem Glacis begegnete, anhielt, um mich über seine Auffassung der Rolle zu Rathe zu ziehen. Nun, und wie wollen Sie den Rudolf spielen? fragte ich. Halb Kaiser Franz und halb Heiliger Florian, war seine Antwort. Sehr gut, versetzte ich. Wir gingen auseinander, und Heurteur gab seine Rolle höchst befriedigend.

Als der Tag der Aufführung kam, [1] gab es ein Gedränge, deßgleichen man im Hofburgtheater weder früher noch später erlebt hat. Leider konnte ich die Ehre dieses Zulaufs nicht bloß mir anrechnen, es war vielmehr das Gerücht, daß das Stück von der Censur verboten gewesen sei, was dem Publikum die Aussicht auf ein allfälliges Skandal eröffnete. Als nun Alles höchst loyal und unverfänglich ablief, selbst die Versuche, längstvergangene Ereignisse an neue und an gegenwärtig lebende Personen anzuknüpfen, nicht recht gelingen wollten, sah man sich in einem Theil seiner Erwartungen getäuscht. Zugleich war die Form des Historischen damals glücklicherweise noch nicht

[1] 19. Februar 1825.

geläufig, man hatte sich noch nicht Rechenschaft gegeben, daß man derlei nicht wie ein Miniaturbild nahe vor das Auge, sondern wie ein Deckengemälde in einige Entfernung bringen müsse. Die, wegen Mangels des Raums, auf die Spitze getriebenen Situationen schienen übertrieben, man vermißte die stetige Folge des Natürlichen. Das Publikum war nämlich selbst noch natürlich, es hatte noch nicht jene Höhe erklommen, auf der ihm nichts gefällt, als was ihm mißfällt, der Zustimmung aber den Anschein einer höhern Bildung gibt. Es wurde ungeheuer viel geklatscht, oder vielmehr, da das Gedränge das Klatschen unmöglich machte, gejubelt und gestampft, aber ich merkte wohl, daß der Eindruck nicht lebendig ins Innere gedrungen war. Der Beifall erhielt sich bei allen Wiederholungen, demungeachtet war es, als ob das Stück durchgefallen wäre, wenigstens wichen mir alle Freunde und Bekannten aus, als ob sie ein Gespräch über das neueste theatralische Ereigniß gefürchtet hätten. Am Uebelsten waren die Bewunderer meiner Sappho zu sprechen, sie wendeten auf das eine Stück an, was von dem andern galt, als ob sie von der Verschiedenheit der Stoffe gar keine Vorstellung hätten, und ich entfernte mich aus den wenigen Häusern, die ich bisher besucht hatte, um nur nicht sachunkundige Einwendungen in einemfort berichtigen zu müssen.

Was bei den Uebrigen heimlich rumorte, sprachen in höchster Entrüstung die in Wien lebenden Böhmen aus. Die czechische Nation ist gewohnt, den König Ottokar als den Glanzpunkt ihrer Geschichte zu betrachten. Darin haben sie ganz recht; wenn sie ihm aber durchaus löbliche Eigenschaften zutheilen, so widerlegt sie schon der Umstand, daß seine neuen Unterthanen sich gegen ihn gewendet und seine alten ihn verlassen haben. Im Ganzen dürfte meine Auffassung auch historisch ziemlich richtig gewesen sein. Wenn ich ihm etwas Zufahrendes und, wie ich es oben genannt, Wachstubenmäßiges gegeben hatte, so war es, weil mir der Kaiser Napoleon vorschwebte; man kann aber nicht sagen, daß Ottokar nicht so

gewesen ist, weil Niemand weiß, wie er wirklich war. Die Aufzeichnungen über ihn sind höchst dürftig. Indem ich vorzugsweise östreichischen Quellen folgte, gerieth freilich — was übrigens schon die dramatische Nothwendigkeit forderte — die Hauptfigur etwas ins Dunkle, aber vor ein paar Jahren hatte man ein Stück: „Ottokar" von Kotzebue aufgeführt, in dem der Held zu einer Art Kinderschreck gemacht war, ohne daß Jemand dabei ein Arges gehabt hätte.

Die Stimmung der Böhmen erzeugte sich übrigens nicht ohne Aufhetzerei, und die Fäden gingen so ziemlich auf einen Staatskanzlei-Rath böhmischer Abkunft zusammen, der wohl auch seinen Antheil an den ursprünglichen Censurhindernissen beigesteuert hatte. Man hatte ihm nämlich im Ministerium des Aeußern das Fach der Censur zugetheilt, weil, wie man glaubte, seine Unfähigkeit dort den geringsten Schaden anzurichten vermöge. Um ihn und die Art, wie damals das Censoramt ausgeübt wurde, zu zeichnen, will ich einen guten Spaß anführen, obwohl er mich selbst nichts angeht. Baron Hormayr, dem es nicht an Verstand und Witz, wohl aber an Rechtschaffenheit und eigentlichem Fleiß fehlte, hatte für sein eigenes historisches Taschenbuch einen Aufsatz: Philippine Welser, geschrieben. Als derselbe dem obgedachten staatskanzleiräthlichen Censor in die Hände kam, erklärte er, darüber nicht aburtheilen zu können. Da es sich um eine Mesalliance in dem kaiserlichen Hause handle, müsse vor Allem der Chef des Hauses, der Kaiser selbst, befragt werden. Das ist allerdings richtig, versetzte Hormayr, wenn Sie den Erzherzog Ferdinand hindern wollen, die Philippine Welser zu heirathen. Sollte aber die Heirath schon vor dreihundert Jahren wirklich vor sich gegangen sein, so sehe ich nicht ein, was der Chef des Hauses noch dazu oder davon wegthun könnte.

Die nationelle Aufregung, die von den böhmischen Studenten in Wien ausging, setzte sich aber auch nach Prag fort. Ich erhielt von dort anonyme Drohbriefe, von denen ich noch

Einen aufbewahre, wo schon auf der Adresse die Grobheiten beginnen, indeß im Innern mit der Hölle als Strafe für meine teuflischen Verleumdungen gedroht wird. Es ging so weit, daß, als ich im nächsten Herbste eine Reise nach Deutschland beabsichtigte und dabei Prag als eine der interessantesten Städte nicht übergehen wollte, meine Freunde mir ernstlich abriethen, weil sie von der gereizten Stimmung eine Gefahr für mich befürchteten. Ich ging trotz Stimmung und Warnung über Prag und habe während eines dreitägigen Aufenthaltes wohl schiefe Gesichter gesehen, aber sonst nichts Unangenehmes erfahren.

So lächerlich mir einerseits diese Uebertreibungen eines im Grunde löblichen Nationalgefühles waren, so weh that es mir andrerseits, gerade des Löblichen der Grundlage wegen, ohne Absicht Anlaß gegeben zu haben, daß ein ehrenwerther, in denselben Staatsverband gehöriger Volksstamm sich meine harmlose Arbeit zu einer Verunglimpfung und Beleidigung formulire. Ich wußte in der That nicht mehr, was ich thun sollte. Wo ich hintrat, stieß ich an; und wo ich Dank erwartet hatte, machte man mich für fremde Absurditäten verantwortlich. Es ist ein Unglück für Oestreich, in seinen Länderkomplex zwei der eitelsten Nationen dieser Erde einzuschließen, die Böhmen nämlich und die Ungarn. Damals schlummerte diese Eitelkeit noch und war in dem Streben nach einer allgemeinen Bildung eingehüllt, als aber in der Folge die deutsche Literatur die Nationalitäten hervorhob, wobei sie aber nicht die Deutschen zur Wahrung ihres Nationalcharakters ermuntern, sondern ihnen einen ganz neuen Charakter anbilden, sie aus einem ruhigen, verständigen, bescheidenen und pflichttreuen Volke zu Feuerfressern und Weltverschlingern machen wollte, da übersetzten Czechen und Magyaren die deutsche Albernheit unmittelbar ins Böhmische und Ungrische, dünkten sich originell in der Nachahmung und erzeugten jene Ideenverwirrung, die im Jahre 1848 sich so blutig Bahn gebrochen hat. Sie vergaßen dabei, alles Andere abgerechnet, daß ein

Volksstamm kein Volk, so wie ein Idiom oder Dialekt keine Sprache ist, und wer nicht allein stehen kann, sich anschließen muß.

Da ich bei der damals in Deutschland herrschenden Erbitterung gegen Oestreich nicht hoffen konnte, für meinen durchaus östreichisch gehaltenen Ottokar einen Platz auf den übrigen deutschen Bühnen zu finden, und zugleich in der Heimath Rückfälle der Censur fürchtete, so hatte ich zugleich mit der Aufführung mein Stück im Druck erscheinen lassen, wo sich denn das Merkwürdige begab, daß mein Verleger an Einem Tage, dem der Aufführung nämlich, neunhundert Exemplare verkaufte, ein Absatz, der sich freilich in der Folge ins natürliche Verhältniß zurücklenkte.

Als von einem gedruckten Stücke, für das man daher kein Honorar zu bezahlen brauchte, bereitete auch ein zweites Wiener Theater, das an der Wien, die Aufführung vor. Wie diese beschaffen war, kann man daraus abnehmen, daß der mit der Rolle des Ottokar betraute Schauspieler, der jetzt in Berlin engagirte Herr Rott, am Tage nach der ersten Darstellung im Burgtheater einen meiner Bekannten über den gestrigen Erfolg, vor Allem aber über die Art fragte, wie Anschütz den Ottokar gehalten habe. Als dieser ihm sagte: streng, heftig, hart; erwiderte Rott, der das Stück noch gar nicht kannte: ich werde ihn mild geben.

Ich muß noch eine Anekdote als hieher gehörig anführen, und zwar eine Censur-Anekdote. Ein paar Jahre später fuhr ich mit dem Hietzinger Gesellschaftswagen von Hietzing nach Wien. Ich kam neben einen Hofrath der Censurshofstelle zu sitzen, der mir schon früher als Polizei-Direktor in Venedig während meines dortigen Aufenthaltes alle Freundlichkeiten erwiesen hatte und mir bis auf diesen Augenblick immer zugethan geblieben ist. Er begann das Gespräch mit der damals in Wien stereotypen Frage: warum ich denn gar so wenig schriebe? Ich erwiderte ihm: er, als Beamter der Censur, müsse den Grund wohl am Besten wissen. Ja, versetzte er,

so seid ihr Herren! Ihr denkt euch immer die Censur als gegen euch verschworen. Als Ihr Ottokar zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Aufführung. Wissen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, Ihr Feind nicht bin. — Aber, Herr Hofrath, versetzte ich, was haben Sie denn an dem Stücke Gefährliches gefunden? — Gar nichts, sagte er, aber ich dachte mir: man kann doch nicht wissen —! Und Das sprach der Mann im Tone der wohlwollendsten Gutmüthigkeit, so daß man wohl sah, der mit den Angelegenheiten der Literatur betraute Beamte habe nicht die geringste Vorstellung von literarischem Eigenthum, so wie daß die Arbeit des Dichters wenigstens eben so viel Anspruch auf Geltung und Vergeltung habe, als die des Beamten oder des Handwerkers.

Daß unter diesen Umständen in dem damaligen Oestreich für einen Dichter kein Platz sei, wurde mir immer deutlicher. Ich versank immer mehr in eine hypochondrische Stimmung, in der mich weder ein früher vorbereiteter Stoff zur Ausführung reizte, noch ein neuer hinzukam, welches Letztere von da an der Grundtypus meiner poetischen Produktionskraft geblieben ist. Auf alte Stoffe zurückkommen, hat aber immer etwas Gefährliches. Selbst die Fortschritte in der Bildung, die man in der Zwischenzeit gemacht hat, werden zu Hindernissen. Man fühlt sich genöthigt, am Plane zu ändern, was manchmal auf die Geschlossenheit der Form, manchmal sogar auf die Einheit der Anschauung von nachtheiliger Wirkung ist.

Mir war damals zu Muthe, als ob ich nie mehr etwas schreiben würde. Dazu traten noch in Verwirrung gekommene Herzensangelegenheiten. Ich beschloß, dem Zustande durch eine Reise ein Ende zu machen.

Was die Herzensangelegenheiten betrifft, so werde ich, weder jetzt noch später, ihrer im Einzelnen Erwähnung machen, obwohl sie eine große, obwohl leider nicht förderliche Rolle in meinem Entwickelungsgange gespielt haben. Ich bin Herr meiner Geheimnisse, aber nicht der der Andern. Wie jeder

wohlbeschaffene Mensch fühlte ich mich von der schönern Hälfte der Menschheit angezogen, war mit mir aber viel zu wenig zufrieden, um zu glauben, tiefe Eindrücke in kurzer Zeit hervorbringen zu können. War es aber die vage Vorstellung von Poesie und Dichter, oder selbst das Schwerflüssige meines Wesens, das, wenn es nicht abstößt, gerade aus Widerspruchsgeist anzieht: ich fand mich tief verwickelt, während ich noch glaubte, in der ersten Annäherung zu sein. Das gab nun Glück und Unglück in nächster Nähe, obwohl letzteres in verstärktem Maße, da mein eigentliches Streben doch immer dahin ging, mich in jenem ungetrübten Zustande zu erhalten, der meiner eigentlichen Göttin, der Kunst, die Annäherung nicht erschwerte, oder wohl gar unmöglich machte.

Eine Reise ist ein vortreffliches Heilmittel für verworrene Zustände. Dieſesmal sollte das Ziel der meinigen Deutschland sein. Die deutschen Größen hatten zwar so ziemlich Abschied genommen, noch aber lebte Einer, Goethe, den zu sprechen oder auch nur zu sehen, mich im voraus glücklich machte. Ich war nie, wie damals der Modeton ging, ein blinder Anbeter Goethe's, so wenig als irgend eines andern einzelnen Dichters. Da wo sie alle zusammentrafen, schien mir die Poesie zu liegen; die einzelnen Abweichungen gaben ihnen theils den Reiz der Individualität, theils waren sie nicht frei von dem allgemeinen Loos der Menschheit: zu irren nämlich. Besonders Goethe hatte sich seit Schillers Tode von der Poesie ab und den Wissenschaften zugewendet. Indem er seine Wärme in zu viele Richtungen vertheilte, wurde sie schwächer in jeder, seine neuesten poetischen Hervorbringungen waren lau oder kühl und, wenn er sich, der Haltung wegen, dem Antiken zuwendete, manierirt. Die Empfindungsmattigkeit, die er der damaligen Zeit mittheilte, hat vielleicht vor Allem zum Verfall der Poesie beigetragen, indem sie der darauf folgenden Rohheit des jungen Deutschlands, der Volkspoesie und des mittelhochdeutschen Unsinns Thür und Thor öffnete; das Publikum war froh, nur wieder etwas Substantielles zwischen die

Zähne zu bekommen. Nichts desto weniger ist er einer der größten Dichter aller Zeiten und der Vater unserer Poesie. Klopstock hat den Anstoß gegeben, Lessing den Weg gezeigt, Goethe ist ihn gegangen. Vielleicht ist Schiller ein größeres Besitzthum der deutschen Nation, denn ein Volk braucht starke, fortreißende Eindrücke, aber Goethe scheint der größere Dichter zu sein. Er füllt ein eigenes Blatt in der Entwicklung des menschlichen Geistes, indeß Schiller zwischen Racine und Shakespeare in der Mitte steht. So wenig ich nun mit der neuesten Wirksamkeit Goethe's einverstanden war und bei seinem damaligen ablehnenden Quietismus hoffen konnte, daß er den Dichter der Ahnfrau und des goldenen Vließes nur irgend einer Beachtung würdigen werde, so war mir doch, als ob schon sein Anblick hinreichend wäre, mir neuen Muth in die Seele zu gießen. Dormit puer, non mortuus est.

Außer dieser ächt katholischen Reliquien-Andacht zog mich auch noch der nur halb klare Gedanke nach Deutschland, mich umzusehen, ob da vielleicht ein Ort sei, wo man ungestörter der Poesie nachhängen könne, als in dem damaligen Wien.

Ich begab mich daher auf den Weg, und zwar allein, wie ich immer geliebt habe. In Prag genoß ich die verkörperten historischen Erinnerungen der herrlichen Stadt, und vorbereitete Stoffe aus der böhmischen Geschichte gingen auffordernd durch meinen Sinn. Von da über Teplitz nach Dresden und zwar mit dem Landkutscher, da es damals mit Reisegelegenheiten schlecht bestellt war. Den Weg verkürzte mir übrigens ein ältlicher Mann mit seiner jungen Frau, der unerschöpflich in dem Lobe von Prag war. Haben Sie die Gemäldesammlung gesehen? fragte er. Ich wußte gar nicht, daß es eine solche in Prag gab. Das sind Bilder! sagte er, besonders eines darunter von Raphael oder Gabriel, wie er heißt.

[illegible] hörte ich zuerst von einem, dem Anscheine [illegible] Mann den sächsischen Dialekt sprechen, und [illegible] zu müssen. Die östreichische Mundart [illegible] aber abgeschmackt. Einen noch viel

wunderlicheren Eindruck machte es auf mich, als ich in der Gegend von Meißen eine ziemlich hübsche Kellnerin mit einigen Fuhrleuten die gröbsten Zoten in dem reinsten Deutsch vorbringen hörte. In Dresden zog mich die Bildergalerie so an, daß ich ihr fast meine ganze achttägige Zeit widmete und erst am letzten Tage nach Tharand hinausfuhr, um doch auch etwas von der schönen Natur zu genießen. Winkler (Theodor Hell) nahm mich sehr gut auf. Sonst kannte ich Niemand, als Tieck, der mich in Wien besucht hatte, und Böttiger, mit dem ich zur Zeit der Sappho einmal Briefe gewechselt, wo denn mein Antwortschreiben sich in den anerkennendsten Ausdrücken erging, weil ich bei meinem schlechten Gedächtnisse und geringer Bekanntschaft mit der deutschen Literatur ihn mit Bertuch in Eine Person zusammenwarf, welch letzterer bei mir durch seine Uebersetzung des Don Quixote und seine Andeutungen über die spanische Literatur in gutem Andenken stand. Höchst komisch war es, als ich ihn besuchte und statt seiner eine junge Frauensperson, vielleicht seine Tochter, antraf, die eben des Vaters kleine antiquarische Sammlung reinigte. Sie hielt nämlich eben eine kleine, höchst obscöne Erzfigur mit einem für die Schamhaftigkeit viel zu kurzen Mantel in der Hand, an der sie unbefangen fortputzte, während sie mit mir sprach. Auch zu Tieck ging ich, der mich für den Abend auf die Vorlesung eines Shakespeare'schen Stückes einlud. Tieck las vortrefflich, aber höchst ermüdend, da er zwischen den Akten keine Absätze machte und auch die redenden Personen weder durch die Namen, noch, mit Ausnahme der komischen Figuren, durch Abwechslung der Stimme bezeichnete. Die Hälfte seiner höchst gemischten Zuhörer nickte daher auf den Sitzen ein und wurden nur durch die Zeichen des Beifalls aufgeweckt, in welche sie lebhaft mit einstimmten. Mich selbst strengte die Vorlesung so an, daß ich darauf bei sinkender Nacht eine Stunde im Freien herumgehen mußte, um meine Geister für den Schlaf in Ruhe zu setzen. An einem der folgenden Abende ließ er mir die Wahl des zu lesenden Stückes.

Um den Umfang seines deklamatorischen Talentes kennen zu lernen, wählte ich ein antikes. Er las den Oedip auf Kolonos von Sophokles. Da war aber das Merkwürdige, daß er bei Lesung des Titels das zweite O in Kolonos kurz aussprach, also nicht wußte, daß es im Griechischen mit langem O geschrieben wird. Das Merkwürdigste aber, daß er nun auch durch das ganze Stück gegen Versmaß und Rhythmus immer Kolonos mit kurzem O las, als ob er den Text verbessert und nicht einen Bock geschossen hätte. Trotz seiner mannigfachen Gaben habe ich doch Tieck nie leiden mögen. Im Komisch-Parodischen ist er mitunter vortrefflich, und wenn nicht das Formlose seine Anlage wäre, er hätte ein guter Lustspieldichter werden können. Alles Uebrige ist gesucht und gemacht. Er und Jean Paul gehören unter die frühesten Verderber unserer Literatur.

Soll ich hier auch meine Meinung von Jean Paul niederschreiben, da sich später wohl keine Gelegenheit findet? Jean Paul hatte, im Gegensatz von Tieck, eine wirkliche und wahre Empfindung; er ging ihr aber als einem Genußmittel nach und verfiel dadurch in Empfindelei. Da nun zugleich seine Phantasie nicht gleichen Schritt hielt, so gerieth er, so oft die Empfindung vorherrschte, in Nebelgestalten, und wenn er objektiv sein wollte, auf Gemeinheiten. Nur in seinen Stillleben gelang es ihm, beide zu vereinigen, und da ist er auch vortrefflich.

Wem es hart scheinen sollte, so begabte Schriftsteller als Kunstverderber bezeichnet zu sehen, der mag nur wissen, daß die jeweiligen Verderber der Kunst immer begabte Schriftsteller sind, da nur solche zur Billigung oder Nachahmung verlocken. Unbegabte verlacht man, und sie verderben Niemanden als sich selbst.

Von Dresden ging es nach Berlin. Ich kannte von den dortigen Literatoren Niemanden, wohl aber ein paar Justiz-Commissäre, vortreffliche Leute, die kurz vorher in Wien gewesen waren. Einer von ihnen war Vormund der Sängerin

Sontag, und ich machte die Bekanntschaft dieser halben Landsmännin eben erst in Berlin. Ueberhaupt bildete damals das Königsstädter Theater die Hauptunterhaltung. Das Königliche Schauspielhaus wurde, wenn ich mich recht erinnere, zur Zeit (im Jahre 1827 oder 1828) eben erst gebaut, und in dem prächtigen alten Opernhause waren die Milder und die Seidler schon bedeutend in der Abnahme. Ich war im Königsstädter Theater zugegen, als die Sontag nach ihrer ersten Pariser Reise zum ersten Male wieder auftrat. Das germanische Publikum empfing sie mit Pfeifen und Pochen. Fort mit der Französin, wurde von allen Seiten gerufen. La petite morveuse war aber durch nichts aus ihrer Fassung zu bringen, sie spielte und sang, als ob all der Lärmen sie nichts anginge, und am nächsten Abende war sie schon wieder der unbestrittene Liebling des Publikums. Das reizende Geschöpf von damals ist sie noch.

In die literarischen Bekanntschaften wurde ich durch einen mir bis dahin gleichfalls unbekannten Literator eingeführt, dessen erste Erscheinung aber mit einem höchst störenden kleinen Unglücksfalle begleitet war. Ich war eben am Rasiren, als mir der Kellner im „König von Portugal", wo ich wohnte, einen Offizier anmeldete, der mich zu sprechen wünsche. Ich deckte daher schnell ein offenes Schnupftuch über das Rasirgeräthe und empfing den Fremden, der, in voller Uniform und mit Orden geschmückt, Niemand Anderer als Baron Lamotte Fouqué war. Wenn man gegenwärtig den Namen Fouqué nennt, so verziehen sich die Gesichter zu spöttischem Lächeln; damals aber war er in so hoher Geltung, daß ein großer Theil der Nation ihn dem Altmeister Goethe an die Seite setzte. Ich besitze noch ein gestochenes Portrait von ihm, das durch seine Inschriften und Embleme nicht weit von einer Apotheose entfernt ist. Ueberhaupt überfällt einen Deutschen, der das sechzigste Jahr überschritten hat, ein wunderliches Gefühl, wenn er die unzähligen Geschmackswendungen, den immerwährenden Wechsel von philosophischen und sonstigen

Ueberzeugungen sich zurückruft, die er in dieser Zeit erlebt: Ueberzeugungen, die von einer Ueberschwänglichkeit begleitet waren, die ihnen eine ewige Dauer zu versprechen schien, indeß sie doch nach kaum mehr als zehn Jahren in Nichts zerflossen waren. Goethe, Schiller und Lessing sind zwar, die Einzigen aus unserer ganzen Literatur, geblieben bis diesen Tag, Niemanden aber fällt ein, zu glauben, daß der Werth dieser Heroen nicht bloß in ihrem Talent, sondern auch in ihren leitenden Grundsätzen lag. Man ändert, bessert, schreitet vor, und immer glaubt man wieder das Rechte gefunden zu haben. Da überschleicht einen solchen Beobachter denn wohl gar der Zweifel, ob aus einer so wetterwendischen, in ihren Ansichten so unklaren, in ihren Ueberzeugungen so schwankenden Nation je etwas Vernünftiges werden könne? Das war der Grund, warum ich im Jahre 1848 — doch davon zu seiner Zeit.

Gegenwärtig befinde ich mich in Berlin, Fouqué sitzt an meiner Seite, genießt eines nicht ganz unverdienten Ruhmes und ist demungeachtet so natürlich, lieb und gut, als nur immer möglich. Ich mußte ihm versprechen, mit ihm seinen kranken Freund Franz Horn zu besuchen, und er erbot sich, mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einzuführen. Als er ungefähr nach einer Stunde wieder ging, trat das Unglück ein. Ich wollte mein Rasirgeräth wieder aufnehmen, über das ich ein Schnupftuch gebreitet hatte, vergaß, daß das Messer geöffnet war, und griff durch das Tuch in die Schneide, so daß ich mir das oberste Glied von dem Zeigefinger der rechten Hand vollkommen spaltete. Das Blut wurde schwer genug mit Wasser gestillt, man rieth mir, ich glaube: Feuerschwamm auf die Wunde zu legen, die auch heilte, aber die getrennten Theile standen in zwei Hälften auseinander. Ich mußte chirurgische Hülfe ansprechen. Der Finger wurde von Neuem zum Bluten gebracht und vereinigte sich endlich auch bei der Genesung. Die Narbe davon ist noch jetzt sichtbar. Dieser Umstand verbitterte mir ein wenig meinen Berliner Auf-

enthalt und war zum Theil Ursache, daß ich meine Reise nicht bis nach Hamburg fortsetzte, wie Anfangs meine Absicht war.

Ich fuhr nichts desto weniger fort, mir Berlin nach allen seinen Seiten anzueignen. Fouqué führte mich zu Franz Horn, der im Bette lag und aus dem Kranksein eine Art Geschäft zu machen schien. Ueber Alles, was er dachte und sagte, war eine Mattigkeit verbreitet, die ich später auch in seinem Commentar zu Shakespeare wiederfand. Er war der erste dieser Commentatoren, die sich von Tieck bis Gervinus alle Mühe gegeben haben, diesen verständlichsten aller Dichter unverständlich zu machen. Wenn ich Shakespeare verständlich nenne, so meine ich nicht, daß man ihn demonstriren könne. Demonstriren kann man überhaupt keinen Natur- und daher auch keinen vollkommen natürlichen Kunst-Gegenstand. Aber denselben Hamlet, den Goethe sich fruchtlose Mühe gegeben hat, zu deduciren, versteht der Schneider in der vierten Galerie, das heißt, er findet es natürlich, daß die Menschen sich so und nicht anders benehmen, und faßt das Ganze in Eine erhöhte Empfindung auf. Eine Dichtung mitleben heißt aber sie verstehen. Wir mindern Poeten müssen uns an die Consequenzen der Natur halten, die großen Dichter sind aber nur darum groß, weil sie auch die Inkongruenzen der Natur zur Geltung und Wirklichkeit zu bringen im Stande sind.

Ich glaube, es war auch Fouqué, der mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einführte. Die Versammlung war nicht zahlreich, da der schönen Jahreszeit wegen die Meisten sich von Berlin abwesend befanden. Ich lernte da Varnhagen und Chamisso kennen, der mir, bis auf seine langen Haare, sehr wohl gefiel. Varnhagen ging mit mir nach Hause. Als wir an seiner Wohnung vorüberkamen, meinte er, er wolle seiner Frau — jener später bekannten Rahel, von der ich aber damals nichts wußte — meine Bekanntschaft verschaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben, war daher herzlich froh, als man uns an der Hausthüre sagte, die Frau Legationsräthin

sei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben, oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört. Leider war es gegen das Ende meines Aufenthaltes, und ich konnte daher den Besuch nicht wiederholen.

Schon in den erstern Tagen nach meiner Ankunft besuchte mich ein Herr Stieglitz. Ich weiß nicht, war es derselbe Dichter, der später durch den Selbstmord seiner Frau eine so traurige Celebrität erlangt hat, oder ein Anderer gleichen Namens. Meine bis heute währende literarische Unschuld hat öfter zu Verstößen und Verwechslungen Anlaß gegeben. Dieser schien ein bevorzugter Schüler Hegels zu sein. Nach den ersten Höflichkeiten fragte er mich, ob ich den großen Philosophen nicht besuchen würde. Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht getraue, da ich von der Wirksamkeit und dem System desselben nicht das Geringste wisse. Nun vertraute er mir, daß er mit Vorwissen Hegels komme, der meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Ich ging daher hin und wiederholte dem Meister, was ich dem Schüler gesagt hatte: der Grund, warum ich ihn nicht früher besucht, wäre, weil man bei uns erst bis zum alten Kant gekommen und mir daher sein, Hegels, System ganz unbekannt sei. Um so besser, versetzte, höchst wunderlich, der Philosoph. Es schien, als ob er besonders an meinem goldenen Vließ Interesse genommen habe, obwohl wir uns kaum darüber und überhaupt über Kunstgegenstände nur im Allgemeinen besprachen. Ich fand Hegeln so angenehm, verständig und reconciliant, als ich in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden habe.

Er lud mich für den folgenden Tag zum Thee, wo ich seine schlicht-natürliche Frau kennen lernte und auch die niedliche Sontag fand, so daß der Abend unter heiterm Gespräch und Musik verging, ohne daß man durch irgend etwas an den Katheder gemahnt wurde. Eben da erfolgte eine zweite Einladung, ich weiß nicht mehr zu Mittag oder Abend, indem mich zugleich Hegel um Erlaubniß bat, einen meiner Landsleute beiziehen zu dürfen. Ich erwiderte, daß, wem er die Ehre seiner Gesellschaft gönne, mir gleichfalls willkommen sein werde. Es zeigte sich am bestimmten Tage, daß damit Herr Saphir aus Wien gemeint war, der gerade damals sein Unwesen in Berlin trieb, sich aber dem Philosophen gegenüber sehr schweigselig und untergeordnet benahm. Man sagte mir, Hegel begünstige ihn, theils aus Lust an seinen wirklich oft guten Späßen, theils aber auch, um bei Gelegenheit durch ihn seine Gegner lächerlich zu machen. Es war das einzige Mal, daß ich mit Herrn Saphir unter Einem Dache gewesen bin.

Für mein leibliches Wohl, doch nicht ohne Geistigkeit, sorgten vier oder fünf Justizkommissäre, von denen ich zwei, wie ich schon früher sagte, in Wien kennen gelernt, mit den übrigen aber in Berlin durch jene ersten bekannt geworden war. Sie luden mich in der Reihe zu Gast, wo ich denn bemerken konnte, daß, wenn man auch tagtäglich in Berlin frugaler lebe als in Wien, bei Gastmählern dagegen Wien offenbar die Segel streichen müsse. Da Einer von ihnen Mitdirektor des Königsstädter Theaters, ein zweiter aber Vormund der Sontag war, so fehlte auch die Liebliche höchst selten. Der Eifrigste unter ihnen war der Justizkommissär Marchand, der sammt seiner vortrefflichen Frau mich mit Vorsorge überhäufte. Wo irgend eine lokale Merkwürdigkeit war, führte er mich hin, unter andern in die Weinhandlung zu Lutter und Wegener, wo sonst der phantastische Hoffmann seine Abende zubrachte. Hoffmann selbst — auch eine mit Unrecht vergessene Celebrität — war damals vor Kurzem gestorben, und seine Zechbrüder saßen stumm und vereinzelt. Endlich kam auch

ihr Matador, der Schauspieler Ludwig Devrient. Als man mich ihm vorstellte, benahm er sich wie ein im Geiste Abwesender, und auf meine spätere Frage: wo er wohne? sah er mich an, als über die Zumuthung erstaunt, daß er selber wisse, wo er selber wohne. Erst nach ein paar Gläsern Wein kam er aus seinem Stumpfsinne zurück. Ich sah übrigens damals Devrient nicht spielen, weil, wie gesagt, das Schauspielhaus eben im Baue begriffen war. Ein paar Jahre darauf kam er nach Wien, und auch da habe ich ihn nur in weniger bedeutenden Rollen gesehen, da bei bedeutendern das Theater allzu überfüllt war. Ich erinnere mich daher keines, seinem großen Rufe entsprechenden Eindrucks. Nur eine physiologische Erscheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der ersten Seitenlogen. Er und alle Andern gaben mir bei meinem höchst schwachen Gesichte nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Scene, wo der Vater ohnmächtig hinsinkt und der Sohn, weil er ihn todt glaubt, das Gesicht mit teuflischer Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient springe in die Loge hinein, so bis ins Einzelne sah ich plötzlich jeden seiner Züge, und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte sich in das Gefühl der Annäherung.

Auch ein zweites Mal erinnere ich mich einer ähnlichen Erscheinung. Mich interessirte eine sehr schöne Frau, die in Wien auf dem sogenannten Stock-am-Eisen-Platze im dritten Stocke wohnte. Eines Tages, als ich im Vorübergehen mich am Ende des Stephansplatzes, daher noch in ziemlicher Entfernung befand, erblickte ich an einem Fenster des mir wichtigen Hauses und dritten Stockwerks etwas Weißes, das eben so gut ein Mann, als eine Frau, oder wohl gar ein Stück aufgehängte Wäsche sein konnte. Im nächsten Augenblicke aber sah ich die Züge der Frau mit einer solchen Porträtähnlichkeit, daß ich sie unmittelbar auf Elfenbein oder Leinwand hätte bringen können. Das hat in mir die Vermuthung hervorgebracht, daß meine Kurzsichtigkeit nicht von einer Be-

schaffenheit der Linse, sondern von einer Schwäche des Augennervs herrühre, die sich durch Aufregung und Zuströmen des Blutes für Momente verliert. Diese Schwäche meines Auges, dem schwache Gläser nicht helfen und das scharfe nicht verträgt, hat beigetragen, mich vom Besuche des Theaters immer mehr und mehr und endlich ganz zu entwöhnen. Seit mehr als zehn Jahren besuche ich keines mehr.

Auch an Gelegenheit, mit Höhergestellten in Beziehung zu kommen, fehlte es nicht. Man wollte mich in die Theezirkel eines Ministers, Stägemann, glaub' ich, hieß er, einführen, was ich aber ablehnte, weil ich weder den Thee noch die Minister liebe. Dem Fürsten Wittgenstein, damaligem Oberaufseher der Theater, meine Aufwartung zu machen, wurde ich so oft aufgemuntert, daß ich fast glaube, es lag die Absicht vor, mich mit dem Berliner Theater in eine Verbindung zu bringen. Ich ging aber nicht hin, da die Schaubühne im Allgemeinen eine Schöne ist, der ich sehr gerne den Hof machen, die ich aber durchaus nicht heirathen will. Auch, so sehr mir Berlin gefiel, hätte es mir Wien nicht ersetzen können. Abgerechnet die Schönheit der Natur rings um die östreichische Kaiserstadt, ist, wie in Wien zu wenig Bildung, in Berlin zu viel. Nun hat aber die deutsche Bildung das Eigenthümliche, daß sie sich gar zu gern von dem gesunden Urtheile und der natürlichen Empfindung entfernt. Auch war mir die Einstimmigkeit der literarischen Meinungen zuwider. Oft habe ich mich in Wien gefreut, wenn mir Jemand sagte, er finde Goethe langweilig und Shakespeare roh; nicht als ob ich ihm Recht gegeben hätte, sondern es war mir angenehm, daß ich bei meiner Frage nicht die Antwort schon voraus wußte. Nun herrscht zwar in Frankreich, oder herrschte noch vor Kurzem dieselbe Einstimmigkeit; dort geht sie aber aus dem Charakter der Nation, wie eine Art Naturnothwendigkeit, hervor, in Deutschland dagegen werden die Meinungen von Coterien der Nation gegen ihre Natur — wie schon der ewige Wechsel zeigt — gewaltthätig aufgedrungen.

Da ich schon dabei bin, so interessirt mich, mich selber zu fragen, worin denn der Grund dieser literarischen Feigheit der deutschen Nation, oder vielmehr des deutschen Publikums, d. h. des sogenannten gebildeten Theiles dieser in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Nation, allenfalls liegen mag? Mir scheint die Ursache in dem vielleicht durch das Klima bedingten Mangel eines starken Naturells, in der Sprödigkeit, um nicht zu sagen Stumpfheit der Auffassungsorgane und der ihnen entsprechenden Begehrungen zu liegen, zu Folge dessen das Wirkliche nur einen schwachen Eindruck auf sie macht. Oder wenn dieser Eindruck auch stark im Ganzen wäre, so fehlt die Unterscheidung der Bestandtheile der unendlichen Mannigfaltigkeit, die in jedem Einzelnen liegt. Dadurch werden sie zu Allgemeinheiten und Abstraktionen hingezogen, die, da sie im Geiste keine hinlängliche Rechtfertigung finden, im Wirklichen aber keinen Maßstab und kein Gegenbild haben, man ihnen geben und nehmen kann, wie man will. Sobald man scheinbar ihren Verstand überzeugt hat, folgt das Naturell ohne Widerstand; dem scheint zu widersprechen, daß in der Ifflan̄d-Kotzebueschen Zeit gerade die Darlegung der Einzelnheiten des bürgerlichen Lebens Glück machten. Aber solche gedrückte Organisationen erfreuen sich auch, wenn man ihnen Unterschiede bemerklich macht, die ihrer eigenen Auffassung entgangen waren, nur fehlt dann das geistige Band, die Erhebung der Seele, die erst den eigentlichen Kunstgenuß ausmacht. Diese Lenkbarkeit, gegenüber welcher das: Es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht, keinen Grund ausmacht, ist, was ich die Feigheit des deutschen Publikums genannt habe. Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich nothwendig eine unverschämte Literatur.

Als ich am Tage vor meiner Abreise von Berlin von meiner Landsmännin, der Sängerin Seidler, Abschied nahm, fand ich dort einen sächsischen Grafen, der sich in den Kopf setzte, der schon etwas alternden, aber noch immer hübschen Frau den Hof zu machen. Er gab ihr glänzende Geschenke,

die sie dankbar annahm, ohne daß er darum irgend weiter kam. Als er hörte, daß ich nach Leipzig gehe, erbot er sich mir zum Reisegesellschafter, was ich bereitwillig annahm. Des andern Tages machten wir uns auf den Weg, und zwar über Potsdam und Sanssouci, das ich mir eigens für diese Gelegenheit aufgespart hatte. Wir verfolgten dort alle Erinnerungen an Friedrich den Großen, der mir immer widerlich war, ohne deßhalb weniger groß zu sein. Besonders, im Vergleich mit Napoleon, darum, weil seine Größe gerade im Unglück am Leuchtendsten hervortrat, indeß sie bei Napoleon sich jedesmal, und nur zu sehr, verdunkelte.

Von da machten wir uns auf den Weg nach Leipzig. So lange mein Geld währte, bestritt ich die Postpferde und die sonstigen Auslagen. Auf der Hälfte unserer Reise aber meinte ich, daß nun die Reihe an meinen Gefährten gekommen sei. Da fand sich nun aber zum beiderseitigen Schrecken, daß er ohne Groschen Geld war. Als ich nämlich in Berlin von der Seidler Abschied nahm, sagte ich, ich müsse zum Banquier gehen, um Geld zu beheben. Nachdem ich aber meine Baarschaft überzählt hatte, fand ich, daß sie für die halben Reisekosten hinreiche, und beschloß, erst in Leipzig von meinem Kreditbrief Gebrauch zu machen. Mein Graf, der sein Geld in Berlin verthan hatte, zweifelte nach meiner Aeußerung bei der Seidler nicht, daß ich damit versehen sei, und beschloß ächt edelmännisch, mein Schuldner bis Leipzig zu bleiben. Nun war Noth an Mann, und mein Reisegefährte mußte seinen, wie es sich zeigte, höchst baufälligen Kredit anstrengen. Er fand aber doch, als in seinem Vaterlande und einer der besten Familien Sachsens angehörig, einmal einen Postmeister, der ihm Pferde auf künftige Zahlung gab, ein andermal Jemanden, der ihm ein paar Thaler borgte, und so kamen wir, wie ein paar Lumpe, in Leipzig an.

Dort war Messe und die Stadt überfüllt. Mein Graf verschaffte mir aber ein Stübchen im Hôtel de Bavière, dessen Eigenthümer er mich, unter Nennung meines Namens,

als einen Dichter aus Wien empfahl. Der Wirth aber kannte keinen Wiener Dichter, als den Spaßmacher Castelli. Er nahm mich daher für Diesen und behandelte mich als solchen mit vieler Aufmerksamkeit. Ich ließ mir das nach dem Vespasianischen Wahlspruch sehr gern gefallen und befand mich sehr wohl dabei.

In Leipzig lernte ich den Professor Wendt, der mir durch die Verwechslung seines Namens mit dem ähnlich klingenden West die Bekanntschaft Schreyvogels verschafft hatte, und den Justizrath Blümner, einen kenntnißreichen und sogar kunstverständigen Mann, kennen. Mit ihnen und meinem kreditarmen, aber gar nicht ungebildeten Reisegefährten brachte ich drei Tage recht angenehm zu.

Je näher die Zeit meiner Abreise heranrückte, um so schwerer wurde mir das Herz. Es ging nun nach Weimar. Einerseits freute ich mich darauf, andrerseits aber sank meine, ohnehin nicht große Meinung von mir selbst Grad für Grad in mir selbst zusammen. Uebrigens mußte es sein, und ich fuhr in der Landkutsche ab. In Weißenfels, wo der damals als Dichter und Kunstrichter geschätzte und gefürchtete Adolf Müllner wohnte, hielten wir Mittag. Ich fuhr weiter, ohne ihn zu besuchen, obwohl mich sogar der Kellner im Wirthshause dazu aufforderte, mit dem Beisatze, daß der Herr Doktor sehr gerne Fremde bei sich empfange. Der Mann hatte sich gar zu niederträchtig gegen mich benommen. Müllners Bosheit hinderte nicht, daß er doch so ziemlich der letzte sachkundige Kritiker in ästhetischen Dingen war. Es ist nämlich seitdem der Begriff von Kunst verloren gegangen, den Müllner wenigstens festhielt.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutschland bekannten Gasthofe zum „Elephanten“, gleichsam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da sandte ich den Kellner mit meiner Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr Geheimerath habe Gäste

bei sich und könne mich daher jetzt nicht sehen. Er erwarte mich für den Abend zum Thee.

Ich aß im Gasthause, durch meine Karte war mein Name bekannt geworden, und der Geruch desselben verbreitete sich in der Stadt, so daß es an Bekanntschaften nicht fehlte.

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Gesellschaft, die des noch nicht sichtbar gewordenen Herrn Geheimeraths wartete. Da sich darunter — und das waren eben die Gäste, die Goethe Mittags bei sich hatte — ein Hofrath Jacob oder Jacobs mit seiner eben so jungen als schönen und eben so schönen als gebildeten Tochter befand, derselben, die sich später unter dem Namen Talvj einen literarischen Ruf gemacht hat, so verlor sich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Gespräche mit dem liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich öffnete sich eine Seitenthüre, und er selbst trat ein. Schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe steifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er sprach mit Diesem und Jenem ein paar Worte und kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengesetzten Seite des Zimmers stand. Er fragte mich, ob bei uns die italienische Literatur sehr betrieben werde? Ich sagte ihm, der Wahrheit gemäß, die italienische Sprache sei allerdings sehr verbreitet, da alle Angestellten sie vorschriftmäßig erlernen müßten. Die italienische Literatur dagegen werde völlig vernachlässigt, und man wende sich aus Modeton vielmehr der englischen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Beimischung von Derbheit habe, die für den gegenwärtigen Zustand der deutschen Kultur, vornehmlich der poetischen, mir nichts weniger als förderlich scheine. Ob ihm diese meine Aeußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wissen, glaube aber fast Letzteres, da gerade damals die Zeit seines Briefwechsels mit Lord Byron war. Er entfernte sich von mir, sprach mit Andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte sich endlich, und wir waren entlassen.

Ich gestehe, daß ich mit einer höchst unangenehmen Empfindung in mein Gasthaus zurückkehrte. Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt gewesen, Goethe hatte mich im Gegentheile freundlicher und aufmerksamer behandelt, als ich voraussetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Faust, Clavigo und Egmont, als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Thee gesegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten gesagt und mich zur Thüre hinausgeworfen hätte, wäre es mir fast lieber gewesen. Ich bereute fast, nach Weimar gegangen zu sein.

Demnach beschloß ich, den nächstfolgenden Tag zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten Weimars zu verwenden, und bestellte im Gasthaus die Pferde für übermorgen. Des nächsten Vormittags kamen Besuche aller Art, darunter der freundliche und ehrenhafte Kanzler Müller, vor allen aber mein Landsmann, der seit mehreren Jahren in Weimar angestellte Kapellmeister Hummel. Er hatte Wien verlassen, eh ich durch meine poetischen Arbeiten die Aufmerksamkeit auf mich gezogen, wir kannten uns daher von früher gar nicht. Nun war aber die Freude fast rührend, mit welcher der sonst im Umgange trockene Mann mich begrüßte und sich aneignete. Einerseits brachte ich ihm wohl die Erinnerung an seine schwer verlassene Vaterstadt zurück, dann mochte es ihm wohlthun, in Weimar, wo er nur abschätzige Urtheile über die geistige Begabung Oestreichs zu hören bekam, einen Landsmann literarisch geehrt und geachtet zu finden. Endlich bekam er Gelegenheit, mit einem Wiener Wienerisch zu sprechen, welche Mundart er mitten unter Andersssprechenden rein und unverfälscht erhalten hatte. Ich weiß nicht, war es der Abstich, oder habe ich in meinem Leben nicht so schlecht deutsch sprechen gehört. Während wir den Besuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten und Kanzler Müller, der meine Herabstimmung bemerkt haben mochte, mir versicherte, die Steifheit Goethe's sei nichts als eigene Verlegenheit, so oft er mit einem Fremden das erste Mal zusammentreffe, trat der

Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagmahl bei Goethe für den nächstfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern und bestellte die bereits für morgen besprochenen Pferde ab. Der Vormittag verging mit Besichtigung der literarisch berühmt gewordenen Oertlichkeiten der Stadt. Am Meisten interessirte mich Schillers Haus, vor Allem aber der Umstand, daß in des Dichters Arbeitszimmer, einem eigentlichen Dachstübchen im zweiten Stockwerke, ein Greis, der noch zu Schillers Zeit als Souffleur beim Theater gestanden haben soll, einen kleinen Knaben, seinen Enkel, im Lesen unterrichtete. Die offene und geistig angeregte Miene des Kleinen gab der Illusion Raum, als ob aus der Studierstube Schillers dereinst ein neuer Schiller hervorgehen könnte; was freilich nicht eingetroffen ist.

Die Ordnung der Tage verwirrt sich mir. Ich glaube, es war an diesem ersten, daß ich bei Hummel zu Mittage aß und zwar ganz allein mit seiner Familie. Ich fand da seine Gattin, die einst so hübsche Sängerin Mamsell Röckel, die mir in Pagenkleidern und prallen seidenen Tricots noch immer vor der Erinnerung schwebte. Jetzt war sie eine tüchtige, ehrenwerthe Hausfrau, die mit ihrem Gatten an Freundlichkeit wetteiferte. Ich fühlte mich zur ganzen Familie mit Liebe hingezogen, so wie ich Hummel, trotz etwas Handwerksmäßigem in seiner Gesinnung, doch als den letzten unverfälschten Schüler Mozarts achtete und verehrte.

Abends ging ich mit Kanzler Müller ins Theater, wo man ein unbedeutendes Stück gab, in dem aber Graff spielte, der der erste Wallenstein Schillers gewesen war. Ich fand ihn durch nichts ausgezeichnet, und als man mir erzählte, daß nach jener ersten Vorstellung Schiller aufs Theater geeilt sei, Graff umarmt und ausgerufen habe: jetzt erst verstehe er seinen eigenen Wallenstein! dachte ich mir: um wie viel größer wäre der große Dichter geworden, wenn er je ein Publikum und ächte Schauspieler gekannt hätte. Uebrigens bleibt merkwürdig, wie der im Grunde wenig objektive Schiller sich in

der Darstellung so ganz und gar objektiviren läßt. Er wurde bildlich, während er nur beredt zu sein glaubte. Ein Beweis mehr für sein unvergleichliches Talent. Bei Goethe ist gerade das Gegentheil. Während er vorzugsweise objektiv genannt wird und es großentheils auch ist, verlieren seine Gestalten in der Darstellung. Seine Bildlichkeit ist nur für die Imagination, in der Wirklichkeit verliert sich der zarte poetische Anhauch mit einer Art Nothwendigkeit. Das sind übrigens spätere Reflexionen, die gar nicht hierher gehören.

Endlich kam der verhängnißvolle Tag mit seiner Mittagsstunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäste waren schon versammelt, und zwar ausschließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj schon am Morgen nach jenem Theeabende mit ihrem Vater abgereist und Goethe's Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geschiedenen Tochter später so werth geworden ist, damals von Weimar abwesend war. Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskiren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit Langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein. Goethe wandte sich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber sprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über diese Reise nichts aufgeschrieben. Oder vielmehr, ich fing an, ein Tagebuch zu halten. Als mir aber durch meine Verwundung in Berlin das Schreiben An-

fangs unmöglich, später schwer wurde, entstand eine große Lücke. Das verleidete mir zum Theil die Fortsetzung, zum Theil währte die Schwierigkeit des Schreibens selbst noch in Weimar fort. Ich beschloß daher, unmittelbar nach der Rückkunft in Wien bei noch frischer Erinnerung das Fehlende nachzutragen. Als sich aber dort, wie man sehen wird, sogleich eine andere Beschäftigung aufdrang, kam die Sache in Vergessenheit, und ich habe von diesem, ich hätte bald gesagt: wichtigsten Moment meines Lebens, nichts als die allgemeinen Eindrücke im Gedächtniß behalten. Von den Tisch-Ereignissen ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, daß ich im Eifer des Gespräches nach löblicher Gewohnheit in dem neben mir liegenden Stücke Brod krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen. Spät erst bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abschiede forderte mich Goethe auf, des nächsten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu lassen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von seinen Besuchern, die ihn interessirten, von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide porträtiren zu lassen. Diese Bildnisse wurden in einen Rahmen, der zu diesem Zwecke im Besuchzimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechselt. Mir wurde auch diese Ehre zu Theil.

Als ich mich des anderen Vormittags einstellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in seinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie er so im Gärtchen hinschritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibs mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieser natürlichen

Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir sprachen im Auf- und Niedergehen. Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen schien, worin er freilich gewissermaßen sich selbst lobte, denn ich hatte so ziemlich mit seinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, sagte er, was wir seitdem gedruckt von ihm gelesen haben: daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Aehnlicher wirken könne. Wenn Er und Schiller Das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es großentheils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung. Inzwischen kam der Maler. Wir gingen ins Haus, und ich wurde gezeichnet. Goethe war in sein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit herauskam und sich von den Fortschritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabschiedung des Malers ließ Goethe durch seinen Sohn mehrere Schaustücke von seinen Schätzen herbeibringen. Da war sein Briefwechsel mit Lord Byron; Alles, was sich auf seine Bekanntschaft mit der Kaiserin und dem Kaiser von Oestreich in Karlsbad bezog; endlich das kaiserlich östreichische Privilegium gegen den Nachdruck für seine gesammelten Werke. Auf Letzteres schien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konservative Haltung Oestreichs gefiel, oder, im Abstich der sonstigen literarischen Vorgänge in diesem Lande, als Kuriosum. Diese Schätze waren, halb orientalisch, jedes Zusammengehörige einzeln, in ein seidenes Tuch eingeschlagen, und Goethe benahm sich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs Liebevollste entlassen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu besuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Besuch ihm durchaus nicht unangenehm sein. Erst später fiel mir auf, daß Müller Das nicht ohne Goethe's Vorwissen gesagt haben konnte.

Nun begab sich meine zweite Weimarische Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu sein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin.

Diese Furcht bestand aus mehreren Elementen. Einmal schien mir in dem ganzen Bereich meines Wissens nichts, was würdig gewesen wäre, Goethen gegenüber vorgebracht zu werden. Dann habe ich meine eigenen Arbeiten erst später im Vergleich mit den Zeitgenossen schätzen gelernt; im Abstande von dem Frühergewesenen, namentlich hier in der Vaterstadt der deutschen Poesie, kamen sie mir höchst roh und unbedeutend vor. Endlich habe ich schon gesagt, daß ich Wien mit dem Gefühle eines gänzlichen Versiegens meines poetischen Talentes verlassen hatte, welches Gefühl sich in Weimar bis zur eigentlichen Niedergedrücktheit vermehrte. Goethen aber Klagelieder vorzusingen und von ihm durch nichts verbürgte Tröstungen entgegenzunehmen, schien mir doch gar zu erbärmlich.

In diesem Unsinn war übrigens doch auch ein Körnchen Sinn. Goethe's damalige Abneigung gegen alles Heftige und Gewaltsame war mir bekannt. Nun war ich aber der Meinung, daß Ruhe und Gemessenheit nur Demjenigen anstehe, der im Stande ist, einen so ungeheuern Gehalt hineinzulegen, als Goethe in der Iphigenie und im Tasso gethan hat. Zugleich meinte ich, daß Jeder die Eigenschaften ins Spiel bringen müsse, in denen er seine Stärke hat. Das waren nun bei mir damals warme Empfindung und starke Phantasie. Die Gründe einer solchen Abweichung von seinen Ansichten ihm selbst gegenüber zu vertheidigen, fühlte ich mich, auf meinem damaligen Standpunkte der unbefangenen Anschauung, viel zu schwach; seine Darlegung aber mit einer geheuchelten Billigung oder einem lügenhaften Stillschweigen hinzunehmen, dazu hatte ich vor ihm viel zu viel Ehrfurcht.

Wie nun immer, ich ging nicht hin, und Das hat Goethen verstimmt. Mit Recht mochte es ihm auffallen, daß ich die dargebotene Gelegenheit, mich über meine Arbeiten und mich selbst aufzuklären, so gleichgültig versäumte. Oder er

kam der Wahrheit näher und meinte, daß die Ahnfrau und die Vorliebe für ähnliche, ihm widerliche Ausbrüche bei mir noch nicht erloschen sei. Oder er durchsah meine ganze Stimmung und urtheilte, daß Unmännlichkeit des Charakters auch ein bedeutendes Talent zu Grunde richten müsse. Er war von da an viel kälter gegen mich.

Was aber jene Unmännlichkeit betrifft, so gestehe ich und habe schon gestanden meine Schwäche, so oft ich mich einer verworrenen Masse von kleinen Beziehungen, vor Allem aber dem Wohlwollen, der Ehrfurcht und der Dankbarkeit gegenüber befinde. So oft ich mir das Widerstrebende scharf begränzen konnte, sowie im Ablehnen des Schlechten und im Beharren auf der Ueberzeugung, habe ich früher und später eine Festigkeit bewiesen, die man freilich auch Hartnäckigkeit nennen könnte.

Im Allgemeinen aber kann man wohl aussprechen: Nur aus der Verbindung eines Charakters mit einem Talente geht Das hervor, was man Genie nennt.

An einem dieser Tage wurde ich auch zum Großherzoge beschieden, den ich im sogenannten römischen Hause in all seiner Schlichtheit und Natürlichkeit antraf. Er unterhielt sich über eine Stunde mit mir, und meine Schilderung der östreichischen Zustände schien ihn zu interessiren. Nicht er, aber die meisten Uebrigen ließen einen Wunsch durchblicken, mich für das Weimarer Theater zu gewinnen, ein Wunsch, der nicht zugleich auch der meinige war.

Als ich am vierten Tage meines Aufenthalts von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später von mir Nachricht geben wolle, es sie sämmtlich erfreuen werde. Also „sie" in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, in sofern ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abstande, für den Besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß Das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Am Tage meiner Abreise gab mir das sämmtliche Weimar einen Abschiedschmaus im Schützenhause, zu dem Goethe auch seinen Sohn hinausgeschickt hatte. Es ging sehr lebhaft her, und auf mein Wohl und eine glückliche Reise wurde vehement getrunken. Ich war damals eine deutsche Celebrität. Das Interessanteste war mir mein Landsmann Hummel, der sich zum Schlusse ans Klavier setzte und phantasirte, wobei er die Melodie des sächsischen Posthornes zum Thema nahm. Ich habe ihn weder früher noch später so hinreißend spielen gehört.

Endlich saß ich im Wagen und fuhr über Jena nach Kahle. In Jena wurden Pferde gewechselt. Da aber eben Ferienzeit war, sah ich nur einige Studenten in ihrer damals noch höchst wunderlichen Tracht. Vor Kahle wäre ich bald in die Saale gefallen. Ich war bei hereinbrechendem Abend im Wagen eingeschlafen, und der Postillon ahmte mein Beispiel nach. Plötzlich erweckte mich ein lautes Geschrei. Es kam von einem Manne, der in die Zügel der Pferde griff, die bereits mit den Vorderfüßen auf dem Abhange standen, der hoch und steil in den Fluß hinuntergeht.

Man hatte mir die Verbindung mit Süddeutschland von Kahle aus als leicht dargestellt. Ich hatte aber alle Mühe, dort oder in der Nähe mit einer ungeheueren Diligence zusammenzutreffen, in der ich, auf gräßlichen Wegen, als einziger Passagier in der Nacht den Thüringer Wald passirte. Auch in Koburg mußte ich einen Tag verweilen, wo ich mich gräßlich langweilte, ohne bei meiner geringen literarischen Topographie zu wissen, daß sich der Dichter Rückert dort aufhielt, der mir am Ende vielleicht noch übel genommen hat, daß ich ihn nicht besuchte. Endlich traf ich mit einem leidlichen Eilwagen zusammen, der mich bis nach München brachte.

München war damals im Entstehen. Von all den jetzigen Prachtgebäuden war erst die Glyptothek fertig, und zwar auch erst von außen. Von den Deckengemälden im Innern war erst der Göttersaal im Angriff. Ich hatte den Genuß, mit Cornelius auf den Gerüsten herumzusteigen und in ihm

den einzigen Maler kennen zu lernen, bei dem das deutliche Bewußtsein der Idee der Gediegenheit der Verwirklichung nicht im Wege stand.

In ein nahes Verhältniß kam ich mit dem damaligen Minister Schenk, einem liebenswürdigen und poetisch begabten Manne. In seinem Hause, in dem er damals eine nicht mehr ganz jugendliche, aber höchst anziehende Verwandte beherbergte, habe ich sehr glückliche Stunden verlebt. König Ludwig hat weder damals noch später von mir Notiz genommen.

Der Aufenthalt in München und die Reiseeindrücke überhaupt hatten meinem Stumpfsinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beschloß ich, sogleich an ein neues dramatisches Werk zu gehen, das ich, statt eines langweiligen Verkehrs durch Briefe, Goethe'n zueignen wollte.

Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem literarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelnheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatisch gegliedert waren. Diese wollte ich nun einen nach dem andern vornehmen, jedes Jahr ein Stück schreiben und dem hypochondrischen Grübeln für immer den Abschied geben.

Daß ich vor allen denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigsten Censur-Schwierigkeiten darzubieten schien, war, nach den gemachten Erfahrungen, natürlich. Es war die Sage vom Palatin Bancbanus, dem „treuen Diener seines Herrn,“ obwohl der Stoff mich vielleicht weniger anzog als die übrigen. Ich war auf ihn folgender Weise gekommen.

Als die damals regierende Kaiserin zur Königin von Ungarn gekrönt werden sollte, kam ihr Obersthofmeister, Graf Dietrichstein, zu mir und forderte mich im Namen der Kaiserin auf, ein Stück zu schreiben, das bei ihrer Krönung in Preßburg gespielt werden könnte. Mir war nicht unlieb, durch einen solchen Anlaß von außen aus meinem Schwanken von einem Stoff zum andern und überhaupt zur Thätigkeit gebracht zu werden. Ich nahm daher die ungarischen Geschicht-

schreiber Bonfinius und Istvanfyius vor und hatte auch bald eine passende Fabel gefunden. Es war die Geschichte jenes Aufruhrs, der gegen den König Stephan und seine baierische Gemahlin Gisela, theils wegen der Bemühungen dieser letzteren für das Christenthum, theils aus alter Abneigung gegen die Deutschen, entstand. Alles Licht wäre auf die Königin Gisela gefallen, die bei der Stillung des Aufruhres, wobei sie sich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle gespielt hätte, wie im „treuen Diener" der Palatin Bancbanus.

Als ich jedoch die Sache näher betrachtete, fanden sich bedeutende Schwierigkeiten. Einmal schien es wunderlich, zur Feier eines Krönungsfestes die Geschichte eines Aufruhres zu wählen. Dann wären in meinem Stücke zwei Kalender-Heilige vorgekommen: der heilige König Stephan und sein Sohn Emeram; eine Profanation, welche die Censur nie zugegeben hätte. Ich erklärte daher dem Grafen Dietrichstein auf seine Anfrage: ich hätte keinen passenden Stoff gefunden. Man ließ demnach für die Gelegenheit von einem höchst subordinirten Schriftsteller ein anderes Stück schreiben, dessen loyale Anspielungen sehr beklatscht wurden.

Bei Durchgehung der ungarischen Chronisten gerieth ich auf den Palatin Bancbanus, dessen Geschichte ich darum eine Sage genannt habe, weil dasselbe Ereigniß in zwei Epochen mit geringen Verschiedenheiten zweimal vorkommt und daher wahrscheinlich nichts als eine Einkleidung für die Abneigung der Ungarn gegen die Deutschen ist.

Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinn, der ein Heroismus ist, so gut als jeder andere. Im französischen Revolutionskriege ist die Aufopferung der Vendeer so erhebend als die Begeisterung der Republikaner. Bancbanus hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort, trotz Allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen

einreichte, erhielt ich das Imprimatur, ohne daß ein Wort gestrichen worden wäre.

Was dem Kaiser an diesem bis zum Uebermaß loyalen Stücke mißfallen, oder wer ihm, nachdem er es selbst mit Beifall angesehen, etwas darüber in's Ohr gesetzt habe, ist mir bis auf diesen Augenblick ein Geheimniß geblieben. Personen, die, ohne zur nächsten Umgebung des Kaisers zu gehören, doch mit dieser Umgebung genau bekannt waren, haben nichts darüber erfahren können. Nur so viel weiß ich, daß der Polizeipräsident selber völlig im Dunkeln war, woher auch seine Verlegenheit entstand. Wie viel in dem ganzen Vorgang Aufmunterung zu künftiger poetischer Produktion lag, überlasse ich Jedem zu beurtheilen.

Bei meiner Zurückkunft aus Deutschland hatte ich mir vorgenommen, meine erste poetische Arbeit Goethe'n zuzueignen und deßhalb unterlassen, ihm, nach seiner Erlaubniß, zu schreiben. Als es nun an den Druck des treuen Dieners ging, fand ich das Stück viel zu roh und gewaltthätig, als daß ich glauben konnte, daß es auf ihn einen guten Eindruck machen werde. Ich unterließ daher die Dedikation, und da ich auch vorher unterlassen hatte, ihm zu schreiben, so mochte Goethe wohl denken, mein Besuch in Weimar sei nur eine Sache der Mode und der Neugier gewesen und ich fühlte nicht jene Liebe und tiefe Verehrung für ihn, die ich bewahren werde bis an's Ende meiner Tage. Er hat in der Folge Dieser und Jener in Schriften und Gesprächen erwähnt; meiner nie. Es scheint, er warf mich mit dem übrigen Gesindel zusammen.

Um diese Zeit — ich weiß nicht mehr die Folge der Jahre — trat auch eine Aenderung in meiner ämtlichen Bestimmung ein. Ich führe sie nur an, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie ich immer in meinem Vaterlande behandelt wurde. Ich war in meiner Anstellung als Ministerial-Concipist an die Person des Finanzministers angewiesen und bezog in dieser Eigenschaft eine jährliche Gehaltszulage. Nach

des Stückes zu sein wünsche, weil es ihm gar so gut gefallen habe. Man werde mir jeden Vortheil ersetzen, der mir aus der Aufführung auf anderen Bühnen oder aus der Drucklegung zufließen könnte, es wäre vielmehr die Meinung, daß ich in meinen Forderungen nicht allzu ängstlich sein sollte; Seine Majestät seien sogar zu Opfern bereit. Auf meine Entgegnung: man werde mich doch nicht für so erbärmlich halten, daß ich eine meiner Arbeiten für Geld vom Erdboden verschwinden lassen wollte, erwiderte man mir: die Frage ob? wünschten Se. Majestät ganz außer der Verhandlung gelassen, es handle sich nur um das: Wie? — Ich führe Das alles wörtlich genau an.

Da man mir mein Stück im Nothfalle auch ohne Einwilligung wegnehmen konnte, dachte ich auf Auskunftmittel. Ich sagte daher der Wahrheit gemäß, daß ich gar nicht mehr Herr über mein Stück sei. Ich selbst hätte mein Manuskript abschreiben lassen, beim Theater sei es wiederholt copirt worden. Jedermann wisse, daß die mit der Copiatur betrauten Souffleure der Theater einen heimlichen Handel mit widerrechtlich genommenen Abschriften trieben. Der Kaiser könne sein Geld ausgeben, ohne daß das Stück, und zwar ohne meine Schuld, der Oeffentlichkeit entzogen werde. Ich sah, mit welcher Freude der Präsident diese meine Aeußerung aufnahm, wie denn überhaupt in dem ganzen Vorgange eben so gut ein Tadel gegen die Censur, die mein Stück erlaubt, als gegen mich selbst, der es geschrieben hatte, verborgen lag. Er forderte mich auf, diese meine Bemerkungen schriftlich aufzusetzen und ihm zur weiteren Beförderung zu überreichen.

Das geschah. Ich setzte meine innern und jene äußern Gründe auseinander und übergab die Schrift dem Präsidenten. Als ich nach einiger Zeit wiederholt des Erfolges wegen nachfragen wollte, wurde ich nicht mehr vorgelassen, indeß man mich vorher mit Zuvorkommenheit empfangen hatte. Die Sache war eingeschlafen. Das Stück wurde noch ein paarmal gegeben und dann zurückgelegt. Als ich es für den Druck

lassen, und nun drang Alles so sehr in mich, ein Gleiches zu thun, daß die Weigerung beinahe zur Unhöflichkeit geworden wäre. Ich ging einmal hin, mir die Sache anzusehen, wurde durch Akklamation zum Mitgliede aufgenommen und brachte von da an einige vergnügte Abende dort zu. Vorgelesen habe ich in der Gesellschaft nichts als jene Vision, die ich bei der Genesung des Kaisers Franz von einer schweren Krankheit schrieb und die, im höchst loyalen Sinne, eine unglaubliche Wirkung in der ganzen Monarchie hervorgebracht hat. Uebrigens währte meine Mitgliedschaft nicht länger als sechs oder acht Wochen, ja ich glaube, daß mein und Zedlitzens Beitritt die Katastrophe herbeigeführt, oder doch beschleunigt hat.

Es war damals ein Polizeidirektor in Wien, den ich wohl einen Schurken nennen darf, da er wenig später, wegen Geldunterschlagung, sich selbst den Tod gegeben hat. Er hatte damals eine Beförderung im Sinn, und da er den Widerwillen, um nicht zu sagen, die Furcht des Kaisers vor allem Geheimen kannte, so beschloß er, um sich ein Verdienst zu machen, die Ludlams-Höhle als geheime Gesellschaft zu behandeln und als solche aufzuheben. Schon der Lärm, den die Mitglieder an ihren Versammlungsabenden machten, schloß jeden Verdacht des Geheimen aus. Ja, man hatte ihnen sogar Geldbeträge, die sie von dem Ueberschuß der eingegangenen Strafgelder für wohlthätige Anstalten alljährlich abführten, als von dieser Gesellschaft herrührend, ämtlich quittirt.

Trotz Dem allen wurde das Versammlungslokal in einem Gasthause bei tiefer Nacht von Polizeibeamten überfallen, die Thüren gesprengt, die vorhandenen Schriften und Musikalien weggenommen und im Triumph davongetragen. Am darauf folgenden frühen Morgen fanden sich bei mehreren Mitgliedern, aber wohlgemerkt nur bei Schriftstellern, worunter auch ich gehörte, gleicherweise Polizeibeamte ein, welche die Schriften versiegelten, Protokolle aufnahmen und mit einer Wichtigkeit die Verhöre betrieben, als ob das Heil des Staates in Ge-

fahr stünde. Ich durfte denselben Tag meine Wohnung nicht verlassen, ja nicht einmal meinen Bedienten ins Gasthaus um Essen schicken. Ein Polizeidiener holte das Mittagsmahl, das wir, ich mit dem Zurückgebliebenen der beiden Beamten, mein Bedienter mit dem im Vorzimmer aufgestellten Polizeidiener gemeinschaftlich verzehrten.

Obschon die Polizeibehörde noch am Abende des nämlichen Tages merkte, daß sie eine Dummheit begangen habe, trieb sie es doch bis zum wirklichen Urtheilsspruche, der, als über ein schweres Polizeivergehen, die bürgerliche Stellung der in der Gesellschaft befindlichen Beamten gefährdet hätte. Das Urtheil wurde nun zwar von der politischen Oberbehörde als lächerlich kassirt; für die Aengstlichen und Schwarzseher blieb aber immer eine Makel auf Denjenigen kleben, die der Gesellschaft angehört hatten.

Jetzt erst erinnere ich mich, daß der Eckel über die bei dieser Gelegenheit erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reise gewesen war, die ich unmittelbar darauf nach Deutschland unternahm.

Unter die Aengstlichen und Schwarzseher, deren ich oben erwähnt habe, gehörte nun auch mein Vorgesetzter, der Finanzminister. Wenigstens als ich mich, da eben Staatspapiere nach Brüssel zu überbringen waren, zur Reise erbot, lehnte er es gegen den Kanzleidirektor ab, und zwar darum, weil ich ein Mitglied der Ludlam gewesen sei. Diese Abneigung hatte zur Folge, daß, indeß allen vom Grafen Stadion hinterlassenen Ministerialbeamten ihre Gehaltszulagen ohne Weigerung ausgezahlt wurden, der neue Minister nur bei mir eine Ausnahme machte und ich nach Verlauf jedes Quartals Vorbitter und Protektionen bedurft hätte, um zum Genuß des Meinigen zu kommen. Ich konnte diese Zulage aber um so weniger entbehren, als ich im Vertrauen auf diese Mehreinnahme die ständige Unterstützung meines zweiten Bruders mit seiner Familie auf mich genommen hatte, der durch eigene Schuld in die betrübtesten Umstände gerathen war.

Während ich auf allen Seiten nach Auswegen suchte, starb der Archivsdirektor der Finanzhofstelle. Sein Gehalt betrug genau so viel, als mein bisheriger, zusammen mit der Zulage. Ich ergriff dieses Auskunftsmittel und setzte mich um diese Stelle in Bewerbung, die ich auch erhielt, weil keiner meiner Kollegen sie mochte. Ihr Antritt war nämlich zugleich auch ein Ausscheiden aus jenem Geschäftsbereich, der zu höhern Beförderungen berechtigte, gewissermaßen ein Abschneiden jeder weiteren Aussicht. Eben deßhalb bezog mein Vorgänger im Archiv außer jenem festen Gehalte noch eine Personalzulage, um, bei den eben berührten Verhältnissen, einen Beamten, der die philosophischen und Rechtsstudien zurückgelegt hatte, zu vermögen, mit dieser letzten Hoffnung für das ganze Leben sich zu begnügen. Auch diese Zulage wurde mir zugesagt, mit dem Beisatze jedoch, daß erst nach drei- oder viermonatlicher Dienstleistung man mit Berufung auf meine gezeigte Geschäftstüchtigkeit bei Sr. Majestät auf diese Gehaltsvermehrung antragen könne. So trat ich denn mein neues Amt an, das mir Anfangs durch die feindliche Gesinnung meiner Untergebenen, von denen die Aeltest-Dienenden sich selbst um die Direktorsstelle beworben hatten, sehr sauer gemacht wurde.

Als die Zeit herankam, bei Seiner Majestät um jene Zulage einzuschreiten, hatte sich ein neues Unglück begeben.

Die Vaterlandsliebe war geradezu mit meinem Innersten verwachsen. Außer Dem, was davon in jedem wohlgeschaffenen Menschen natürlich ist, bildete auch der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für Alles empfängliche Sinn des Oestreichers ein mir gemäßes, wohlthätig warmes Element. Ich hatte mich deßhalb auch mit dem übrigen Deutschland nicht ganz befreunden können. Diese Liebe des Vaterlandes trug ich nun auch gar zu gern auf die regierende Familie, als die Repräsentanten desselben, über. So wenig Gutes mir bis dahin noch von ihnen widerfahren war, so brauchte es doch unendlich lange, bis ich mit Einem oder dem Andern von ihnen mit mir selbst aufs Reine kam. Um diese Zeit war

der Kronprinz, nachmalige Kaiser Ferdinand, schwer erkrankt. Die Meinungen über diesen jungen Prinzen waren sehr getheilt. Die Einen dachten gering von seinen Fähigkeiten, die Andern schloßen aus seinem Schweigen bei der staatsräthlichen Verhandlung unbeliebter Maßregeln auf oppositionelle volksfreundliche Gesinnungen. Ueber seine vollkommene Gutmüthigkeit war Jedermann einig. Als er nun schwer krank darniederlag, machte ich meiner Besorgniß und meinen Hoffnungen in einigen Strophen Luft, wie es denn überhaupt meine Gewohnheit war, zur Lyrik nur als einem Mittel der Selbsterleichterung Zuflucht zu nehmen, weßhalb ich mich auch für einen eigentlich lyrischen Dichter nicht geben kann. Der Sinn des Gedichtes war, der Wahrheit gemäß, daß erst die Zukunft seine geistigen Eigenschaften enthüllen müsse, vor der Hand mache es uns glücklich, zu wissen, daß er den höchsten Vorzug des Menschen, die Güte, die in ihrem vollendeten Ausdruck selbst eine Weisheit sei, ganz und vollkommen besitze. Mir entging nicht, daß diese Wendung übeln Deutungen ausgesetzt sein könnte; ich schrieb das Gedicht aber auch für mich und dachte auf keine Veröffentlichung. Als es vollendet auf meinem Arbeitstische lag, besuchte mich ein Freund, der, ohne selbst Literator zu sein, doch mit allen Literatoren Wiens in Verbindung stand. Ich wurde abgerufen, und in der Zwischenzeit las er ziemlich unbescheidener Weise das offen daliegende Gedicht. Er war, vielleicht gerade, weil die Darstellung inner den Grenzen der Wahrheit blieb, ganz entzückt und sprach davon in diesem Sinne zu seinen literarischen Freunden. Diese begehrten es nun auch zu hören, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Ich las es Abends im Gasthause vor, wo wir ein abgesondertes Zimmer innehatten, und nun drang Alles, vorzüglich aber der Redakteur der damals bestehenden Wiener Zeitschrift in mich, es drucken zu lassen. Einerseis beruhigte mich die ausnahmslose Billigung so vieler ganz gescheiter Leute über die Furcht einer möglichen übeln Deutung, andererseits mußte das Gedicht der Censur vorge-

legt werden, die, wenn sie ein Arges fand, es ohnehin verbieten würde. Es wurde daher ausgemacht, daß es der Redakteur der Wiener Zeitschrift dem uns Allen wohlbekannten Censor nicht ämtlich, sondern als Freund überreichen und, wenn dieser Bedenken fände, das Gedicht wieder zurücknehmen sollte. Das geschah. Der Censor, selbst Dichter und durch einige Zeit Theaterdirektor, erklärte, die Bewilligung zum Drucke nicht auf sich nehmen zu können. Als aber der Redakteur der Zeitung das Gedicht wieder zurückverlangte, entgegnete Jener, das laufe gegen seine Pflicht, er müsse es der höhern Behörde vorlegen. Ob Das nun unverständiges Bestreben, die Drucklegung zu fördern, oder Schurkerei war, weiß ich nicht.. Die Druckbewilligung wurde verweigert, zugleich aber das Gedicht in unzähligen Abschriften verbreitet. Gerade Diejenigen, die von dem Prinzen übel dachten, sahen in meinen Versen eine beabsichtigte Verspottung desselben. Feile Schufte schrieben in gleichfalls abschriftlich verbreiteten Knittelreimen gegen mich und mein Gedicht. Es war ein literarisch-dynastischer Aufruhr.[1]

Unter diesen Umständen gelangte der Vortrag der Finanzhofstelle mit dem Einrathen auf eine Gehaltszulage an Seine Majestät.

Es ist in Oestreich die Gewohnheit, daß Diejenigen, für welche eine sogenannte Gnadensache Sr. Majestät zur Entschlußfassung vorgelegt wird, sich persönlich dem Kaiser in besonderer Audienz vorstellen. Theils konnte ich nicht, theils wollte ich gerade in meinem Falle von dieser Uebung nicht abweichen. Man hatte mir den Kaiser als höchst erzürnt über mein Gedicht vorgestellt. Mir lag daran, wenn er sich etwa in diesem Sinne äußern sollte, seine falsche Ansicht nach Möglichkeit zu berichtigen.

Ich meldete mich zur Audienz und wurde angenommen. Es war das einzige Mal, daß ich den Kaiser Franz sprach.

[1] Dieses Gedicht, mit einem Nachwort: „die Klage“ findet sich Bd. I. S. 111 ff.

Bei meinem Eintritt in den Vorsaal zischelten sich mehrere heimlich in die Ohren; ein hochgestellter Geistlicher, sonst mein vertrauter Freund, that alles Mögliche, meine Nähe zu vermeiden, ja Einer der beim Eingang in das Arbeitszimmer des Kaisers aufgestellten Gardisten sprach allerlei von der üblen Stimmung desselben und seiner Strenge im Zorn, was offenbar auf mich gemünzt war. Ich dachte mit Goethe's Georg im Götz von Berlichingen: Guckt ihr —! Endlich wurde ich, der Allerletzte oder Einer der Letzten, eingelassen. Der Kaiser empfing mich sehr gütig. Als ich meinen Namen und den Gegenstand meiner Bitte nannte, fragte er — obschon er es wahrscheinlich so gut wußte als ich — „Sind Sie der Nämliche, der der Autor ist?“ Ich bejahte und setzte meine Gründe und Ansprüche auf die mit der Archivsdirektorsstelle verbundene Gehaltszulage auseinander. Der Kaiser hörte mich ruhig an und sagte: „Ihr Gesuch ist ganz billig, da Sie ganz in dem Falle Ihres Vorgängers sind.“ Endlich entließ er mich mit den Worten: „Sein Sie nur fleißig und halten Sie Ihre Leute zusammen.“ Da der Kaiser meines Gedichts nicht erwähnte, fühlte ich mich auch meinerseits nicht berufen, darüber ein Wort zu verlieren, und ging. So mild aber seine Worte waren, so wenig waren es seine Handlungen. Er hatte schon damals den mich angehenden Vortrag der Finanzhofstelle unter diejenigen Aktenstücke gelegt, die er entschlossen war, während seines ganzen Lebens nicht zu entscheiden. Erst länger als ein Jahr nach seinem Tode wurde es mit Mühe unter den Rückständen aufgefunden, die aus ähnlichen Ursachen sich angehäuft hatten. Aber auch als es sich jetzt fand, hatte bereits ein Staatsrath, auch einer meiner Maulfreunde und Gönner, sein Müthchen an mir oder vielleicht nur an der Finanzhofstelle, die seinen Sohn nicht nach Wunsch beförderte, ämtlich gekühlt, indem er statt der Gehaltszulage auf eine Gehaltsvermehrung einrieth, durch welche ich freilich aber 200 Gulden jährlich verlor; ein Verlust, der mir erst später unter dem Ministerium des Baron Kübeck gutgemacht worden ist.

Auch der Hauptbeleidigte, der Kronprinz, war gegen mich so sehr erzürnt, als seine wirkliche Gutmüthigkeit ihm erlaubte. Es befand sich damals eben der Bauchredner Alexandre, ein ziemlich gebildeter Mann, in Wien, mit dem ich zufällig bekannt wurde. Er machte seine Künste auch bei Hofe, und in einem Gespräche mit dem Kronprinzen erwähnte er auch meines Gedichtes, und wie er wisse, daß ich gar keine üble Absicht dabei gehabt habe. Er hat sie allerdings gehabt, sagte der Prinz; man hat ihn aufmerksam gemacht, und dennoch wollte er es drucken lassen. Als Alexandre mir das erzählte, dachte ich wieder mit Götz von Berlichingen: „Kaiser, Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder," obwohl ein Bauchredner eigentlich kein Räuber ist. Wer dem Kronprinzen jene böswillige Lüge gesagt hat, weiß ich freilich nicht.

Ich stand nunmehr sowohl mit dem gegenwärtigen, als mit dem künftigen Kaiser in dem übelsten Verhältnisse, was für keinen Fall erfreulich ist.

Ganz literarisch unthätig war ich in der Zwischenzeit nicht gewesen. Die Ereignisse bei Gelegenheit meines Ottokar und des treuen Dieners hatten mich belehrt, daß historische Stoffe zu behandeln in den östreichischen Landen höchst gefährlich sei. Reine Empfindungs- und Leidenschafts-Tragödien aber verlieren ihr Interesse bei des Dichters zunehmenden Jahren. Man kann mir einwenden, ich hätte mich über die engen östreichischen Verhältnisse wegsetzen und für die Welt oder doch für Deutschland schreiben sollen. Aber ich war nun einmal eingefleischter Oestreicher und hatte bei jedem meiner Stücke die Aufführung, und zwar in meiner Vaterstadt, im Auge. Ein gelesenes Drama ist ein Buch, statt einer lebendigen Handlung. Wenige Leser haben die Gabe, sich jene Objektivirung, jene Wirklichkeit hinzuzudenken, welche das Wesen des Drama ausmacht, wenigstens seinen Unterschied von den übrigen Dichtungsarten.

Da fiel mir einmal der erste Akt von: „Traum ein Leben" in die Hände, welches Stück ich schon in meiner frühesten Zeit

begonnen, aber weggelegt hatte, weil der mit der Rolle des Zanga betheilte Schauspieler statt des Negers durchaus einen Weißen haben wollte. Das Bunte, Stoßweise des Stoffes war eben geeignet, mir selber einen Anstoß in meiner Verdrossenheit zu geben.

Es ist hier vielleicht der Ort, über das Gewaltthätige zu sprechen, das sich in meinen meisten Dramen findet, und das man leicht für Effektmacherei halten könnte. Ich wollte allerdings Effekt machen, aber nicht auf das Publikum, sondern auf mich selbst. Die ruhige Freude am Schaffen ist mir versagt. Ich lebte immer in meinen Träumen und Entwürfen, ging aber nur schwer an die Ausführung, weil ich wußte, daß ich es mir nicht zu Dank machen würde. Die schonungsloseste Selbstkritik, die sich in früherer Zeit unmittelbar nach der Vollendung Platz machte, fieng jetzt schon an, sich während der Arbeit einzustellen. Es war daher immer entweder die Schwierigkeit der Aufgabe, oder die Heftigkeit des Anlaufs, was die Lust am Vollenden vor dem Schlusse nicht erkalten ließ. Zugleich war ich kein Freund der neuern Bildungsdichter, selbst Schiller und Goethe mitgerechnet; nebst Shakespeare zogen mich die Spanier, Calderon und Lope de Vega, an; nicht was durch die Erweisbarkeit Billigung; was durch seine bloße Existenz Glauben erzwingt, das schien mir die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie zu sein. Eine gefährliche Richtung, der ich vielleicht nicht gewachsen war. Sich immer auf dem Standpunkte der Anschauung zu erhalten, wird schwer in unserer, auf Untersuchung gestellten Zeit.

Als ich mit meinem Mondkalbe fertig war, übergab ich es meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieser war gar nicht gut darauf zu sprechen. Er zweifelte an der Möglichkeit einer Wirkung auf dem Theater, die bei mir völlig ausgemacht war; hatte ich es doch aufführen gesehen, als ich es schrieb. Dieses Mißfallen war um so sonderbarer, als vor mehreren Jahren, als ich Schreyvogeln die erste Idee mittheilte, er davon ganz entzückt schien. Der vortreffliche Mann

wurde aber leicht ängstlich, wenn ihm ein Neues vorkam, wozu er kein Gegenbild in den klassischen Mustern fand. Auch mochte der Titel: „Traum ein Leben" ihn stören, da es sich dadurch gleichsam als ein Seitenstück zu Calderons: „Leben ein Traum" anzukündigen schien, das Schreyvogel selbst für die deutsche Bühne bearbeitet hatte. Bei seiner großen und gerechten Verehrung für Calderon mochte ihm diese Gegenüberstellung, als Kunstrichter und als Bearbeiter, mißfallen.

Da ich gar nicht Willens war, mit Schreyvogel in Conflikt zu gerathen, legte ich das Stück ruhig hin. Hatte es doch seinen Zweck, mich zu beschäftigen und zu zerstreuen, vollkommen erreicht.

Ich habe schon gesagt, daß ich über die Zeitfolge der Ereignisse in großer Verwirrung bin. Die Ursache davon ist, daß ich bis auf den gegenwärtigen Augenblick immer bestrebt war, sie zu vergessen. Ich fühlte mich vielleicht etwas hypochondrischer Weise so von allen Seiten bedrängt und eingeengt, daß ich kein Hülfsmittel wußte, als die marternden Gedankenfäden abzureißen und mich in eine neue Reihe zu versetzen. Das hat mir übrigens auch sonst unendlich geschadet. Es hat das ursprünglich Stetige meines Wesens, um mich Kantisch auszudrücken, zum Fließenden gemacht, und selbst mein Gedächtniß, das in der Jugend gut war, wurde durch das immerwährende Abreißen und Neuanknüpfen untreu und schwach. Ich möchte Jedem, der etwas Tüchtiges werden will, anrathen, die unangenehmen Gedanken fortzudenken, bis sie im Verstande eine Lösung finden. Nichts ist gefährlicher als die Zerstreuung.

Also ich glaube, es war um diese Zeit, daß ich von Beethoven angegangen wurde, ihm einen Operntext zu schreiben. Ich habe die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Beethoven und dieses Operntextes in einem besondern Aufsatze beschrieben, ich erwähne daher hier nur so viel, daß mein Verleger Wallishauser, der ein gutes Geschäft zu machen glaubte, mir mein

Autorrecht auf diesen Operntext abkaufte und mir dadurch die Möglichkeit einer Reise verschaffte.

Sie ging dießmal nach Paris und London. Außer meinem gewöhnlichen Reisezwecke, einmal freier Athem zu holen, war es dießmal auch der Wunsch, mir von diesen oft erwähnten Weltstädten eine deutliche Vorstellung zu verschaffen. Ich ging, wieder allein, über München, Stuttgart, Straßburg nach Paris. In Stuttgart machte ich die Bekanntschaft Uhlands, des letzten deutschen Dichters, der bei sich zu Hause eben so liebenswürdig ist, als in der Fremde schweigselig und neblicht. In Paris hütete ich mich, die französischen Schriftsteller zu besuchen. Diese Leute sind ungemein von sich eingenommen, weil ihnen nicht deutlich wird, daß sie zwei Dritttheile ihres Ruhmes dem Umstande verdanken, daß sie französisch, also in der Weltsprache, schreiben. Da sie nun zugleich von fremden Literaturen, großentheils mit Recht, nichts wissen, so kommt man mit ihnen immer in die Stellung eines Handwerksburschen, der auf seiner Wanderung bei einem fremden Meister vorspricht. Mit Alexandre Dumas wurde ich durch einen deutschen Arzt bekannt. Er lud mich zum Frühstück, zu dem auch Victor Hugo gebeten war, der aber nicht kam. Dumas hatte durch seine damalige Maitresse, spätere Frau, die Schauspielerin Ida, die in Straßburg erzogen war, eine dunkle Idee von der „Ahnfrau", für die er, als selbst dem genre romantique angehörig, einen großen Respekt bezeigte. Er galt übrigens unter seinen Kollegen für einen Kenner der deutschen Literatur. Seine Egeria hierin war eben jene Mlle. Ida, die auch nur ein Paar deutsche Worte wußte, indeß er selbst nicht ein einziges verstand. Dieser Ruf der Kennerschaft fremder Literaturen ist übrigens in Paris leicht zu erwerben. Ich saß einmal im théâtre français zwischen zwei Herren, die in mir leicht den Deutschen erkannten. Sie sprachen daher von deutscher Poesie, indem sie dabei auf einen etwas seitwärts von uns auf der vorderen Bank sitzenden Mann wiesen, den sie als einen grand connoisseur de littérature

allemande bezeichneten. Während sie nun von Schillair und Go-ëthe sprachen, wendete sich der Kenner um und verbesserte: on prononce Gouthe.

Wenn ich in Wien nie ins Theater ging, ging ich beinahe täglich in Paris. Der Unterschied interessirte mich. Das théâtre français war damals ganz im Verfall. Talma war todt und die Rachel noch nicht erschienen. Die Mars spielte nur noch bei einzelnen Gelegenheiten. Ich sah sie in den „falschen Vertraulichkeiten“, einer ihrer Glanzrollen, wo ich mir aber sagen mußte, daß Madame Löwe in Wien mir besser gefallen hatte, selbst was die Haltung und die Feinheit des Spiels betrifft. Dagegen war sie in der „blinden Gabriele“, deren sentimentale Jugendlichkeit mit ihren sehr vorgerückten Jahren im schreiendsten Contrast hätte stehen sollen, unübertrefflich. Das Uebrige war mittelmäßig und, wenn sie tragirten, widerlich. Ligier ist ein gräßlicher Mensch. Am Besten geriethen ihnen noch neuere Tragödien, aber eine von Racine, die sie gaben, sah sich an, wie ausgewaschener Kattun.

Desto besser waren die kleinen Theater. Was der Franzose selbst beobachten kann, das stellt er mit Meisterschaft dar, aber das Stilisiren und Idealisiren gelingt ihm durchaus nicht.

Auch die große Oper ist höchst interessant, schon wegen der Vollendung der Mittel, wenn man auch mit dem Zwecke nicht immer einverstanden sein sollte. Eine Darstellung, wie die von Meyerbeers Hugenotten, die damals neu waren, hat man außer Paris wohl nie gesehen. In Wien mußte ich mir die Oper auf zwei Abende eintheilen, in Paris habe ich sie fünf- oder sechsmal von Anfang bis zu Ende mit immer steigendem Interesse gesehen. Ueberhaupt lassen die französischen Darsteller eine Ermüdung nicht aufkommen. Sie übertreiben, aber sie reißen hin. Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein rothes Glas ansähe: die Farbe ist nicht mehr natürlich, aber die Einheit der Färbung erzeugt eben auch eine Harmonie. Die Kunst ist etwas Anderes, als die

Natur. Voltaire's genre ennuyeux hat seinen Wohnsitz in Deutschland.

Ich machte die Bekanntschaft Meyerbeers, der sich sehr liebenswürdig benahm und mir eben wiederholt Platz zu den überfüllten Aufführungen seiner Hugenotten verschaffte. Auch Thalberg war da, für mich der Klavierspieler par excellence.

Mit Alexandre Dumas hatte ich ein eigenes Unglück. Es war damals eben zwölfmal mit ungeheurem Beifall sein neuestes Trauerspiel „Don Juan de Maraña" aufgeführt worden. Dumas lud mich ein, der dreizehnten Vorstellung beizuwohnen, er gab mir sogar eine Anweisung auf einen Sperrsitz, den man aber an der Kassa nicht respektirte. Das Stück war, trotz einigen Zügen von Talent, das Absurdeste, was man sehen konnte. Hochromantisch, oder phantastisch. Es kam eine Geisterredoute von Todten vor, die der Held des Stückes alle umgebracht hatte. Eine Scene spielte im Himmel, wo Engel der Jungfrau Maria räucherten, die aber nur bei den ersten Vorstellungen sichtbar war, in den spätern als in der Coulisse befindlich angenommen wurde. Das Stück hatte mit Beihülfe der Freunde und bezahlten Klatscher einen ungeheuern Erfolg durch zwölf Darstellungen. Bei der dreizehnten, der ich beiwohnte, mochte die Beifalls-Assekuranz der Direktion zu kostspielig oder überflüssig scheinen. Das unbefangene bezahlende Publikum gewann die Oberhand, und das Stück wurde so entsetzlich ausgepfiffen, daß es von da an nicht mehr auf den Brettern erschien. Selbst dieses Auspfeifen wurde mit einer Art richterlicher Haltung ausgeübt, wenigstens kamen Pöbelhaftigkeiten nicht vor, wie bei ähnlichen Anlässen in Wien. Der Kunstsinn des Franzosen ist nicht immer auf der rechten Fährte, was ihm aber im Wege steht, ist doch immer nur eine falsche Ansicht, nie die Gemeinheit.

Von den Menschen in Paris waren mir die interessantesten zwei deutsche Landsleute, Börne und Heine. Mit Ersterem kam ich in ein fast freundschaftliches Verhältniß. Börne war gewiß ein ehrlicher Mann, und das politisch Aufreizende

in seinen Schriften, oder vielmehr das auf den höchsten Grad Gesteigerte derselben, kam wahrscheinlich nur daher, daß er die Deutschen für so dickhäutig hielt, daß man mit Prügeln dreinschlagen müsse, um nur die Spur eines geringen Eindruckes zurückzulassen. Er glaubte, ohne Gefahr für die Ruhe Deutschlands sich seinem Tyrannenhaß humoristisch überlassen zu können. Es ging aber dabei, wie bei Patienten von harten Naturen. Man verstärkt die Dosen und steigert die Mittel; lange Zeit ohne Erfolg. Bis endlich die letzte Arzenei wirkt und nun zugleich die Wirkung der früheren sich bis zum Uebermaße Luft macht. Hätte er ein Jahr achtundvierzig für möglich gehalten, er wäre etwa vorsichtiger gewesen.

Ich ging öfter zu ihm nach Auteuil hinaus, und er kam mir zu Liebe nach Paris. Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethe's sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer Faust erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über dieses Gegenübertreten der hohe Werth, den Börne auf den größten unserer Dichter legte. Das Schlimmste für unsere Zusammenkünfte war, daß man bei Börne immer deutsche Flüchtlinge antraf, die ihren Unsinn im Tone von anno achtundvierzig anbrachten. So geschah es mir einmal, daß, als ich einmal meiner Unzufriedenheit über die damaligen östreichischen Zustände in Gegenwart eines solchen Exilirten Luft machte, des nächsten Tages unser ganzes Gespräch mit Nennung meines Namens in einer Pariser Zeitung erschien. Ich weiß nicht, ob die östreichische Gesandtschaft von dem Blatte Notiz genommen hat. Börne selbst konnte sich in meine Stellung nicht finden. Als ich eines Tages bei ihm in Auteuil gefrühstückt hatte, forderte er mich auf, mit ihm in Paris zu Mittag zu essen. Wir waren bis zum Eingange des bestimmten Gasthofes gekommen, als er mir sagte, ich würde mich köstlich amüsiren. Es sei ein Gastmahl von Refugiés aller Nationen. Man

würde Reden halten, meine Gesundheit, einen Toast auf die Befreiung des Menschengeschlechtes trinken u. s. w. Worauf ich, Abschied nehmend, erwiederte, er möge sich nur allein diese Unterhaltung verschaffen, ich würde in einem anderen Gasthause essen.

Heine fand ich in Fülle der Gesundheit, aber, wie es schien, eben in sehr beschränkter ökonomischer Lage. Er bewohnte in der cité bergère zwei kleine Zimmer, in deren erstem sich zwei Weibsbilder mit Betten und Kissen zu schaffen machten. Das zweite, noch kleinere, Heine's Arbeitszimmer, bekam durch die Spärlichkeit der Möbel fast das Ansehen des Geräumigen oder doch des Geräumten. Seine ganze ostensible Bibliothek bestand in Einem, wie er selbst sagte, entlehnten Buche. Er hielt mich anfangs für den Schriftsteller Custine, mit dem ich Aehnlichkeit haben sollte. Bei Nennung meines Namens zeigte er große Freude und sagte mir viel Schmeichelhaftes, das er wahrscheinlich in der nächsten Stunde vergessen hat. In der gegenwärtigen Stunde aber unterhielten wir uns vortrefflich. Ich habe kaum je einen deutschen Literator verständiger reden gehört. Er hatte aber mit Börne und überhaupt mit den selbst Verständigeren unter den Deutschen Das gemein, daß er bei aller Mißbilligung des Einzelnen einen großen Respekt für das Ganze der deutschen Literatur hatte, ja sie allen andern voransetzte. Ich aber kenne kein Ganzes, als welches aus Einzelnen besteht. Diesen aber fehlt der Nerv und der Charakter. Ich will mit Jemanden zu thun haben, wenn ich ein Buch lese. Dieses Sichselbstaufgeben hätte noch einen Werth, wenn es ein Aufgehen in den Gegenstand wäre. Aber auch der Gegenstand wird aus seiner ursprünglichen Prägnanz gerissen und zu Ansichten sublimirt, wo man sich denn in einer Mittelwelt befindet, in der die Schatten Geister und die Geister Schatten sind. Ich ehre die deutsche Literatur; wenn ich mich aber erfrischen will, greife ich doch zu einer fremden.

So sehr mir Heine im Gespräch unter vier Augen gefiel,

eben so sehr mißfiel er mir, als wir ein paar Tage später bei Rothschild zu Mittage waren. Man sah wohl, daß die Hauswirthe Heine'n fürchteten, und diese Furcht mißbrauchte er, um sich bei jeder Gelegenheit verdeckt über sie lustig zu machen. Man muß aber bei Niemand essen, dem man nicht wohlwill, und wenn man Jemand verächtlich findet, muß man nicht bei ihm essen. Es setzte sich daher auch von da an unser Verhältniß nicht fort. Unter den Gästen bei Rothschild befand sich auch Rossini. Ich hatte ihn vor Jahren flüchtig in Italien gesehen. Jetzt war er ganz Franzose geworden, sprach die fremde Sprache wie ein Eingeborner und war unerschöpflich an Witz und Einfällen. Seine Feinschmeckerei ist bekannt. Er war, obwohl Hausfreund, dießmal vornehmlich geladen, um die Proben einer anzukaufenden Partie Champagner zu versuchen, worin er als ein vorzüglicher Kenner galt. Beim Nachhause-gehen gingen wir eine Strecke mitsammen. Ich fragte ihn, ob das Gerücht wahr sei, daß er für die Krönung des Kaisers von Oestreich zum König von Italien eine Opér schreibe. Musikalisch merkwürdig war mir seine Antwort. Wenn man Ihnen jemals sagt, erwiederte er, daß Rossini wieder etwas schreibe, so glauben Sie's nicht. Erstens habe ich genug geschrieben, dann gibt es Niemand mehr, der singen kann.

Im Uebrigen habe ich in Paris gesehen, was Jedermann sieht, es ist daher darüber nichts zu sagen.

Als die Abreise nach London heranrückte, stellten sich gewaltige Bedenken wegen der Sprache ein. Ich hatte nämlich das Englische ohne Meister, bloß aus Grammatik und Wörterbuch gelernt, nie ein Wort englisch gesprochen, ja auch nie anders als im Vorübergehen englisch sprechen gehört. In den letzten Tagen, ehe ich von Wien abging, beeiferte sich ein artiges Fräulein meiner Bekanntschaft, mich in etwas mit der Aussprache bekannt zu machen, eine Bemühung, die ein Engländer, den ich in Paris fand und von Wien her kannte, einigermaßen fortsetzte. Aber Das alles zeigte mir nur, wie himmelweit

ich von dem sprachlichen Chinesenthum der Engländer entfernt sei. Da übrigens mein ganzes Wesen aus Bedenken und Unbesonnenheit zusammengesetzt ist, so beschloß ich, erst im Strome selbst das Schwimmen zu versuchen.

Ich ging nach Boulogne, um von da nach Dover überzusetzen. In Boulogne aber fand sich ein englisches Dampfschiff, welches sich erbot, um einen geringen Preis die Reisenden unmittelbar nach London zu bringen. Obwohl auf diese Art die Gelegenheit verloren ging, das Stück Land zwischen Dover und London kennen zu lernen, so war doch die Abkürzung der Reise zu verführerisch, um so mehr, als ich ohnehin beschlossen hatte, von der Hauptstadt Excursionen, wohl gar bis Schottland zu machen. Ich schiffte mich also ein, überstand bei nicht stürmischer, aber ziemlich bewegter See eine Nacht, die ich, trotz des kalten Windes, auf dem Verdeck zubrachte, da schon der Dunst der überfüllten Kajüten mir Anmahnungen des Seeübels hervorrief. Des andern Morgens gab ich sehr niederschlagende Proben meiner Aussprache des Englischen. Ich begehrte nämlich beim Frühstück Butter, und man brachte mir — Wasser. Die durchwachte Nacht und die gestörten Eingeweide verkümmerten mir in Etwas den Eindruck der sich allmählig nähernden Weltstadt.

Im Zollhause angekommen, zeigte sich ein neues Mißgeschick. Ich hatte in Boulogne mit einem Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht. Da das Dampfschiff Esmerald mit einem zweiten konkurrirte und sie sich wechselseitig im Preise herabsteigerten, so daß das Fährgeld halb im Licitationswege abgemacht wurde, der Franzose übrigens noch weniger Englisch verstand, als ich, nämlich gar nichts, so kamen wir überein, daß ich für Beide die Fahrbillete lösen, er dagegen das gemeinschaftliche Gepäcke besorgen sollte, zu welchem Ende ich ihm eine Karte mit meinem Namen gab.

Im Zollhause wurden die einzelnen Reisenden namentlich aufgerufen, in ein Nebenzimmer geführt, wo sie nach vorgängiger Visitation ihr Gepäcke erhielten. Schon war mein

Franzose, endlich die ganze übrige Gesellschaft abgefertigt, und mein Name erschien noch immer nicht. Da, als schon eine neue Dampfschiffsbemannung in den Saal trat, drängte ich mich neben dem Namens-Aufrufer in's Amtszimmer, wo mein Koffer noch allein am Boden stand. Der windige Franzose hatte wahrscheinlich meine Karte weggeworfen oder verloren, und mein Name erschien daher gar nicht auf der Gepäcksliste. Glücklicherweise stand dieser Name auf dem Deckel meines Koffers, und die Identität desselben mit meinem Passe verschaffte mir endlich meine Habseligkeiten, was bei der bekannten Strenge der englischen Zollvorschriften für ein nicht geringes Glück gelten konnte.

Das war aber noch nicht genug. Schon im Paßbureau hatte ich erfahren, daß der Deutsche, der ein Kosthaus für Fremde hielt und an den ich eine Adresse von Wien mitbrachte, Bankrutt gemacht und sich von London entfernt hatte. Wo sollte ich nun hin, in der mir ganz unbekannten Riesenstadt? Zum Glück erinnerte ich mich, daß mir in Paris ein dänischer Hauptmann Czerning — derselbe, der später als Kriegsminister eine Rolle spielte — eine, wie er es nannte, Noth-Adresse gegeben hatte an eine Mistreß Williams, die in Russell-Street, Bloomsbury-Square, ein Kosthaus mindern Ranges hielt. Dahin ließ ich mich bringen, wobei mich der Cabführer durch halb London kutschirte, um das Fahrgeld so hoch als möglich zu steigern. Ich fand die Hausfrau und ihre beiden hübschen Töchter höchst angenehm, nur daß sie mein Englisch und ich das Französisch der ältesten Tochter nicht verstand. Doch merkten sie endlich, daß ich ein Zimmer wollte, was mir denn in möglichst bescheidenen Dimensionen zu Theil wurde.

Des andern Tages begann ich meine Wanderungen, und zwar ohne Führer, dergleichen in unserm bescheidenen Hotel nicht zu haben war. Ich studirte meinen Weg auf dem Plane von London, dessen darauf bezüglichen Theil ich mir auf ein handgroßes Blatt nachzeichnete. Da es sich um die Pulsader

von London, eine breite gerade Straße, handelte, die zur Bank führt, so bot die Richtung keine Schwierigkeit, ja ich fand endlich auch die Seitenstraße Bishopgate-Street, in der der Bankier wohnte, an den ich adressirt war. Denn vor Allem englisches Geld holen, war mein Zweck. In Bishopgate-Street wußte aber Niemand das Haus des Bankiers, obschon es einer der ersten von London war. Ich trat daher mit meiner Nachfrage in einen Spezereiladen; aber auch dort hatte man die Namen Louze and Civet nie gehört. Da holte endlich der Herr des Ladens einen Handels-Schematismus von der Wand, und es fand sich, daß das Comptoir des Bankiers unmittelbar gegenüber lag. Und Das wußte Niemand von seinen nächsten Nachbarn. Aber so sind die Engländer überhaupt. Jeder kennt nur Das, womit er in unmittelbarem Verkehr steht. Ein Bewohner der City z. B. ist im Westende eben so ein Fremdling, wie ein eben angekommener Fremder. Das gibt den Londonern bei Nachfragen auch häufig den Anschein der Ungefälligkeit. Aber sie wissen das Gefragte selbst nicht. Freilich machen sie dabei keine Entschuldigungen, sondern wenden sich um und gehen ihrer Wege. Was sie wissen, erklären sie mit der gefälligsten Umständlichkeit, ohne sich übrigens in die leicht erklärliche Absicht des vielleicht aus Unkunde mangelhaft Fragenden hineinzudenken, sondern sie beantworten einfach das Wort der Frage. So suchte ich einmal den St. James-Palast, und als ich ganz in der angegebenen Richtung ein prächtiges Gebäude fand, fragte ich einen Vorübergehenden, ob Das der St. James-Palast sei. Er erwiederte, das Gebäude gehöre dem Herzog von Southerland, blieb gefällig stehen, erzählte mir eine Menge Wunderlichkeiten des Besitzers und nahm endlich Abschied, ohne mir zu sagen, daß dreißig Schritte weiter der St. James-Palast liege, wie ich denn gleich später fand. Aber ich hatte auf das Haus des Herzogs von Southerland hingewiesen, darüber gab er mir Auskünfte; daß mir eigentlich um den königlichen Palast zu thun sei, fiel ihm nicht ein.

Meine Kenntniß Londons wurde mir übrigens sehr dadurch erleichtert, daß ein junger Mann aus Wien, Namens Figdor, der für sein Handlungshaus Wollgeschäfte betrieb, meine Anwesenheit, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, mich aufsuchte und mich theils in die nähern Umgebungen führte, theils die größern Industrie-Etablissements kennen lehrte, die, so gleichgiltig sie mir sonst überall in der Welt sind, doch in London einen solchen Charakter von Großartigkeit und Weltumfassung haben, daß sie fast den Eindruck von Epopeen machen. Zufällig fand sich eben Figdors Vater und seine höchst liebenswürdige Schwester zum Besuch bei dem jungen Manne, in deren Gesellschaft ich mich wie zu Hause fühlte.

Figdor der Vater veranlaßte einmal einen komischen Auftritt, der mich eine interessante Persönlichkeit, wenigstens vom Ansehen kennen lehrte. Es war damals eben im Parlament die irische Zehentbill in Verhandlung. Ich versäumte keinen Tag, oder vielmehr keine Nacht, der Diskussion, die oft bis vier Uhr Morgens währte, beizuwohnen. Bei meinem für die Aussprache des Englischen ungeübten Ohre, verstand ich zwar kaum die Hälfte der Reden, aber schon als Schauspiel war das Ganze hinreißend. Ich weiß nicht, wie die Parlamentshäuser jetzt eingerichtet sind, aber damals war der Saal des Unterhauses lang und verhältnißmäßig schmal, die beiden Parteien waren sich daher wie Kriegsheere ganz nahe, und die Redner traten wie homerische Helden vor und schleuderten die Speere ihrer Worte in die feindliche Schaar. Am Besten, wenigstens am Lebhaftesten sprach Shiel. Der Minister Peel kalt, aber fließend und mit der Kraft der Ueberzeugung. O'Connell und die meisten Uebrigen hatten weniger Fluß der Rede, als ich voraussetzte und die gedruckten Verhandlungen glauben machen. Die vielen hear, hear! der Versammlung, die nach einer Art Melodie abgesungen werden, sind häufig nur ein Bestreben der Partei, das Stocken des Redners zu verkleiden und ihm Zeit zur Anknüpfung zu geben. Das Ganze ist großartig und hinreißend.

Meistens ging ich allein, wo ich dann nur mit Hülfe der Police-Männer den Rückweg in meine Wohnung fand. Eines Abends begleiteten mich die beiden Figdor. Das Gedränge war groß, und wir mußten lange im Vorsaale warten. Auf einmal entfernt sich der Vater Figdor und kommt bald darauf ganz kleinlaut zurück. Später zeigte sich, daß er sich zu dem Thürhüter begeben und einen Vorzug für uns unter der Angabe beansprucht hatte, es befinde sich ein deutscher Literator da, der ein Bekannter des Herrn Bulwer sei. Ich wußte von Dem allen nichts und war wie aus den Wolken gefallen, als bald darauf der Thürhüter mit einem elegant gekleideten und wunderhübschen jungen Manne zu uns trat und mir sagte: Hier ist Herr Bulwer, und zu Letzterem: Hier ist der deutsche Gentleman, Ihr Freund. Bulwer ersparte mir die Verlegenheit, indem er seinen Arm um meine Schultern schlang, mit mir im Vorsaale auf und niederging und mir sagte: heute sej der Saal zu überfüllt, um mich einzuführen, aber morgen, — will sagen: niemals — möchte ich wieder kommen u. s. w. Er verließ uns, wie taumelnd, und machte auf mich ganz den Eindruck eines Betrunkenen. Bald aber erfuhr ich, daß er eben eine Rede gehalten, und was ich für Trunkenheit nahm, war die Nachwirkung der aufgeregten Lebensgeister. Ich unterließ um so mehr, ihm meinen Namen zu sagen, als er ihn ja doch nicht gekannt hätte. Wenn ein Deutscher nicht Schiller oder Goethe heißt, geht er unbekannt durch die ganze Welt.

Das Theater war, wie natürlich, ein Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit. Im Trauerspiele, sämmtlich Shakespearische Stücke, war mir die Sprache nicht hinderlich, da mir jedes Wort, vom vielfältigen Lesen her, beiwohnte. Desto weniger aber erbaute mich das Spiel. Macready polterte und übertrieb. Einer der beiden Kemble, der, vom Theater bereits zurückgezogen, im Julius Cäsar Gastrollen gab, schien mir farblos, die Weiber waren letzteres im höchsten Grade. Das war in Coventgarden und Drurylane. Nur in der

English opera habe ich einmal Romeo und Julie in den beiden Hauptpersonen übervortrefflich darstellen gesehen. Julietta war Miß Ellen Tree, den Namen Romeos habe ich vergessen.

Das englische ernste Theater muß aber nothwendig zu Grunde gehen. Die vornehme oder auch nur bessere Welt geht um acht Uhr Abends zu Tisch, und das Theater beginnt um sieben Uhr. Den Anfang auf später zu verlegen oder, da man gewöhnlich zwei Stücke gibt, das Trauerspiel nach der Posse aufzuführen, geht schon darum nicht, weil der Pöbel sich das Recht nicht nehmen läßt, um neun Uhr um den halben Preis ins Theater zu gehen, ein Recht, das er so streng ausübt, daß er bei längern Trauerspielen mitten in der tragischen Katastrophe in Parterre und Logen hineinpoltert. Es müßten daher Shakespeare's Stücke entweder nach neun Uhr vor einer unruhigen und gelangweilten Menge, oder wie jetzt um sieben Uhr vor halbleerem Hause aufgeführt werden. Zugleich aber tritt der Mangel an Pietät überall hervor. So habe ich in Coventgarden einer Vorstellung beigewohnt, wo nach Richard dem Dritten die französische Oper: Die Jüdin, als Schauspiel bearbeitet, aufgeführt wurde. Da in der Jüdin ganze Schwadronen von Pferden mitspielten, so mußte am Proscenium auf halbe Mannshöhe eine Verschränkung von starkem Eisendraht angebracht werden. Und da Das wohl viel Mühe und Zeit brauchte, so geschah die Vorrichtung schon vor Anfang beider Vorstellungen, und Shakespeare's Richard der Dritte wurde hinter diesem eisernen Zaun gespielt.

Warum man das gemeine Volk an Wochentagen (an Sonntagen wird ohnehin nicht gespielt) so sorgfältig von ernsthaften Stücken ausschließe, ward mir deutlich in einer Vorstellung am Pfingstmontage, dem einzigen halben Feiertage des englischen Kalenders. Man gab auch dießmal ein Shakespearisches Stück und eine elende Posse mit Musik. Das wegen des arbeitslosen halben Feiertages massenhaft versam-

melte Volk machte nun während des Shakespearischen Trauerspieles einen solchen Lärm, daß man nicht etwa nur die Schauspieler nicht verstand, sondern auch nicht hören konnte, ob sie überhaupt sprächen oder nicht. Die entgegengesetzten Seiten der Galerie führten über das Parterre weg Gespräche untereinander, zankten, schrieen, begehrten, daß Dieser oder Jener hinausgeworfen werde. In einem Branntweinhaus voll Betrunkener kann es nicht anders hergehen. Kaum ließ sich aber der erste Ton der Musik zur zweiten elenden Posse hören, als eine Todtenstille eintrat, die nur von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche des lebhaftesten Beifalls unterbrochen wurde. Ueberhaupt ist der Engländer bei einem völlig unmusikalischen Ohre der größte Liebhaber der Musik. Alle öffentlichen Anstalten thun das Möglichste, um das gemeine Volk auszuschließen. So haben die Eigenthümer der zoological gardens, wie mir einer der Direktoren selbst gestand, nur darum ein Eintrittsgeld festgesetzt, weil sie fürchten, daß der Pöbel die Thiere reizen, quälen, ja böswillig beschädigen werde. Anderseits scheinen mir alle diese Ausschließungs-Maßregeln, ja die ganze puritanische Sonntagsfeier wieder nur da, um denselben Pöbel absichtlich in seiner Rohheit zu erhalten.

So wenig mich die englischen Schauspieler in der Tragödie befriedigten, um so besser fand ich sie, gegen meine Erwartung, im Lustspiele. Sie haben weniger gute Komiker, als die Franzosen, aber bessere komische Schauspieler. Ihre Laune hat etwas Männliches, man merkt ihren heitern Menschen an, daß sie auch ernsthaft sein können, wenn es Noth thut, und das ist es, was den Humor vom Witz und Spaß unterscheidet. Nur verstand ich unglücklicherweise von Dem, was sie sprachen, Anfangs kaum ein Wort. Ich merkte daher, daß die Schule für die Sprache, als die man das Theater preist, vor der Hand für mich eine zu hohe sei.

Ich begab mich daher in die Gerichtsverhandlungen, und da fand ich, was ich suchte. Die plaidirenden Advokaten, besonders die jüngern, sprachen langsam, um sich besinnen

zu können. Da nun zugleich der Engländer auf seine häßliche Sprache so stolz ist, als kaum eine andere Nation, und sich daher Mühe gibt, sie so gut als möglich zu sprechen, so war mir der Gerichtssaal eine wahrhafte Sprachschule, und ich brachte es auch so weit, daß in der zweiten Hälfte meines Aufenthaltes mich Jedermann verstand, nur ich die Andern nicht, wenn sie nicht langsam sprachen, wie meine Advokaten.

Auch sonst waren mir diese Gerichtsverhandlungen im höchsten Grade interessant. Das Publikum wohnte denselben nicht mit der Neugierde der Franzosen, sondern mit einer Art kirchlicher Pietät bei. In der Untersuchung eines Unzuchtfalles, der so öffentlich verhandelt wurde, wie alle übrigen, that der alte, ernste, in seine Perrücke vermummte Richter zur Constatirung der fleischlichen Umstände Fragen an die Zeugen, die überall sonst in der Welt wieherndes Gelächter erregt haben würden. Hier aber fiel Niemanden ein, nur den Mund zu verziehen. Man merkte, daß das Gefühl von Recht und Gericht die geistige Atmosphäre der Versammlung bildete. Und dieses selbstrichterlichen Gefühls wegen thut es mir leid, daß die Geschwornengerichte in meinem Vaterlande wieder abgestellt worden sind.

Der Sommer des Jahres 1836 war einer der kältesten und regnerischten des laufenden Jahrhunderts. Das Reisen ins Innere von England wurde dadurch beinahe unmöglich gemacht. Von Eisenbahnen bestanden damals nur einzelne Anfänge. Die Landkutschen waren in der Inseite zu theuer, und die Außenseite des häufigen Regens halber nicht verwendbar. Vor Allem hätten mich die Universitäten interessirt, als direkt den deutschen entgegengesetzt, die mir, ihres Prinzips der Vielwisserei wegen, zuwider waren; obwohl das Exklusive der englischen auch nichts Gutes sein mag. Aber dazu gehörten Bekanntschaften, die ich nicht machen wollte, obgleich es mir an Adressen und Empfehlungen nicht mangelte. Schlösser und Landeskultur zu betrachten, hinderte das Wetter. Die gothischen Baudenkmäler, die mich in meiner Jugend

entzückt hatten, waren mir durch die Uebertreibungen meiner deutschen Landsleute so widerlich geworden, daß mir noch jetzt eine gothische Kirche unmittelbar den Eindruck des Ascetischen, Ketzer=verfolgerischen, Absurd=dummen macht. Ich trieb mich daher in London herum, das im Gegensatz von Paris Anfangs wenig imponirt, aber allmählig zum Riesenhaften und Bewältigenden anwächst.

Endlich kam der Tag der Abreise. Ich hatte mir vorgenommen, die Hauptpunkte von Holland zu sehen und dann über Belgien nach Hause zu reisen. Bei der damals feindlichen Stellung beider Länder aber war die Ueberschreitung der Grenze mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Ich entschied mich daher für Belgien und ging mit dem Dampfboote nach Antwerpen. Von da auf Brüssel und Lüttich, wo ich zum ersten Male eine längere Strecke Eisenbahn befuhr (schon in London gab es ein kleines Endchen in der Richtung nach Greenwich). Den weitern Weg weiß ich nicht mehr. Wer mir den Vorwurf macht, daß ich wie ein Mantelsack reiste, thut mir nicht Unrecht. Mir war aber immer das Reisen zuwider, nur die Nachwirkung that mir wohl.

Unterdessen war in meinem Vaterlande Kaiser Franz zu seinen Vätern versammelt worden, und an seiner Stelle regierte Kaiser Ferdinand, oder vielmehr an dessen Stelle sein Oheim Erzherzog Ludwig. Ungefähr um diese Zeit wurde der Dienstplatz eines Bibliothekars der Wiener Universitätsbibliothek erledigt. Mir war die Gelegenheit erwünscht, von dem Aktenwesen loszukommen, und ich setzte mich dafür in Bewerbung. Eigentlich war es nur ein Diensttausch, da mit beiden Stellen der nämliche Gehalt verbunden war. Ich mußte der Uebung gemäß dem Stellvertreter des Kaisers, Erzherzog Ludwig, meine persönliche Aufwartung machen. Man machte mich im Voraus aufmerksam, daß der Erzherzog die Gewohnheit habe, den Bittsteller anzuhören, ohne selbst ein Wort zu sprechen, daß sein Stillschweigen aber gar kein Vorzeichen einer ungünstigen Entscheidung sei. Wie war ich daher

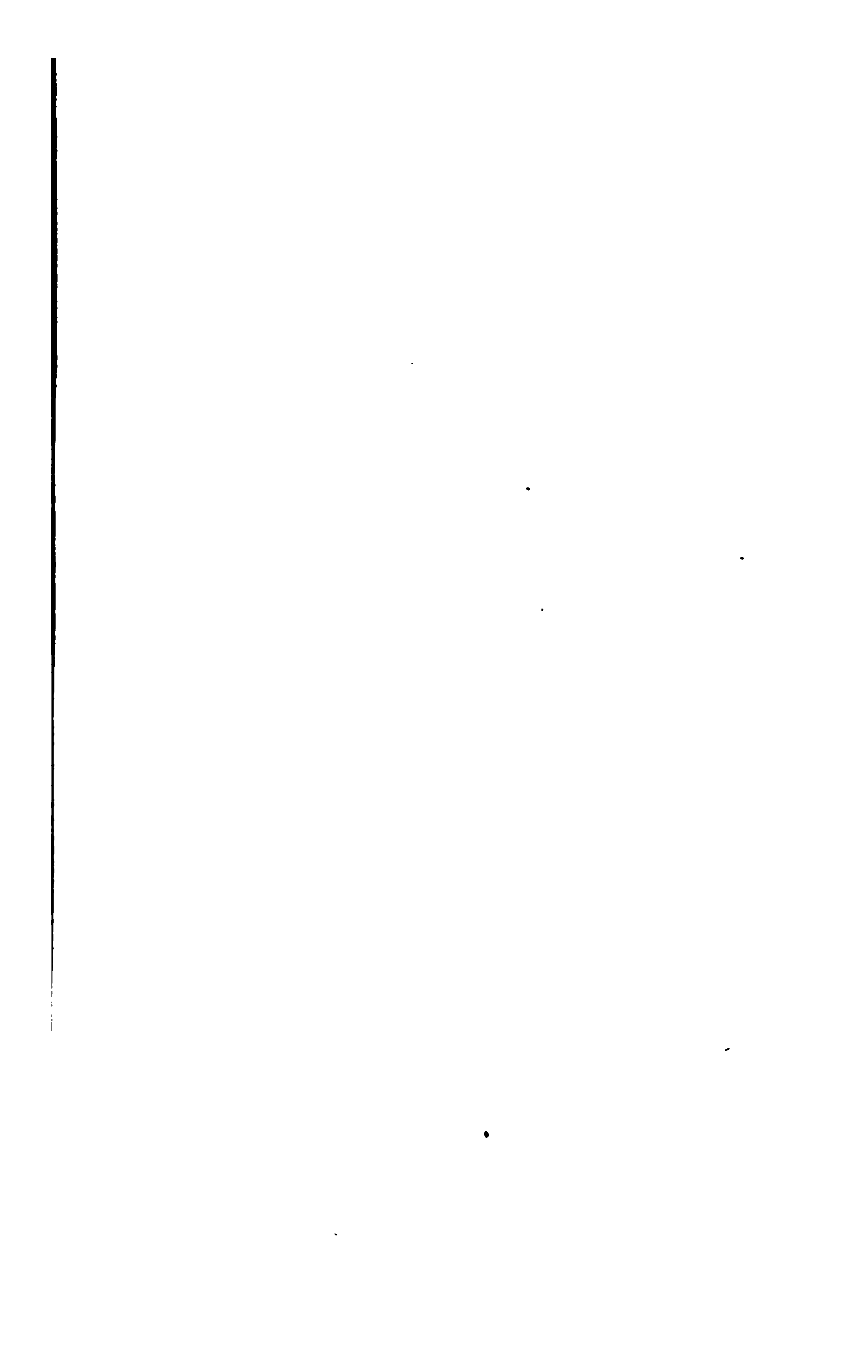
am Audienztage erstaunt, als mir der Erzherzog entgegen trat, mich freundlich anredete, sich mit mir längere Zeit unterhielt und mich endlich eben so wohlwollend entließ. Die Stelle selbst aber erhielt nicht ich, sondern, trotz dieser hoffnungserregenden Freundlichkeit, ein Schreibersknecht der Hofbibliothek, der mir an Dienstjahren und Gehalt um die Hälfte nachstand, aber von einem dortigen Vorgesetzten empfohlen war, der selbst einer Empfehlung bedurft hätte, um Jemanden Andern empfehlen zu können. Dieser selbe Vorstand gehörte übrigens unter meine begeistertsten Freunde und Bewunderer. Im Allgemeinen herrschte rücksichtlich meiner eine Art Blödsinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Werthschätzung mich vollkommen abgefunden zu haben.

Ich kehrte daher zu meinen Akten zurück, die mir täglich widerlicher wurden, indeß sie mich Anfangs wenigstens historisch interessirt hatten.

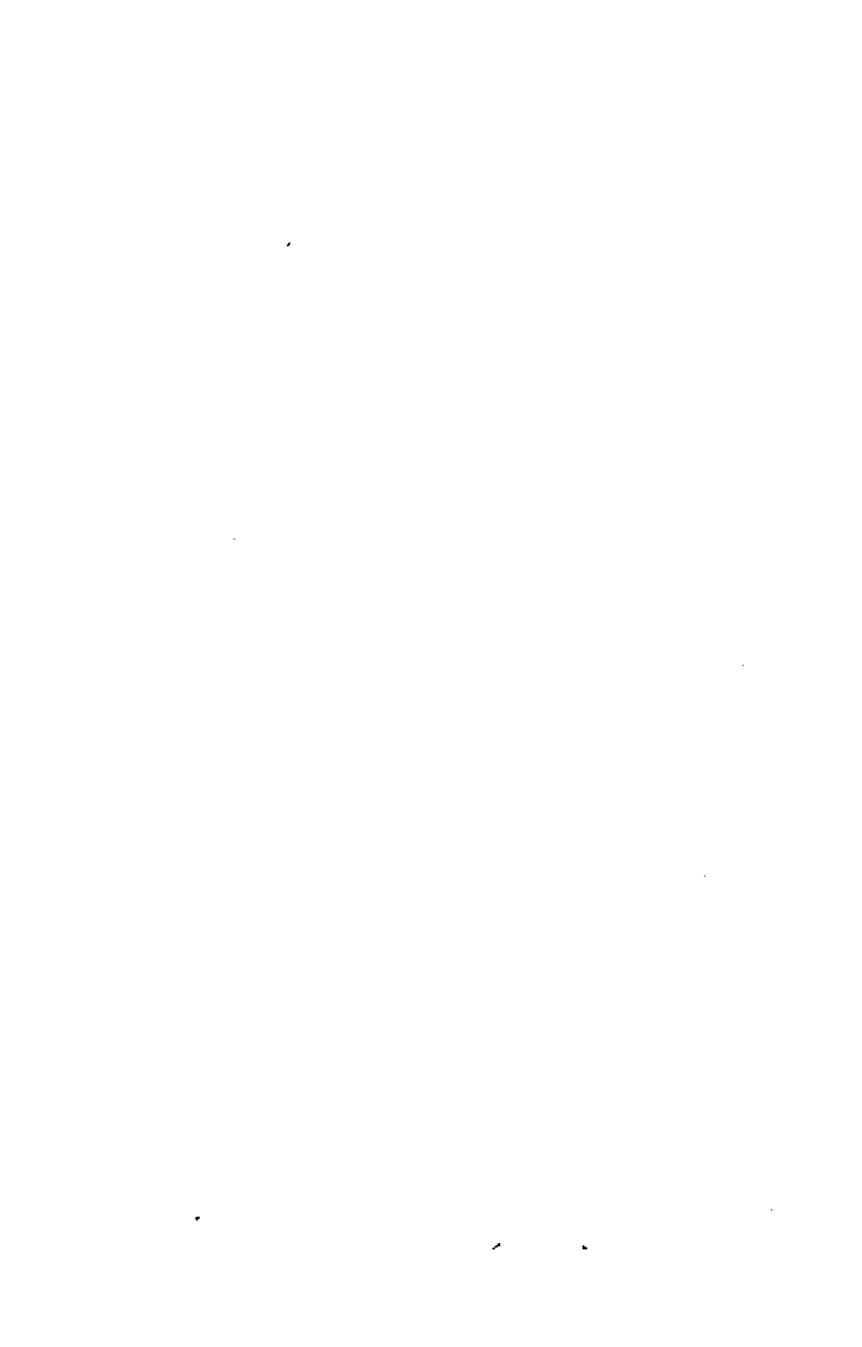
Auch ein neuer dramatischer Stoff fand sich, oder vielmehr ein alter, den ich wieder aufnahm: Hero und Leander. Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen durch alle diese Wechselfälle durchzuführen. Der etwas pertios klingende Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen, sollte im Voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten. Mein Interesse concentrirte sich auf die Hauptfigur, und deßhalb schob ich die übrigen Personen, ja, gegen das Ende selbst die Führung der Begebenheit mehr zur Seite als billig. Aber gerade diese letzten Akte habe ich mit der eigentlichsten Durchempfindung, jedoch wieder nur der Hauptperson, geschrieben. Daß der vierte Akt die Zuseher ein wenig langweile, lag sogar in meiner Absicht, sollte doch ein längerer Zeitverlust ausgedrückt werden. Aber auch sonst ist nicht Alles, wie es sein sollte. Man kann eben nicht immer, was man will.

Als es zur Aufführung kam, erhielten die drei ersten Akte begeisterten Beifall, die zwei letzten gingen leer aus,

Erst nach mehreren Jahren gelang es einer begabten Schauspielerin, das Ganze zu Ehren zu bringen, ohne übrigens meine Ueberzeugung von den Compositionsfehlern dieser letztern Akte aufzuheben. In Deutschland wurde es nirgends gegeben. Es fehlte nämlich, wie an Dichtern, so auch allgemach an Schauspielern und endlich sogar an einem Publikum.



Beiträge zur Selbstbiographie.



(1823.)

Ein poetisches Tagebuch zu führen, d. h. keinen Tag vorübergehen zu lassen (ausgenommen, während man mit größern Arbeiten beschäftigt ist), ohne die eben im Gemüth obwaltende Stimmung poetisch auszudrücken, Das müßte für Vieles helfen und vor Allem zu Sammlung, Ruhe und Klarheit führen. Ich will mir's vornehmen.

Mein Vorsatz ist: der Verstandes- und Meinungs-Poesie unserer Zeit nicht nachzugeben. Das Bild, die Gestalt, Gefühl und Phantasie festzuhalten und der Unmittelbarkeit der Anschauung zu gehorchen, die splitterrichtende Kritik mag dazu sagen, was sie will.

(1824.)

Bin ich nicht mit meinem Streben, mich der Poesie zu entziehen und im gewöhnlichen Leben unterzutauchen, eine Art Ludwig XV., der, indeß er wollüstig die Vortheile seines hohen Amtes genoß, sich den Anforderungen ihrer Bürden gemein-idealisirend dadurch zu entziehen strebte, daß er sich gern als Privatmann dachte; knickerig ein Privatvermögen sammelte, indeß er das öffentliche vergeudete, und hoffte, sich um so mehr als eigentlicher Mensch zu fühlen, je schlechter er als König sich erkennen mußte.

(1822.)

Warum ich Schriftsteller der vergangenen Zeit, wär' es auch der nächstvergangenen, denen aus den Zeitgenossen vor-

ziehe, liegt auch mit darin: daß die Irrthümer jeder Vorzeit klar vor den Augen der Nachwelt daliegen und man sie mit historischem Auge betrachtet, ohne dadurch afficirt zu werden; die Gegenwart aber haftet sich mit so vielen Fäden an uns, daß selbst schon die Gewalt, die man anwendet, sich von ihren Irrthümern loszureißen, ein Zuviel von der andern Seite hervorbringen muß. — Es gibt keinen unparteiischen Beschauer seiner Zeit.

(1821.)

Wenn es Leute gibt, die immer die Farbe ihrer Umgebung tragen, so ist es höchst sonderbarer Weise bei mir gerade das Gegentheil. Je entzückter bei Beschauung eines Kunstwerkes z. B. die Andern sind, desto kälter bin ich, und je gleichgiltiger die Andern, desto gerührter werde ich dagegen. So fühle ich mich auch unwiderstehlich gezogen, Dasjenige zu tadeln, was Andere besonders übermäßig loben; und, worüber Jedermann loszieht, Das zu vertheidigen und die guten Seiten hervorzuziehn, macht mir ein eigenes, bis zur Hartnäckigkeit gehendes Vergnügen. Auf diese Art thue ich vornehmlich der guten Katty oft weh, weil nämlich das bei ihr ohne Künstelei vorhandene Uebermaß von Empfindung mich in ein kaltes, schroffes Wesen hineinwirft, das die Gute nothwendig verletzen muß. Ich weiß das, kann aber doch nicht anders.

(1837.)

Die Empfindung hat bei mir immer eine vorherrschende Neigung zum Formlosen; das Formgeben bringt mich dem Verstande näher, als billig ist.

(1852.)

Daß mir die meisten Dinge im Leben mißlingen, kommt wohl nur daher, daß ich sie nicht so angreife, wie es sein müßte, um sie zum besten Ende zu bringen, sondern nur

suche, sie sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Daher kommen die Verlegenheiten immer wieder zurück, und ich weiß recht wohl, daß, wenn ich mich über mein böses Geschick beklage, ich die Schuld auf meine Ungeschicklichkeit, mein Aufschieben, mein Zaudern und Uebereilen nehmen muß.

(1821.)

Woher kommt es denn, daß ich immer einen Menschen haben muß, den ich anfeinde, auf den ich alles Schlechte, Widrige und Abgeschmackte übertrage, das mich in der Welt anekelt, und dann den Menschen eigentlich hasse und (obwohl nur in Gedanken) verfolge, als ob er wirklich all das Hassenswerthe in sich vereinigte, ob ich mir gleich bei kaltem Blute gestehen muß, daß ich ihm in Manchem Unrecht thue. Und das ist immer nur Ein Mensch. Ich kann immer nur Einem herzlich gram sein, und so oft ich jedesmal einen neuen finde, söhne ich mich halb unbewußt mit den früher Angefeindeten aus. Auch sind diese Grollträger nicht immer Leute, die etwa mich beleidigt hätten, vielmehr bin ich sehr versöhnlich, oder vielmehr sehr vergeßlich, oder vielmehr sehr (hochmüthig-) nichtachtend gegen Beleidigungen, nein, es ist jedesmal etwas rein Objektives von Schlechtigkeit oder Abgeschmacktheit, was mich so in Harnisch bringt. Kann man nicht die Sache verabscheuen ohne eine Person? Was ist es für eine läppische Schwäche, zur Mißbilligung des Schlechten eine Leidenschaft gegen die Schlechten und zur Uebung der Gerechtigkeit im Allgemeinen eine Ungerechtigkeit im Einzelnen nöthig zu haben? — Ich erinnere mich sehr wohl noch eines ähnlichen Charakterzuges bei meinem verstorbenen Vater.

(1820—1821.)

Warum ich die Alten so liebe? Nebst allem Andern auch darum: weil, wenn ich sie lese, ich zugleich die ganze Vergangenheit mitlese zwischen mir und ihnen. Wie viele Helden-

und Dichterherzen mögen bei diesen Biographien Plutarchs geglüht haben, die jetzt mich durchglühen mit eigenen und erborgten Flammen!

(1820.)

In Herders Biographie wird von ihm gesagt: „seine Seele bedurfte der geistigen Zuneigung Anderer, wie der Luft, zu athmen." Mir geht's nicht anders.

(1811.)

Mir ist oft, wenn ich etwas sehe, was ich sonst bestimmt nie gesehen, als ob ich es vor äußerst langer Zeit schon einmal gesehen hätte, so auch, wenn ich etwas noch nie Gethanes thue, durchfährt mich eine dunkle Ahndung, als sei es nicht das erste Mal. Aehnliche Gefühle, die wohl aus der Erinnerung an Aehnliches entspringen, mögen auf die Ideen der Seelenwanderung geführt haben.

(1811.)

In meinem Kopfe sieht's aus wie in Ungarn. Roher Stoff im Ueberfluß, aber Fleiß und Industrie fehlt; das Materiale wird nicht verarbeitet. Es gibt unter den Schriftstellern Leute, wie die Fischangelschmiede in England; aus einem Gedanken, den ein Anderer als einen derben Barren hingeworfen hatte, schmieden sie 30,000 andere; die sind zwar klein, sehr klein, aber geschliffen und fein. Leider versteh' ich Das nicht.

(1817.)

Wenn eine Violinsaite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer daneben liegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachleben unserer Nerven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so etwas zu Grunde, denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so geräth schon

mein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.

(1842.)

Ich bin froh, ein Deutscher zu sein. Nicht als ob ich die Nation so hoch stellte, eher das Gegentheil. Aber wenn der Mensch Papier ist, auf welches das Leben schreibt, so will ich als unbeschriebenes zur Welt gekommen sein. Der Deutsche bringt von allen Völkern die wenigsten Vorurtheile mit. Das ist sein Vorzug, aber vielleicht sein einziger.

(1824.)

In einem philosophischen Werke verstehe ich nichts, bevor ich nicht weiß, worauf das Ganze hinausgeht; für mich gibt's keine Form ohne Inhalt.

Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goethe'schen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden, und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, Das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden gethan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können.

Ich bin ziemlich wandelbar in meinen Entschlüssen, meine Meinungen sind aber so eisern mit meiner innersten Natur verflochten, daß, so lange ich lebe, ich meines Wissens keine geändert habe. Wer mir die Unrichtigkeit einer derselben bewiese, könnte mich höchstens bedauern machen, sie zu haben; sie gegen eine andere zu vertauschen, wäre mir eben so unmöglich, als einen Theil meines Leibes verbessern, er möchte so schlecht sein, als er wollte. Mein Denken ist immer nur

ein Suchen von Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da.

(1834.)

Mir ist es Bedürfniß, mich immer mit einem Lerngegenstande zu beschäftigen. Durch diesen Kunstgriff genieß' ich im Mannesalter fortwährend den Nachgeschmack der Kinderzeit, und es soll mich, hoff' ich, jung erhalten noch zwei Stunden vor meinem Tode.

(1826.)

Fällt es Jedermann so schwer als mir, sich eine junge Römerin zu denken, die mit ihrem Heißgeliebten von ihrer Leidenschaft — lateinisch spricht? Warum kann ich mir sehr wohl eine Griechin in derselben Lage in ihrer Sprache redend vorstellen?

(1822.)

Der absurde Verfasser der falschen Wanderjahre macht unter andern Goethen den Vorwurf, daß seine Schilderungen der Liebe das Zeitalter verderben. Bei mir haben sie gerade das Gegentheil bewirkt. Meine ersten Neigungen waren, vielleicht wohl mit durch Goethe's Mariannen und Philinen, auf Schauspielerinnen gerichtet, und ich dachte mir ein Verhältniß mit dieser Klasse von Frauenzimmern immer als das reizendste. Als ich aber in der Folge mit Schauspielerinnen wirklich bekannt wurde, wirkte die Unähnlichkeit derselben mit den nach Goethe geschaffenen Urbildern so heftig auf mich, daß ich mich mit Abscheu von ihnen entfernte und, obschon ich nothwendig so oft in ihrer Nähe sein mußte, nie irgend ein Verhältniß mit einer von ihnen gehabt habe.

(1822.)

Wenn ich alte, aber einfach erzählte Märchen lese, z. B. das englische vom König Artus, so kommt mir manchmal bei

einzelnen Stellen eine Erinnerung der Empfindung, mit der ich derlei Erzählungen in meiner Kindheit hörte. Dieser Eindruck geht aber so schnell vorüber, daß ich mir nicht klar machen kann, worin eigentlich sein Reizendes liegt. Am Deutlichsten glaube ich ihn zu schildern, wenn ich mir ihn aus dem Gefühle des Wunderbaren, verbunden mit dem des Nichtwunderns über dieses Wunderbare, des Zuhauseseins in demselben, zusammengesetzt denke. Daß das Wunderbare in der Kindheit für uns zugleich den lebendigen Reiz des Natürlichen hat, ist die Ursache von dem tiefen Eindruck, den Märchen auf Kinder machen.

(1822.)

Mein Geist ist den Krämpfen eben so unterworfen, als mein Körper. Jede nur etwas stärkere Gemüthsbewegung, selbst von der Gattung der angenehmen, bringt in meinem Innern eine solche krampfige Zusammenziehung hervor, und erst wenn all diese Veranlassungen, all diese Anspannungen entfernt sind, kann mein Geist sich ausdehnen, und dann kommt gewöhnlich auch die Poesie.

(1822.)

Woher mag es denn kommen, daß ich, dem man doch in seinem dichterischen Wirken einen ziemlichen Grad von Phantasie nicht wird abstreiten können, doch beim Denken einen solchen Grad von Verstandesgemäßheit fordere, daß mein Geist von Natur aus dabei Alles zurückstößt, was von der Einbildungskraft hergeholt ist?

(1836.)

Ich habe immer mehr nach starken Anschauungen gearbeitet als nach Begriffen, daher werde ich auch, wenn die Gewalt der ersteren durch einen Zeitverlauf geschwächt ist, leicht an

meinen Werken irre, und meine große Gewissenhaftigkeit läßt mich leicht auf die Seite der Tadler hinübertreten.

Was mein — weniger absichtliches, als durch meine Natur gebotenes — Streben war und, wie es scheint, mir nicht gelungen ist, war, die Poesie dem Ursprünglichen, durchaus Bildlichen, die Berechtigung in der Empfindung und nicht im Gedanken Suchenden der alten Dichter näher zu bringen. Die neuern Dichter, so vortrefflich sie sein mögen, hatten mir immer so viel Beimischung von Prosa, so viel Lehr- und Reflexionsmäßiges, daß ich eigentliche Erquickung nur in der alten Poesie fand, wo die Gestalt noch der Gedanke und die Ueberzeugung der Beweis ist. Damit ist nicht jene alte Poesie gemeint, die jene Eigenschaft nur aus Unbeholfenheit und Unfähigkeit hat, wie die mittelhochdeutsche, oder daß ich mich je vom Volksliede angezogen gefunden hätte, sondern jene Dichter waren es, die, mit Talent und Geist begabt, als die Spitze einer an sich poetischeren Zeit jene Einheit abspiegelten, mit der das Leben sie umgab, und die die neuere Zeit im Fortschritt der Entwicklung — vom Standpunkte der Prosa aus: zu ihrem Glücke — längst abgestreift hat. Die Griechen, die Spanier, Ariost und Shakespeare waren die Freunde meiner Einsamkeit, und ihre Darstellungsweise mit der Auffassung der neuern Zeit in Einklang zu bringen, mein halb unbewußtes Streben. Da ich aber mit meiner Ansicht in den letzten zwanzig Jahren so ziemlich allein stand, so war es mir nicht möglich, die Anschauung immer lebendig und rein zu erhalten, um so weniger, als ich, durch die traurige Lage der Welt und meines Vaterlandes vielfach zerstreut und gestört, die Ausführung nicht mehr so in Einem Zuge vollenden konnte, als für ein solches Verfahren unter solchen Umständen durchaus nothwendig wäre. Der nackte Gedanke mußte zu Hülfe gerufen werden, der dann die Anschauung, so wie die Anschauung den Gedanken störte. Zwischen dem Anfang

und der Beendigung des goldenen Vließes starb meine Mutter, und ich machte die Reise nach Italien. Dann kam jener schändliche Geistesdruck in Oestreich, den ich darum nicht weniger empfand, weil mir nicht jedes Mittel recht war, ihn abzuschütteln. Hero und Leander, Weh Dem, der lügt: zwei meiner liebsten Stoffe und von vorn herein ganz naiv gemeint, sind nicht Das geworden, was sie hätten werden sollen, und nach dem Vorgange meiner frühern Arbeiten auch hätten werden können, und ein paar andere Stücke in meinem Pulte werden, so lange ich lebe, das Licht des Tages nie erblicken, weil ihnen jenes Lebensprinzip fehlt, das nur die Anschauung gibt und der Gedanke nie ersetzen kann. Damit will ich nicht mich rechtfertigen und meine Schuld auf die Zeit und die Verhältnisse schieben. Ein wahrer Dichter hätte sich über alles Das weggesetzt und einen Mittelpunkt in seiner Begeisterung gefunden. Aber eine zu berührbare Natur, mit einer hypochondrischen Anlage und einem entschiedenen Widerwillen gegen die Oeffentlichkeit, konnte unter den gegebenen Umständen sich nicht viel anders nehmen und fassen. Auch ist dabei keine kleinthuerische Bescheidenheit gemeint. So fühle ich mich gegenüber Dem, was sein soll. Gegenüber Dem, was sonst in unsern Tagen ist, kenne ich meine Vorzüge sehr gut. Man könnte aber sehr gut der beste Dichter einer gegebenen Zeit und noch immer ein höchst unbedeutendes Licht sein.

(1816.)

Wenn mein Nervensystem gereizt ist, so zeigen sich oft die sonderbarsten Erscheinungen. So z. B. höre ich auch mit den Schläfen, wie sonst mit den Ohren. Es fängt nämlich die Empfindung des Hörens bei einer Schläfe (meistens bei der linken?) an und pflanzt sich durchs ganze Haupt bis zur entgegengesetzten fort. Etwas Aehnliches habe ich auch schon in der Mitte der Stirne ober den beiden Augenbraunen wahrgenommen. In solchen Augenblicken glaube ich oft das Denken

wie eine mechanische Operation wahrzunehmen. Jeder Gedanke gibt gleichsam einen elektrischen Schlag, und die Ideen communiciren unter einander in wellenförmigen Bewegungen.

Ich habe zweimal in meinem Leben im Theater eine ähnliche, äußerst angreifende Empfindung gehabt. Vor mehreren Jahren, als ich zum ersten Male einen Kastraten (Velluti) singen hörte, und vor einigen Wochen, als ich dem (übrigens weniger als mittelmäßigen) Schauspiele: Die Waise und der Mörder, beiwohnte. Das erstere Mal machte die Stimme des Sopransängers einen äußerst widerwärtigen Eindruck auf mich, der sich immer mehr verstärkte. Auf einmal änderte die Gestalt des Sängers sich vor meinen Augen aufs Häßlichste, bis sie zu einer wahren Teufelsfratze ward, und jetzt durchflog mich ein unnennbares, entnervendes Gefühl, das beinahe wie ein heftiger elektrischer Schlag auf mich wirkte. Ich habe oft versucht, dieses Gefühl mit Worten auszudrücken, und immer blieb ich in der Beschreibung dabei stehen, es sei mir gewesen, als ob Feuer aus dem Körper des Sängers ausgehe. Das war es aber gewiß nicht, obschon ich nichts näher Bezeichnendes finden kann. — Nach Jahren geschah mir neulich etwas Aehnliches. Mlle. Demmer spielte in dem genannten Drama die Rolle des Taubstummen mit hinreißender Lebhaftigkeit. Am Schlusse des Stückes, als sie den Mörder ihres Vaters erkennt, wurden ihre Bewegungen mit jedem Moment immer heftiger, und ich war fast im Fieber. Endlich erblickt sie das verhaßte Antlitz und fährt entsetzt zurück — da war's geschehen. Der Schlag ging durch meinen ganzen Körper, und ich war darnach so ermattet, daß ich mich mühsam aus dem Theater schleppen mußte. Auch hier war meine Empfindung gleichsam mit einem schimmernden Lichte begleitet, das aus dem Körper der Schauspielerin auszugehen schien. Wohlgemerkt, das letzte Mal war ich kurz von einer Krankheit aufgestanden.

(1822.)

Ich weiß wohl, wie ich's machen sollte! Nicht lang über einem Werke brüten, das Größte und Kleinste, das Oberste und Unterste haarscharf ausrechnen und dann furchtlos beginnen. Viel schreiben sollt' ich, herausgießen die Fülle der Gedanken, wie sie der Gott gibt; unbekümmert über Fehler, wenn nur der Vorzüge mehr sind. Es wäre schlimm, wenn Jedermann so arbeitete, aber ich sollte so thun. Jedermann muß seine Art, zu arbeiten, haben, wie Jeder seine eigene Art, zu sein, hat. Obige ist die meinige.

(1834.)

Ich weiß, daß ich es nie erreichen werde, nach was ich strebe in der dramatischen Poesie: das Leben und die Form so zu vereinigen, daß beiden ihr volles Recht geschieht. Man wird es vielleicht nicht einmal ahnen, daß ich es gewollt, und doch kann ich nicht anders.

(1812—1813.)

Mit einer eigenen, unendlich traurigen Empfindung denke ich der Plane, die ich einst in bessern Tagen machte. Wenn ich mir jetzt die Idee, die mich bei der Ausarbeitung des Spartakus begeisterte, bedenke, so schaudre ich, und es ist mir kaum begreiflich, sie je gehabt zu haben.

(1820.)

Daß ich bei länger dauernden Arbeiten leicht dem ersten Plane untreu werde, liegt auch mit darin, daß ich Lieblingsthemata und Ansichten in mir herum trage, die sich mir unbewußt einmischen, wo es nur immer möglich ist.

(1838.)

Daß meine im Grunde schwache Gesundheit nie bis zur eigentlichen Krankheit kommt, davon ist wohl die Ursache, daß

bei geistiger Beschäftigung sich mein Organismus sehr steigert und dadurch die Ausdünstung vermehrt. Das gleicht die Einflüsse der Witterung wieder aus, denen ich sehr unterworfen bin.'

(1836.)

Ich habe durch Schreyvogels Tod viel verloren. Nicht seinen Rath bei meinen eigenen Arbeiten. Ich habe nie mit Jemanden meine Plane oder ihre Ausführung besprochen und nie, mit Ausnahme der Ahnfrau, an einem vollendeten Stücke etwas nach seiner Meinung geändert. Aber er hatte, was Form und Technik betrifft, gleiche Ansichten mit mir, und wir konnten daher überhaupt uns über Literatur u. dergl. besprechen, ohne uns mißzuverstehen, oder erst langweilig den Standpunkt festzustellen. Seit seinem Tode ist Niemand in Wien, mit dem ich über Kunstgegenstände sprechen möchte, ja auch in Deutschland wäre Niemand, der mir anstände, höchstens etwa Heine, wenn er nicht innerlich ein lumpiger Patron wäre. Dadurch versauere und verstocke ich in mir, und die Produktion stellt sich immer ferner.

(1846.)

Die Jugendeindrücke wird man nicht los. Meinen eigenen Arbeiten merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an den Geister- und Feen-Märchen des Leopoldstädter Theaters ergötzt habe; aus Liszts Klavierspiel schlagen überall die Zigeuner vor.

(1843.)

Man hat unrecht, über seine Zeit ärgerlich zu sein. Man nenne mir erst eine, die besser war, als die gegenwärtige, ich weiß keine. Selbst wo sie Einem zuwider ist, ja anekelt, ist es nur in dem Wenigen, was man versteht und worin man sich ihr überlegen fühlt, indeß in dem Vielen, das man nicht versteht, man den Andern vielleicht eben so zur Last ist. So

kann ich mir recht gut einen vernünftigen Legitimisten denken, dem ich mit meinen liberalen Perfektibilitäts-Ideen, und mit Recht, eben so widerlich bin, als er mir mit seinen literarischen. Man sollte derlei eben ertragen können und seinen Weg gehen, ohne sich um die Andern viel zu kümmern.

(1817.)

Woher kömmt wohl die unbeschreiblich widerliche Empfindung, die mich abhält oder es mir vielmehr unmöglich macht, noch einmal einer Vorstellung meiner Ahnfrau beizuwohnen? Theilweise lassen sich wohl Erklärungen geben, aber ganz vermag ich es nicht. Ich werde in meinem Leben nicht vergessen, wie mir bei der ersten Vorstellung zu Muthe war. Ich denke, wenn man mir unvermuthet mein eigenes lebensgroßes Bild, in Wachs geformt, nach der Natur bemalt, und doch in seiner ganzen todten Starrheit vor die Augen brächte, würde mein Gefühl viel Aehnliches mit jener Empfindung haben. Die Gestalten, die man geschaffen und halb schwebend in die Luft gestellt hat, vor sich hintreten, sich verkörpern zu sehen, den Klang ihrer Fußtritte zu hören, ist etwas höchst Sonderbares. Die Aufführung meines Stückes hat auch offenbar mein Schamgefühl verletzt. Es ist etwas in mir, das sagt, es sei eben so unschicklich, das Innere nackt zu zeigen, als das Aeußere.

(1819.)

Wenn ich mir recht überlege, warum mir nur Arbeiten, die sich rasch in einem Zuge vollenden lassen, gelingen, hingegen andere von größerer Ausdehnung, zu deren Zustandebringung ein längerer Zeitverlauf erforderlich ist, so leicht mißrathen, so finde ich den Grund in dem ewigen Wechsel der Empfindungen, dem mich mein reizbares, unstätes Wesen aussetzt. Ich verliere bei lang anhaltender Beschäftigung mit einem Werke weder den Muth zur Vollendung, noch den eigentlichen Faden der Verknüpfungen; aber, so wie jetzt dieser,

und Dichterherzen mögen bei diesen Biographien Plutarchs geglüht haben, die jetzt mich durchglühen mit eigenen und erborgten Flammen!

(1820.)

In Herders Biographie wird von ihm gesagt: „seine Seele bedurfte der geistigen Zuneigung Anderer, wie der Luft, zu athmen.“ Mir geht's nicht anders.

(1811.)

Mir ist oft, wenn ich etwas sehe, was ich sonst bestimmt nie gesehen, als ob ich es vor äußerst langer Zeit schon einmal gesehen hätte, so auch, wenn ich etwas noch nie Gethanes thue, durchfährt mich eine dunkle Ahndung, als sei es nicht das erste Mal. Aehnliche Gefühle, die wohl aus der Erinnerung an Aehnliches entspringen, mögen auf die Ideen der Seelenwanderung geführt haben.

(1811.)

In meinem Kopfe sieht's aus wie in Ungarn. Roher Stoff im Ueberfluß, aber Fleiß und Industrie fehlt; das Materiale wird nicht verarbeitet. Es gibt unter den Schriftstellern Leute, wie die Fischangelschmiede in England; aus einem Gedanken, den ein Anderer als einen derben Barren hingeworfen hatte, schmieden sie 30,000 andere; die sind zwar klein, sehr klein, aber geschliffen und fein. Leider versteh' ich Das nicht.

(1817.)

Wenn eine Violinsaite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer daneben liegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachleben unserer Neiven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so etwas zu Grunde, denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so geräth schon

mein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.

(1842.)

Ich bin froh, ein Deutscher zu sein. Nicht als ob ich die Nation so hoch stellte, eher das Gegentheil. Aber wenn der Mensch Papier ist, auf welches das Leben schreibt, so will ich als unbeschriebenes zur Welt gekommen sein. Der Deutsche bringt von allen Völkern die wenigsten Vorurtheile mit. Das ist sein Vorzug, aber vielleicht sein einziger.

(1824.)

In einem philosophischen Werke verstehe ich nichts, bevor ich nicht weiß, worauf das Ganze hinausgeht; für mich gibt's keine Form ohne Inhalt.

Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goethe'schen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden, und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, Das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden gethan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können.

Ich bin ziemlich wandelbar in meinen Entschlüssen, meine Meinungen sind aber so eisern mit meiner innersten Natur verflochten, daß, so lange ich lebe, ich meines Wissens keine geändert habe. Wer mir die Unrichtigkeit einer derselben bewiese, könnte mich höchstens bedauern machen, sie zu haben; sie gegen eine andere zu vertauschen, wäre mir eben so unmöglich, als einen Theil meines Leibes verbessern, er möchte so schlecht sein, als er wollte. Mein Denken ist immer nur

menschlich, mit ihren Fehlern mitten unter den größten Schönheiten, mit ihrer häufig nur gar zu weit getriebenen Manier, als daß sie den ächten Quell des wahren Dichters: die Natur, die eigene Anschauungsart, das Individuelle der Auffassung, irgend im Gemüthe beeinträchtigen sollten. Der Riese Shakespeare aber setzt sich selbst an die Stelle der Natur, deren herrlichstes Organ er war, und wer sich ihm ergibt, dem wird jede Frage, an sie gestellt, ewig nur er beantworten. Nichts mehr von Shakespeare! Die deutsche Literatur wird in seinem Abgrunde untergehen, wie sie aus ihm hervorgestiegen ist. Ich aber will frei sein und selbstständig, lieber ein Wurm, der sich selbst sein Blatt sucht, als der Flötenspieler, durch den Vaucanson entzückt.

II.

Du magst den Wunsch, schreibst du, nicht aufgeben, daß das Theater eine moralische Tendenz erhalte? Du hast Unrecht; nicht bloß in künstlerischer, auch in mo.alischer Hinsicht, denk' ich. Denn erstens hat die Moral des Theaters, die doch des Gefälligen nie entbehren kann, etwas so Zwitterhaftes, daß nur höchst selten ein praktischer Nutzen daraus hervorgehen kann. Dann würde aber auch all das Leichtfertige und Lustige, das auf denselben Brettern verhandelt wird, unter der Aegide jener Ansicht nur um so verderblicher auf das Gemüth des Zuschauers einwirken, der, gewohnt, Lehren von dorther zu empfangen, die angenehmeren darunter gewiß nicht unbeachtet vorübergehen lassen würde. Das Theater muß als sittlich gleichgiltig behandelt werden, oder es wird Sitten-verderbend.

III.

Du nimmst die Partie deines Vaterlandes und willst nicht zugeben, daß dieses passive Stehenbleiben, dieses Nichtweiterschreiten auf dem Pfade der Entwicklung so erniedrigend, so unwürdig sei, als es mir vorkomme. Nun denn, ich wiederhole es: ein Verbrechen an der Menschheit ist es! Wodurch

ist denn der Mensch, was er ist, als durch seine Gattung? Sein ganzer Bestand als Mensch liegt nicht in Einem Individuum, nicht in tausend, sondern in der Menschheit als Ganzes, als moralisches Wesen, entgegengesetzt dem physischen, dem einzelnen. Richte einen Affen ab bis zur höchsten Vernunftähnlichkeit, bis zum äußersten Grade der Geschicklichkeit, seine Jungen werden nicht mehr wissen, als jedes andern Affen Junge, und willst du sie vervollkommnen, so mußt du von vorn anfangen, von der ersten erwerblichen Fertigkeit, wie bei ihrem Vater; von seinem Wissen ist nichts auf sie übergegangen, wird nie etwas übergehen, und so steht jedes Thier noch auf derselben Stufe, in der die ersten seiner Art am Tage der Schöpfung standen. Warum? Weil ihnen die Gabe der Mittheilung fehlt, weil sie nur als Individuen da sind, weil sie nur im Verstande des Menschen eine Gattung ausmachen, in der That aber Einzelnwesen sind, höchstens Generationen, mit bloß physischer Wechselwirkung der Mitlebenden, jede eingeschlossen in den Zwischenraum von Geburt und Tod. Der Mensch aber erbt von früheren Jahrtausenden, und spätere Jahrtausende erben von ihm. Ein unreifer Knabe unserer Zeiten weiß Dinge, die den Weisen Griechenlands ein Räthsel waren, die Geschichte ist sein Leitstern in Wollen und Handeln; er ißt und trinkt und pflanzt sich fort als Individuum, aber er lebt nur als Mensch, als Glied seiner Gattung. Darin liegt das Heiligthum seiner Existenz, Das ist das Palladium seiner Vorzüge, in dieser allgemeinen Mencheneinsicht, in diesem allgemeinen Menschenwillen tritt der Gott ein in die Natur. Daher ist jedes absichtliche Stehenbleiben der einzelnen oder der moralischen Person ein Verbrechen an dem Geschlechte, ein Vergehen gegen Gott. Wollen wir nichts hinzufügen zu dem Schatze der Menschheit, wer gibt uns ein Recht, das vor uns Gesammelte zu gebrauchen? Wollt ihr stehen bleiben, so gebt vorerst zurück, was eure Eltern euch geliehen, damit ihr es in organischer Fortentwicklung vererbt an ihre Enkel. Zieht euch in Höhlen, knirscht Eicheln, tragt zur Schau die Blöße

eures thierischen Selbst, gebt auf Sprache und Schrift und schämt euch nicht, Bestien zu heißen, wenn ihr es durchaus sein wolltet. Ich wollte lieber ein Hund sein, und den Mond anbellen, als ein Mensch und . . .

IV.

Hast du gelesen, was Jacobi im Woldemar sagt über die Formen der Menschheit, oder vielmehr über die Formen, in denen sich das Höhere im Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zeigt? Wie das Gefäß nach und nach verwittert, der Gehalt verfliegt, und welche Kämpfe es kostet, bis eine neue Hülle des Göttlichen aufgefunden und anerkannt ist? Wie aber doch das Höhere, das Gottähnliche nie zu Grunde gehen kann, sondern nur in einer Art Seelenwanderung in neue Körper übergeht. Die traurigsten Zeiten sind dann offenbar die, wo eine solche Form im Verscheiden ist und die eine Hälfte der Menschheit sich abmüht, das inhaltsleere Gefäß zusammenzuhalten und zu flicken, die andere Hälfte aber den Gehalt überhaupt leugnet, weil er in dem verwitterten Gefäße nicht mehr zu finden ist. Die Zeit unmittelbar vor und nach der französischen Revolution war eine solche traurige; aber mir däucht, die Morgenröthe einer neuen Existenz schimmert hervor über den fernen Bergen. Wenn damals eine mächtige Hülle des Göttlichen, der Tugend, vielleicht auf lange zu Grunde ging: die Religion als positive Anstalt, so beginnt dafür ein neues Vehikel der Tugend, virtus, sich zu bilden in dem Streben der Völker nach Freiheit, nach bürgerlicher und politischer Freiheit. Schon ist der Mensch nicht mehr auf sein enges Selbst beschränkt, schon nimmt er wieder Theil an einem Allgemeinen, die Begeisterung erwacht, und die Tugenden haben ja Das gemein mit den Lastern, daß, wenn man einer die Thüre öffnet, sich die andern ungerufen miteindrängen. — Land! Land! Armer Schiffer!

Tagebuch

auf der Reise nach Italien

1819.

Ginselsdorf. Das Haus des Hieronymus Bonaparte. Er darf nur auf eine gewisse Weite sich davon entfernen. Die Besitzung ist herrlich. Traurige Herrlichkeit!

Theresienfeld. Für Invaliden nach einem bestimmten Plane von Maria Theresia angelegt. Zwischen jedem Hause ein Stück Feld. Vor Feuer ist man sicher, aber ungesellig muß der Ort machen und düster. Von einem Ende des Dorfes bis zum andern hat man eine halbe Stunde zu gehen und wo sind die Menschen, die nur halb so weit gehen, um zu trösten und zu helfen?

Dort taucht Wiener-Neustadt auf mit seinen zwei schwarzen Thürmen. Diese wahrhaft gute und getreue Stadt der Oestreicher. In dieser weiten Ebene, von Bergen umkränzt, über die der greise Schneeberg herübersieht, wie ein Ahnherr über seine Enkel, hier lagerte Kaiser Friedrichs Belagerungsheer, hier die Macht feindlicher Ungarn. — Friedrich der Streitbare — Andreas Baumkircher! —

Hinter Wiener-Neustadt, links auf den Bergen: Sebenstein. Sitz der Ritter von der rothen Erde.

Glühen der Spitzen des Schneeberges, wie durchsichtig beim Untergang der Sonne. Wie ein feuerspeiender Berg.

Neunkirchen. Ein ansehnlicher, alterthümlicher Ort, die Kirche mit Mauer und Schießscharten umgeben.

In der Nacht von Neunkirchen nach Schottwien. Tiefes Dunkel, das aber doch rechts am Wege tiefe Schlüchte und schauerliche Abstürze, links wilde Felsen, mit Schnee bedeckt gleich dem Wege, erkennen läßt.

Die Marter der ersten, ohne Ausruhen und Schlaf durchreisten Nacht bedeckt alles Uebrige.

Der kalte, aber schöne Donnerstag-Morgen bricht an. Das Mürzthal, das im Sommer herrlich sein muß; jetzt stand es noch unbelaubt und kahl, zum Theil noch mit Schnee bedeckt. Zwei alte Ritterburgen, die letzte das Stammschloß der Stubenberge.

In Prugg die Reiseroute geändert, statt über Klagenfurt nach Venedig: über Gräz nach Triest. Schönheit des Murthales. Die Berge nehmen einen größern Charakter an und gleichen mehr denen in Salzburg. Ein Felsen von jenen schroffen, die über das linke Ufer der Mur herabhängen, heißt der Jungfernsprung.

Gräz, herrlich umgeben, macht, wenn man aus den Bergen kommt, den Eindruck, als ob man zum Frieden käme aus dem Krieg. Der Schloßberg überragt es wie ein Beschützer. Die Stadt ist groß, die Gassen eng, das Pflaster schlecht. Ohne Aufenthalt die Pferde vorgespannt und fort im Dunkel.

Zweite Reisenacht. Schlecht gefahren, besser geschlafen. Vielleicht heilsame Wirkung der genommenen Hallersäure.

Freitags Morgens früh Marburg. Schlechtes Frühstück.

Hier ändert sich das Land. Die schöne, freudige Gegend der deutschen Steyrer hört auf. Wenden fangen an. Leibgürtel der Weiber. Anfang des Bettelns der Kinder. Gewaltsamer Sturm auf den Bergen vor Feistritz, der selbst unsern Wagen beschädigt.

Herrliches Thal gegen Gonobitz zu. Auffallende Aehnlichkeit der Lage von Cilly mit der von Salzburg, weniger was die Form der einzelnen Berge, als was den Charakter des Ganzen betrifft.

Cilly, artige Stadt. Links auf einem Berge das Schloß der alten Grafen. Ohne Aufenthalt fort nach St. Peter. Der Sturm von heute Vormittag war nicht umsonst dagewesen. Gleich außer Cilly fielen Tropfen, die sich bald in einen entsetzlichen Platzregen verwandelten. Während des-

selben wechselten wir Pferde in St. Peter. Die Nacht brach herein, Regen und Dunkelheit ließen den unwilligen Postillon nur Schritt für Schritt fahren. Endlich, da wir unter diesen Umständen nicht hoffen konnten, während der Nacht unsre Reise viel zu fördern, kehrten wir in Franz in einem ziemlich schlechten Wirthshause bei sehr guten Menschen ein. Schlechtes Abendessen, nicht viel bessere Betten, aber seit sechs Stunden nichts gegessen und zwei Nächte gefahren, statt zu schlafen — essen und schlafen ging beides recht gut.

Samstag. Morgens nach St. Oswald. Die Gegend wird jetzt kahl und unansprechend, die Hütten im ganzen windischen Steyermark schlecht und schmutzig; das Volk sieht ärmlich aus, die Kinder laufen bettelnd halbe Meilen neben dem Wagen her. Nicht weit von Franz die Grenze von Krain.

Was uns als Regen gequält hatte, war hier in den Bergen Schnee gewesen, der Alles umher bedeckte.

Endlich Laibach. Die Stadt sieht traurig und öde aus, ist es aber von inwendig weniger, als sie es von außen scheint. Schlechte Wirthshäuser, elendes Essen, endlich Abfahrt, Abends um fünf Uhr. Wir hatten bei unserer übereilten Abreise von Wien nur Pässe bis Venedig mitgenommen, und hofften in Laibach sie auf Rom ausdehnen lassen zu können. Unsere Hoffnung schlug fehl.

Die ganze Nacht hindurch reisten wir schnell und unausgesetzt in der größten Kälte durch die öde, mit Schnee überdeckte Gegend. Diese Fahrt ward noch dadurch unangenehmer gemacht, daß es dort herum, besonders bei Nacht, nicht allzu sicher zu reisen ist, welchem Gerüchte selbst der Polizeikommissär in Laibach, als ich ihn darum befragte, nicht ganz widersprechen konnte.

Als der ersehnte Morgen anbrach, waren wir über Planina, Adelsberg, Prewald hinaus, und Sessana, die letzte Station vor Triest, lag vor uns. Als ich zuerst vor der abnehmenden Dunkelheit um mich blicken konnte, war mir, als hätte mich ein Zauberer während der Nacht in ein weit ent-

ferntes Land versetzt. Da lag eine Wüste vor uns. Ein beinahe ganz unbebauter, nur hier und da mit Kastanienbäumen, die ihr vertrocknetes Laub aus dem letzten Herbste — ein trauriger Gewinn — in den gegenwärtigen Frühling herüber gerettet hatten, ... standen vereinzelt da, zwischen ihnen verkrüppelte Maulbeerbäume, von Reben umzogen. Felsentrümmer bedeckten zahllos die Felder und schufen das Ganze zu einem steinernen Meere um. Es war, als hätte Gott hier gestanden, als er nach dem Falle der Menschen den Fluch über die Erde aussprach.

Allmählig, wie wir uns Triest näherten, merkten wir eine beträchtliche Veränderung des Klimas, die rauhe, kalte Luft ward milder, und Alles schien uns anzukündigen, daß wir am Eingang Hesperiens ständen. Einige Landleute, die bizarr braun und roth gekleidet, zu Pferde und zu Wagen uns begegneten, stimmten mit all dem überein und spannten unsere Erwartung so hoch, als es nach drei durchwachten Nächten, nach einem Kurierritt von achtzig Meilen immer möglich war. Endlich die Dogana von Optschina. — Ein Hügel! — Hinauf! — Ah! und da lag es vor uns weit und blau und hell, und es war das Meer. Ich sprang aus dem Wagen und lief hin, daß mein Reisegefährte mir zurief, Acht zu haben, um nicht hinabzustürzen. Mich ergriff eine sonderbare Empfindung. Früher schon hatte ich mich aus Erzählungen überzeugt, daß der Anblick des Meeres mich bei weitem nicht mit dem Gefühl der Erhabenheit erfüllen würde, das es in der Phantasie in mir hervorbrachte, und ich hatte mich daher auf den wirklichen Anblick fast mehr gefürchtet als gefreut: ich fürchtete nämlich um ein erhabenes Bild ärmer zu werden und nur ein richtigeres dafür zu erhalten — ein zweifelhafter Gewinn für einen Dichter. Und was ich vorher geahndet, traf wirklich zum Theil ein. Das Bild vom Meere in meiner Phantasie war allerdings mächtiger, gewaltiger gewesen als die Wirklichkeit, und doch fesselte mich der Eindruck so, daß ich mich kaum trennen konnte, ich hatte mir das Meer näm-

lich nicht so schön gedacht, nicht so unbeschreiblich schön. Wie es dalag, ein holdes Mittelbild zwischen einer grünen wallenden Wiese und dem ruhigen blauen Himmel, so weich anzuschauen, daß die Sprache kein Wort hat, es zu bezeichnen, so sanft und mild, das starre, ungebändigte Element, wie eine besänftigte Geliebte, die doppelt schön ist, wenn sie gezürnt hat und getobt und nun doppelt hold den Theuern schmeichelnd und besänftigend umfängt — so hatte ich mir's nie gedacht, und darum überraschte und fesselte es mich im höchsten Grade. Einen eigentlich großen Anblick gewährt das Meer bei Triest nicht. Die Unermeßlichkeit, welche die Vorstellung des Meeres begleitet und sie zur erhabensten macht, die die sichtbare Welt hat, verschwindet hier ganz, da auf drei Seiten die Ufer sichtbar sind, und auf der vierten schrankenlosen, das Auge aus Wolken und Dünsten sich leicht auch ein Ufer bildet.

Ueberhaupt gewährt Triest, sowohl vom Berge herab, an dem es liegt, als von der Seeseite betrachtet, einen außerordentlich schönen Anblick. Das Meer in seiner Herrlichkeit, die zahllosen Masten der Schiffe, das Gewimmel von Menschen aller Kleidung und Sprache, Alles ist ansprechend und neu. Einen besonders fremden Anblick gewährt es, mitten auf dem Platze der Stadt bedeutende Meerschiffe in den Kanälen liegen zu sehen, deren Masten die umstehenden Häuser weit überragen.

Wir kehrten in der Locanda grande ein, und sobald ich ein wenig adjustirt und der aufgesetzte, unbeschreiblich elende Kaffee getrunken war, ging ich aus, die Stadt zu besehen. Wie fremd kam mir Alles vor. Die Menschen wimmelten lebhaft unter einander — es war Sonntag — Alles schrie statt zu reden, jubelte statt zu lachen, sang und zankte, lief und rannte, wie es jedem eben beikam. Die sonderbaren Kleidungen der Bocchesen, Albaneser u. s. w., die recht jenen Eindruck machen, den die Griechen mit dem Ausdruck: barbarisch bezeichnen, stachen sonderbar gegen den französischen und

englischen Zuschnitt der Triester petits maîtres und maîtresses ab. Aeußerst hübsch sind die Laden der Obstverkäufer, die sehr groß und so reich mit Aepfeln, Pomeranzen und getrockneten Früchten aller Art besetzt waren (andere Früchte hatte die frühe Jahreszeit noch nicht), daß sie wahrhaft Appetit erweckten. Ich ging in den Hafen auf den Molo. Mit den Schiffen ging es mir beinahe, wie bei dem Meere. Jedes Einzelne war kleiner, als meine Vorstellung davon gewesen war, aber alle zusammen zu einem dichten Mastenwald vereinigt, erfreuten mich doch ungemein. Voran standen als Vertheidiger und Führer der Heerde ein Paar Briggs mit Kanonen und Soldaten besetzt, hinterher wimmelte das unzählbare Volk der Pieleghi, Trabaccoli, Barken u. s. w., auf denen die Schiffsjungen ihr lustiges Wesen trieben und unter Singen und Schreien, wie Maulwürfe aus dem Verdeck in die Kajüten und wieder zurück, durch enge Oeffnungen schlüpften.

Wir hatten den Plan gefaßt, uns in Triest nach Ancona einzuschiffen, um so noch vor der Charwoche in Rom zu sein, aber wie wurden unsere Plane vereitelt. Man verweigerte uns die Ausfertigung der Pässe, die wir in der Eile nur bis Venedig genommen hatten, und es blieb nichts übrig, als nach Venedig zu gehen, und dort beim Gubernium unser Glück zu versuchen. Das Dampfboot, das von einem Orte zum andern geht, hatten wir versäumt, wir mietheten daher eine Barke, mit der wir morgen Abends, wenn die bonaccia fortwährt, oder wohl gar günstigere, frische Winde eintreten, nach Venedig abgehen wollen.

Gegen Abend ließen wir uns auf einer Barke im Golf spazieren fahren. Es war für mich ein ungemein erhebender Gedanke, das adriatische Meer unter mir zu haben, und ich ließ mit Wonne die Wellen um meine hineingestreckte Hand spielen.

Die Sonne ging unter. Welch ein Schauspiel: Auf dem Meere ruhend und darin eintauchend, entzündete sie dasselbe

sammt der Luft des Horizontes, und die beiden geschiedenen Elemente schienen sich vereinigt zu haben in das des Feuers. Ist die See schön, wenn die Morgen= oder Mittagsonne sie beleuchtet, so ist sie es noch unendliche Male mehr beim Untergange. Die Wellen haben ihr sanftes Grünlichblau abgelegt und spielen, von der Sonne schräg beleuchtet, in allen Farben des Regenbogens. Blau und roth und grün und golden schwamm es um uns her, und ich dachte mir im Feenlande zu sein, bis die Sonne hinabgegangen war, und die Herrlichkeit des Tages unterging in ein düsteres Grau. Geschaukelt von den durch den Abendwind etwas erregten Wellen kehrten wir zurück, und ich ging heim, mich zu erholen, von der Entzückung, die mir die Natur, und von dem Verdruß, den mir die Menschen (oder vielmehr die Polizei) bereitet hatten.

Um halb acht Uhr ins Theater. Man gab die unter uns als Oper bekannte Vestalin als Schauspiel. Das Theater ist sehr groß, aber geschmacklos. Wenige Menschen waren versammelt, die aber Lärm machten für viele. Nach einer mittelmäßigen Musik, zu der die Musiker in drei Reihen aufgestellt waren, ging der Vorhang auf, und auf einem im modernen Styl gemalten Forum standen Licinius und Lucius mit mächtigen Backenbärten und in Sagums mit langen, bis an die Finger reichenden Aermeln, und schrieen taktmäßig ihre Rollen ab, mit Bewegungen, die so waren, daß sie auf die Vermuthung führten, man wolle die Alten nachahmen, die unter zwei Schauspielern die Declamation und Action theilten, nur schien hier der Fehler obzuwalten, daß der Acteur immer später oder früher gestikulirte, als der Declamator spräche, so abgeschmackt und unbedeutend war jede Bewegung. Der Console, Vater der Julia, entsetzlich. Es schien mir ausgemacht, daß die Schauspieler sich die italienischen Prediger zum Muster genommen hatten. Immer die Handbewegung, mit der drohend die Prediger ihre Lehren einschärfen, immer dasselbe schreiende Steigen der Stimme am Schlusse des Satzes, mit dem jene die Unbußfertigen zu Paaren zu treiben suchen.

Julia. Sie schrie an den Stufen des Altars, wie eine Nicht-Vestale, die man um ihren Verdienst betrügen will. Im zweiten Akt kamen nach einem elenden Waffentanze, Gladiatorspiele vor, in denen Licinius (!) den Preis gewann und von Julia bekränzt wurde. In den Spielen selbst rangen die Kämpfer wie die Schifferjungen auf den Gassen von Triest, sie warfen sich sieben-, achtmal hintereinander zu Boden, daß die kurzen Leibröcke über den Köpfen zusammenschlugen, und das jubelnde Publikum über die auf sie gekehrten Hintern der Kämpfer außer sich vor Freude kam.

Jetzt ist's Nacht; das Meer rauscht still unter meinen Fenstern. Auch der Mond ist untergegangen, und nur die Sterne schauen, sich spiegelnd, in die stille See. Die Schifferjungen singen mehrstimmige Gesänge, kunstlos und zum Theil mit gellenden Stimmen, aber so rein und harmonisch, daß man staunen muß. Eine oft wiederkehrende Diskantpassage klingt äußerst lieblich. Der Gesang hört auf, ich will es auch thun und schlafen gehn.

Montags Abends schifften wir uns um acht Uhr während eines leichten Landwindes ein, der, wenn er anhielt, uns eine leidliche Reise versprach. Es war ein kleines Trabaccolo, einem Römer gehörig, das uns aufnahm. Wir betraten die Kajüte. Gott im Himmel, welch ein Ort. Höchstens sechs Fuß Länge und etwa fünf Fuß Höhe und Breite, dabei ein Theergestank zum ersticken, und zwei Betten oder vielmehr Hundepolster, auf denen wir zwei Nächte zubringen sollten, denn der Wind, der bei unserer Abreise uns zu begünstigen schien, hörte bald ganz auf, und beschränkte uns bloß auf den Gebrauch der Ruder, mit denen wir uns kaum von der Stelle bewegten. Wie unerträglich die Nacht in unserer Kajüte war, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Endlich brach der Morgen an. Taumelnd, schlaftrunken, die Eingeweide umgekehrt von dem unabläßlichen Schaukeln des Schiffes trat ich auf's Verdeck, und sah die majestätische Sonne hinter den Bergen von Istrien hervorsteigen, aber beinahe ohne

Seelenerhebung, so sehr wird das Innere durch den Körper bestimmt. So ging es fort einen langweiligen Vormittag. Mein ganzes Leben wird es mir gegenwärtig bleiben, wie wir zur Mittagszeit uns alle auf Matten aufs Verdeck lagerten und nun, den Himmel über, und die spielende See unter uns, das frugale Schiffermahl verzehrten in recht patriarchalischer Einfachheit. Endlich erhob sich ein Lüftchen. Alle Segel werden aufgespannt und jetzt ist die Spitze von Friaul erreicht und mit ihr die Hälfte des Weges. Gegen Abend erblickten wir den Glockenthurm von St. Marcus in neblichter Ferne, aber eine neue Windstille ließ uns nicht hoffen, ihn so bald zu erreichen. Noch einmal mußten wir hinab in unser Gefängniß und schlafend trug uns die Barke, wie den Ulyß in die Heimath, nach Venedig. Als wir erwachten und aufs Verdeck traten, lagen wir schon in den Lagunen, der Dogana gegenüber. Man hat oft den ersten Anblick von Venedig als so wunderbar beschrieben, ich habe es kaum so gefunden. Es hat zwar allerdings etwas Befremdendes, Häuser und Paläste gerade aus dem Meere heraufsteigen zu sehen, aber die Phantasie ersetzt leicht das fehlende Erdreich und man glaubt eben einen breiten Fluß mit vielen Inseln vor sich zu sehen. Auch fehlt es in solcher Nähe, als ich beim Anbruch des Tages die Stadt bereits sah, dem Anblick an Einheit und Umfang; in einer größern Entfernung mag das anders sein. Der erste Eindruck, den Venedig auf mich machte, war befremdend, einengend, unangenehm. Diese morastigen Lagunen, diese stinkenden Kanäle, der Schmutz und das Geschrei des unverschämten, betrügerischen Volkes geben einen verdrießlichen Contrast mit dem kaum verlassenen, heiteren Triest. Wenn man sich aber erst ein wenig erholt hat und den Totaleindruck dieser schwarzen Steinmassen gesondert auf sich einwirken läßt, dann wird man eben so ergriffen als man vorher verstimmt war. Es ist vielleicht kein Ort in der Welt, wo das Alterthum mit solcher Lebendigkeit den Menschen anspräche. Rom ist todt, ein herrlicher Leichnam, aber Venedig

regt sich noch und dehnt seine Riesenglieder zum unfreiwilligen Abschied aus dem Leben. Wer nicht sein Herz stärker klopfen fühlt, wenn er auf dem Marcusplatze steht, der lasse sich begraben, denn er ist todt, unwiederbringlich todt. Dieser Palast des Dogen, ein Bild der Republik und der Stadt, mit seinem unförmlichen Körper auf den Stützen wunderlicher Säulen und Bögen ruhend, vereinend die Starrheit in seinen ungefügen, unbeworfenen Wänden mit aller Zierlichkeit der Kunst in seinen Arkaden und Zinnen. Ich weiß nicht warum, aber mir fiel ein Krokodil ein, als ich ihn sah, obschon seine Form nicht die geringste Aehnlichkeit mit diesem Thiere hat. Was da beschlossen wird, denkt man, muß geheimnißvoll sein und klug und unerschütterlich und hart. Wie ein Räthsel sieht er aus, dieser Palast, und scheint Räthsel zu beherbergen. Auf der andern Seite die Prokuratien, schön, herrlich, aber sie gleichen andern Gebäuden, und andere Gebäude gleichen ihnen: hier wohnt das Sichtbare, in jener Höhle brütete das unsichtbare Prinzip, das sich nur bemerkbar machte durch seine Wirkungen. Als ich in der Nacht beim Mondschein in der Gondel an diesem Palast hinum fuhr, bei den Staatsgefängnissen vorbei und nun in dem durch Streiflichter manchmal unterbrochenen Schatten, welchen diese Riesengebäude einander geheimnißvoll zuwerfen, der Ponte dei sospiri über mir schwebte, über den die Staatsverbrecher einst aus dem Gefängniß zum Tod geführt wurden, da überfiel es mich mit Fieberschauer. All die Gewesenen und all die Verblichenen, all die Verfolger und Verfolgten, Mörder und Gemordete schienen aufzusteigen vor mir mit verhüllten Häuptern. Auf dieser Brücke ging Marin Falieri, ging vor ihm und nach ihm so Mancher dem Tode entgegen, und dort erwarteten sie Henker und Richter, die Menschenleiden nicht beben machte und ein Mord nicht zittern. Schaut hin Unbeugsame, Starre, Unmenschliche! Das, wofür ihr gemordet habt und gerichtet, es ist nicht mehr. In Schutt liegt eure Größe, euren Abgott hat die Zeit verschlungen, eure Thaten sind zur Fabel

geworden, und euer Streben zum Märchen. Ueber euren Gräbern wandelt eine entartete Menge, die bald den Namen vergessen wird, für den ihr starbt.

Noch einmal: Wer am Marcusplatz sein Herz nicht schlagen fühlt, hat keines. Hier die drei Säulen mit den drei Kronen der drei Königreiche, die sich dienstbar nannten der stolzen Republik, dort die Pferde, Siegeszeichen aus dem eroberten Konstantinopel, und außer jenen zwei Säulen im Canal grande das Meer, das, gebändigt, statt zu grollen, schmeichelnd die Füße leckt der es beherrschenden Stadt. Steh' auf aus dem Grabe entschlafener Doge und wirf deinen Ring hinab, deine Braut hat andere Bräutigame gefunden, seit du schläfst.

Man durchwandelt die Stadt: überall Größe, Stolz, Reichthum, Weltherrschaft. Palast an Palast, fast alle gleich gebaut. Zwei Eingänge, einer auf den Kanal, der andere ans Land. Im ersten Geschosse ein großer mit Marmor gepflasterter Saal, dessen eine Wand ganz aus Fenstern besteht, von außen mit Säulen geziert, werth breitere Straßen zu zieren, Alles düster, ernst, streng. Diese Massen tragen den Charakter der Republik. Man möchte weinen, wenn man die Namen hört und die Reste sieht. Das Hotel all' Europa, wo ich wohnte, war einst das Haus der uralten Giustiniani und in dem Saale, wo der alte Badoar seine Siegesfeste feierte, putzt der Bediente meine Schuhe und hängt meinen Rock dahin, wo sonst eroberte Fahnen hingen. Als ich in den Laden des Buchhändlers Fuchs trat, um nach etwas zu fragen, stand ich in dem Zimmer, wo Bianka Capello geboren ist, kurz, für Einen, der ein Gemüth hat, gibt's keinen zweiten Ort wie Venedig. Abends im Theater S. Simone, wo Oper war: Der erste Akt vom Barbiere di Seviglia und der zweite der Capriciosa. Die Gesellschaft ist äußerst mittelmäßig, es sang jedoch eine Madame Fodor, die im Begriffe stand, nach Paris zu gehen und die wirklich beinahe Alles übertraf, was ich bis daher gehört hatte.

Wir haben Pässe erhalten und werden morgen nach Rom abgehen, drum schnell noch im Fluge kosten, da es zum Genießen zu kurz ist.

Donnerstag am 31. Ich war auf dem torre di S. Marco. Ein herrlicher Ueberblick. Die Stadt liegt vor dem Blicke wie ein geöffneter Bienenstock voll summender Bienen (Drohnen?) und voll Zellen, aber der Honig ist ausgenommen.

Ponte di Rialto. Schön ist die Brücke nicht, wenngleich von Marmor, aber grandios, wie Alles in Venedig.

Meine Gedanken drehten sich, so lange ich in dieser Stadt bin, immer um den Palast S. Marco, ich ging daher hin, ihn von innen zu besehen. Gerichtsbehörden und Stellen haben darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen und treiben darin ihr Wesen, als ob es so sein müßte. Die Leute müssen sich offenbar nicht vor Gespenstern fürchten, sonst könnten sie nicht in diesen Sälen ihr Handwerk ausüben. In der Sala dei dieci hält der Appellationshof seine Sitzungen und die todten Doges sehn von den Wänden herab, lebendiger als die lebenden Appellationsräthe. Der Rathssaal des Dogen, ernst und würdig, die Sitze mit rothem, am Rande vergoldetem Leder beschlagen. Die Sala dei Pregadi macht eine außerordentliche Wirkung mit ihren schwarzen Tribünen und Sitzen. Hier ward der Untergang der Republik entschieden, zwischen entarteten Nobilis und ein paar Adjutanten Bonaparte's. Alle diese Zimmer sind mit unaussprechlich schönen Gemälden, vorzüglich von Paul Veronese, Titian und Tintoret verziert, die Gegenstände theils aus der heiligen, theils aus der venezianischen Geschichte genommen. Vorzüglich schön fand ich eine Verlobung der h. Katharina und eine Europa, beide, glaube ich, von Veronese.

Der Saal der Bibliothek von S. Marco zeichnet sich vorzüglich durch seine Gemälde aus der venezianischen Geschichte von den berühmtesten Meistern, durch das Paradies von Tintoret und durch eine Suite von Porträts aller venezianischen

Doges aus. Erschütternd ist die schwarze Decke, die an der Stelle des Porträts von Marin Falieri hingemalt ist, mit den Worten: Hic locus Marini Falieri, occisi propter peccata. Das Paradies von Tintoret kann mir nicht recht gefallen. Es wimmelt von Figuren, die kaum ein Ganzes ausmachen, auch kam mir die Vertheilung der dunklen und lichten Tinten widerlich vor. Die historischen Gemälde sind größtentheils vortrefflich. Ich danke Gott, daß ich kein Venezianer bin, der Anblick dieses Saales und dieses Palastes könnte einen wahnsinnig machen. Von den Antiken, unter denen eine Danae und ein Ganymed die berühmtesten sind, konnte ich dem letztern keinen Geschmack abgewinnen. Gewiß ist er aus keiner guten Zeit der Kunst, denn abgesehen von der geringen Reinheit der Form und der Ausdruckslosigkeit des Gesichts, ist auch die Idee, einen fliegenden Adler mit einem Jungen in den Klauen darzustellen, der also, als fliegend, nicht aufgestellt, sondern aufgehangen werden muß, der guten Zeit der Kunst unwürdig und vielleicht ohne Beispiel im Alterthum. Die Leda hat einen außerordentlichen, beinahe malerischen Ausdruck. Ob Correggio diese Statue gekannt hat, da er seine Leda malte? Stellung und Ausdruck haben viel Aehnliches.

Endlich die Stunde der Abreise. Nicht als ob Venedig mich nicht festgehalten hätte mit seinen Herrlichkeiten, im Gegentheile zweifle ich, ob ich je etwas sehen werde, was ich ihnen an die Seite stellen könnte, aber der Zweck meiner Reise war denn doch Rom, und die nächste Absicht, noch in der Osterwoche dort zu sein, daher war mir jede Stunde der Verzögerung eine Marter.

Endlich eingepackt, die Gondel bestiegen und verlassen die Meeresbraut mit all ihrem Schmucke.

Mit einbrechender Nacht erreichten wir Fusina und, wieder einmal festen Boden unter den Füßen, bestiegen wir freudig die vorausgesandte Kutsche zur weitern Pilgerschaft.

Nacht verhüllte rechts und links die Gegenden ringsumher,

was uns um so mehr leid that, als wir in Venedig gar Manches von den Schönheiten der Ufer der Brenta, an denen wir jetzt fuhren, gehört hatten, und herrliche Landhäuser, deren neblichte Umrisse majestätisch durch das Dunkel drangen, jene Sage in reichem Maße bestätigten.

Wie traurig, daß wir alle diese Gegenden durchfliegen mußten, die allein eine eigene Reise verdient hätten.

Endlich kündigte eine dunkel vor uns liegende Häusermasse eine Stadt an: es war Padua, das alte, berühmte Padua mit seinem Dom, mit seiner hohen Schule in all seiner historischen Merkwürdigkeit. Aber wir mußten vorüber, nur im Vorbeifliegen sahen wir die wahrhaft herrliche Domkirche, vermutheten, an einem großen, mit Arkaden gezierten Gebäude die Universität gesehen zu haben, und wieder fort, mit frischen Pferden.

Noch in der Nacht passirten wir Monselice; endlich brach der Tag an, eben als Rovigo vor uns lag. Ich schaute um mich her und schaute wieder, aber es war kein Traum. Schien es doch, als ob die Welt der Märchen wiedergekehrt wäre, und irgend ein wohlthätiger Zauberer uns in der Nacht in einen andern Welttheil geführt hätte. Auf unserer Reise bis Triest fanden wir überall noch Schnee und Winter; die See, das *ἅλς ἀτρύγετος*, bot kein Grün als das ihres Wassers, in Venedig sproßt und grünt nichts, selbst keine Bäume; nach der Ueberfahrt über die Lagunen fanden wir das Land schon in Nacht verhüllt, wir befanden uns daher mit unsern Gedanken noch im Winter, und wenn wir auch glaubten, Manches weiter vorgerückt zu sehen, als in den Gegenden, die wir verlassen, so konnte doch der Unterschied, Zeit und Entfernung betrachtet, unserer Meinung nach, nicht so groß sein. Nun stellte sich uns aber mit einemmal eine ganz andere Welt dar. Grüne Felder, von lebendigen Zäunen umfangen, mit Feigen- und Maulbeerbäumen besetzt, an denen sich festonartig Weinreben fortwanden; mit einem Worte: wir waren in Italien angelangt. Man schilt die Italiener faul; hier herum

sind sie's gewiß nicht. Man sehe diesen fortlaufenden Garten und urtheile.

Mit dem fremden Lande stimmten auch die fremdartigen Menschen überein.

Jede Spur von Deutschheit war von hier an verschwunden. In übergeschlagene Mäntel eingehüllt, den breitgekrämpten Hut in die Augen gedrückt, schritten die Menschen auf der Straße einher, oder fuhren auf Kariolen mit zwei Rädern, die fast wie Schlafsessel aussahen und pfeilschnell dahinflogen, oder ritten, meistens auf Maulthieren oder Eseln, welches letztere auf uns Deutsche einen besonders komischen Eindruck macht, zumal wenn die Esel klein sind und die Beine des stämmigen Reiters beinahe auf der Erde nachschleppen. In Rovigo kehrten wir zuerst in einem Wirthshause auf ächt italienische Weise ein. Luftige Zimmer, mit Ziegelsteinen gepflastert, zweischläfrige Betten, Kamin statt des Ofens, Fenster und Thüren verwahrlost. Zum Frühstück: Frittata in Oel gebacken, mit geriebenem Käse bestreut, süßlichen Landwein, elendes, schlechtgebackenes Brod mit Käse, zum Beschluß getrocknete Feigen.

Nun ging es fort von Rovigo nach Polesella mit vortrefflichen Postpferden durch schöne grünende Wiesen und Felder. Endlich zeigte sich von ferne ein Gewässer, es war der Po, der hier die Grenze zwischen dem venezianischen und päbstlichen Gebiete macht. Mit klopfendem Herzen betrat ich die Fähre, die bei Ponte di lago Scuro uns und unsern Wagen ans jenseitige Ufer brachte: obschon noch so fern von Rom, betraten wir doch nun zum ersten Male das Gebiet, das demselben Herrn gehorcht. Am jenseitigen Ufer wimmelte Alles von Menschen. Weiber, die wuschen, Zollbeamte und Fuhrleute, die fluchten und schrieen, dazwischen schwarze Schweine und Esel, die ohne Führer frei herum gingen, ihr Futter zu suchen, und die bei ihrer Menge einem manchmal glauben machten, man sei in Swifts Lande der Hauyhnhnms angelangt. Auch an päbstlichen Soldaten fehlte es nicht, die,

ganz hübsch montirt, viel besser aussahen, als ich sie mir vorgestellt hatte, und das pax auf den rings herum hängenden päbstlichen Wappenschildern zu erfordern schien. Die Zollbeamten waren so höflich, als man es nur irgend wünschen kann, und ein Korporal der päbstlichen Soldaten schlug hochherzig ein Dreipaolistück aus, das ich ihm für seine Mühewaltung bei Untersuchung der Pässe anbot. Ich weiß nicht, entstand dieses Ablehnen aus wirklicher Großmuth, oder genirte er sich vor den Beamten, die rings herum standen, so viel ist gewiß, daß ich etwas Aehnliches in ganz Italien weder beim Militär noch Civil erlebt habe.

Während des Umspannens unterhielt ich mich mit einem engelschönen Kinde, das mich angenehm erinnerte, daß ich mich dem Lande näherte, wo Raphael die Urbilder zu seinen Madonnen und Christuskindern gefunden hatte.

Hier hatten wir zum ersten Male Gelegenheit, uns von der Vortrefflichkeit der römischen Posten zu überzeugen. Schon im Venezianischen waren wir, in Vergleich mit den deutschen Posten, herrlich gefahren, aber wie man im Römischen dahinfliegt, davon hat man keine Vorstellung. Der Postillon sitzt nie auf dem Kutschsitze, sondern reitet, auch bei zwei Pferden, beständig. Von da herab setzt er mit einer kurzen Peitsche und unter fortwährendem, aufmunterndem Geschrei den Thieren unaufhörlich zu, so daß wir einmal, aus Mitleid mit den Pferden und aus Besorgniß, den Wagen zu zerbrechen, den Postillon auffordern mußten, langsamer zu fahren. Immer geht's in Galopp oder wenigstens in scharfem Trab. So angenehm das übrigens für den Reisenden ist, so gereicht der Grund dieses Eilens den römischen Postknechten eben nicht zur Ehre. Es ist nämlich nur auf das Trinkgeld abgesehen. Um einen Paolo mehr zu erhaschen, martert der Kerl seine Pferde, daß man Mitleid mit ihnen haben muß, indeß der deutsche Postillon seinen letzten Bissen Brod mit seinen Thieren theilt und durch kein Trinkgeld vermocht werden könnte, sie in Gefahr zu setzen.

Die Schönheit der Gegend von Ferrara ist unbeschreiblich. Ueberall Wiesengrün und Blüthen-Roth und -Weiß, dabei die herrliche, gepflasterte Landstraße. Man fühlt sich sehr glücklich da. Das Schloß, groß und alterthümlich, voll Spuren ehemaliger Pracht, ist dasselbe, in dem Tasso lange lebte, liebte und litt. Ich fragte mehrere Personen nach dem Gefängnisse, in dem er gesessen und das noch zu sehen sein soll, aber Niemand wollte etwas davon wissen. Einer meinte sogar, ich irre: Nicht Tasso, Ariost sei der Gefangene gewesen, den eigentlichen Ort aber wisse er nicht. Ich muß zur Ehre Italiens bekennen, daß mir eine ähnliche Unwissenheit einheimischer Denkwürdigkeiten in dem ganzen Lande nicht wieder vorgekommen ist. Das Mittagsmahl, das wir hier einnahmen, zeichnete sich durch Ungenießbarkeit von allen bisher genommenen aus, was in der That viel sagen will. Nicht einmal der Kalbsbraten, an dem ich mich entschädigen wollte, war zu essen. Man hatte ihn nämlich mit Rosmarin gespickt und man hätte ihn fast als Brechmittel gebrauchen können. Die Kaufleute in Ferrara brachten uns übrigens keine sehr vortheilhafte Meinung von der Gefälligkeit der Einwohner bei. Wir wollten zu unserem Reisegebrauche hier römische Münze einwechseln, aber, trotzdem, daß der Maire, an den wir adressirt waren, sich alle Mühe gab, wollte keiner der häufigen Wechsler sich zu der kleinen Gefälligkeit bequemen! Am Eingange des Schlosses stand ein Soldat in päbstlicher Uniform, der sich durch erbärmliche Haltung besonders auffallend machte. Der Maire, der mein Erstaunen bemerkte, versicherte, daß diese Soldaten nur auf den Tag aufgenommen würden, daher man sich über ihr schlechtes Aussehen nicht wundern müsse. Mir däuchte der Grund beinahe noch wunderlicher als die Sache selbst.

Die nächsten Stationen, Malalbergo und Capo d'Argine zeichnen sich durch nichts als durch ihre geringe Fruchtbarkeit, verglichen mit der Gegend vor Ferrara aus.

Rom.

[illegible] sich die Nähe der [illegible] Unfruchtbare, dürre [illegible] Versuchen, jagen [illegible] Gemälde ist ein [illegible] ein Greis. Man [illegible] Gefolges das [illegible] zu beiden Seiten der [illegible] zu Schlupfwinkeln diente. [illegible] noch trauriger. [illegible] Ueberreste [illegible] Sonne getrocknet, [illegible] kommen mit dem armen [illegible] Vergänger ge[illegible] Schneidend ist der Contrast [illegible] Flaminia, auf der man [illegible] wie reich und [illegible] Straßen bauen [illegible] auf der Straße, [illegible] jedem Hügel [illegible] hervorragen zu sehen.

[illegible] der Peitsche vor sich [illegible] Horizonte zeigte sich [illegible] die Peterskirche.

Wenn man Lust hätte, Vergleichungen anzustellen, so würde man sagen, St. Stephan in Wien sei eine Kirche für deutsche, St. Peter in Rom eine für italienische Andacht.

Ich finde St. Peter auf allen bildlichen Darstellungen bei Weitem erhabener, als beim ersten Anblick in der Wirklichkeit. Diese Kirche hat von außen den Hauptfehler, daß es keinen Totalüberblick davon gibt. Bevor man die Colonnaden erreicht hat, sieht man diese nicht, sondern bloß die Kirche, weil elende Häuser die erstere verdecken; hat man aber einmal die Colonnaden erreicht, so muß man nicht bloß vor sich blicken, sondern auch um sich, und hat somit keinen Gesammtüberblick mehr. Auch machen die ungeheuren Verhältnisse, in denen diese Kirche gebaut ist, daß man nur durch Vergleichungen mit daneben befindlichen Gegenständen sich die eigentliche Größe derselben versinnlichen kann. Nach einer solchen Vergleichung ist es aber denn auch natürlich schon um das Erhabene des Eindrucks geschehen, das als ein Unermeßliches erscheinen muß und daher durch Messen verloren geht. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Innern. Hier geben die Statuen und Verzierungen schon beim ersten Anblick unwillkürlich einen Maßstab zur Vergleichung, und daher verfehlt auch das Innere seine Wirkung nicht. Wenn man auch der Peterskirche als Kirche etwas vorziehen könnte, so kann man es doch nicht als Gebäude.

Es ist schauerlich, wie dieses Gebäude mit dem Himmel durch seine Kuppel und mit der Unterwelt durch das Grab der Apostel Peter und Paul zusammenhängt, das gerade unter der Kuppel auf geheimnißvollen Treppen unter die Erde hinabsteigt. Daß dieses Grab eine Treppe tief, statt mit einer Thür, mit einem goldenen, aber nur halb durchsichtigen Gitter verschlossen ist, zeigt, wie Diejenigen, die die Kirche bauten, wußten, wie auf das Gemüth des Menschen gewirkt werden muß.

Von allen Osterfestlichkeiten, die ich bisher gesehen, hat keine so sehr auf mich gewirkt, als die Austheilung des päbstlichen Segens vom Altan der Peterskirche. Der ungeheure

Altan, dunkelroth ausgeschlagen, mit einer Reihe von Kardinälen besetzt, von denen jeder für sich schon aussieht wie ein König, und nun, über all diesen Königen in Purpur hoch erhaben, auf seinem weit hervorragenden Throne der Pabst in vollem Schmuck, mit ausgestreckter Hand den Segen spendend orbi et urbi, Alles niedergeworfen, er allein, ein Gott, thronend hoch über Allem — ich werde den Augenblick nie vergessen.

Man lacht über die Rüstungen der Schweizer am Osterdonnerstag: ich finde die Beibehaltung des Alterthümlichen gerade hier sehr an seinem Platze. Sehr gut sehen die Kerls darin aus, die sonst so ziemlich Hanswursten gleichen; und wäre ich ein Maler, ich würde nicht versäumen, den alten, beinahe achtzigjährigen Schweizer-Cameriere des Pabstes, der die Aufsicht am Eingang der Sixtina hat, zu malen in seinem Harnisch und grauseidenen Kleide. Er sieht aus wie ein Zurückgekommener aus dem dreizehnten Jahrhundert.

In Rom ließ ich mir ein Beinkleid machen. Der Schneider, ein Lombarde, versicherte auf meine Ausstellungen, daß der Kasimir dazu von der feinsten Gattung sei. Ich äußerte meine Zweifel. Glauben Sie etwa, ich wolle Sie hintergehen? rief er: ich bin kein Römer! Als ich mich weiter mit ihm ins Gespräch einließ, versicherte er, er könne keinen Römer als Gesellen brauchen, i Romani sono tutti ladri, meinte er.

Ostermontag. Wir hatten uns mit Meyern, dem Verfasser der Dianasore, verabredet, die Reste des Forums zu besehen. Um 9 Uhr Morgens fanden wir uns beim Bogen des Septimius Severus unterm Capitol. Dieser Bogen ist nebst dem des Constantinus beinahe das besterhaltene unter allen Denkmälern der Vorzeit. Von beiden diesen Bogen gilt fast das Nämliche: was daran aus früherer Zeit und von andern Denkmalen, besonders von denen des Trajan geraubt ist, kann man wohl vortrefflich nennen, die zeitgenössische Arbeit daran ist schlecht, wie z. B. die Siegesgöttinnen am Bogen des Constantin und die meisten Basreliefs mit Aus-

nahme der obersten, die eben aus dem Bogen Trajans genommen sind. Die Tempel des Jupiter tonans und stator bestehen nur noch in einigen Säulen. Was uns in Rom am Meisten auffiel, war die ausnehmende Kleinheit aller öffentlichen Gebäude. All diese Werke, die sich die Phantasie als so groß vorstellt, waren, aus dem Raum zu schließen, der von einer Ruine bis zur andern geht, nur äußerst klein, und demungeachtet mußte wegen ihrer Menge das Forum so mit Gebäuden überladen sein, daß man kaum an ein gutes Aussehen desselben glauben kann. Hiezu kommt noch, daß die Gebäude offenbar ohne Symmetrie unter sich hingepflanzt waren; mit Einem Wort, man kann sich keine klare Vorstellung machen, wie Das je schön sein konnte.

Der Vorwurf der Kleinheit, den man den ältesten Bauwerken mit Grund machen kann, trifft keineswegs die Gebäude, welche die spätern Zeiten hervorgebracht haben. Der Tempel des Friedens, von Titus erbaut, von dem nur noch die Reste der hinteren Hälfte stehen, ist ein ungeheures Gebäude mit seinen drei mächtigen Hallengewölben und den Spuren einer Colonnade, die sich von außen herum zog. Constantin ließ das Ganze in eine Kirche umgestalten, und man hat Gelegenheit, durch Vergleichung des von ihm in die mittelste Halle hinausgebauten Ausbuges die Verschiedenheit der Zeitalter in der Verschiedenheit der Arbeit zu beobachten.

Der Tempel der Sonne und des Mondes, oder der Roma und Venus, die mit einander vereinigt waren, steht nur noch mit halben Kuppeln.

Die Säule des Phokas ist ganz aus ältern Monumenten zusammengestohlen.

Die ungeheuren Mauern des Tempels des Antonin und der Faustina hat man benützt, um eine Kirche des heiligen Lorenz daran zu flicken, die jetzt Antonins herrliche Säulen unwillig schmücken. Dieses Gebäude zeichnet sich noch vorzüglich durch sein vortrefflich gearbeitetes Säulengebälke aus.

Der Bogen des Titus, der einfachste von allen, mit herr-

lichen Basreliefs, worunter der heilige Leuchter von Jerusalem bemerkbar ist.

Von hier gingen wir in die Bäder des Titus, eine unförmliche wildbewachsene Steinmasse. So bewunderungswürdig alle diese Gebäude, besonders der spätern Zeit sind, so ist doch ihre Größe eine barbarische, und man kann nicht verkennen, daß sie von Despoten gebaut sind. Das dringt sich Einem schon hier in den Bädern des Titus auf, noch mehr aber in den Kaiserpalästen. Hohe, aber enge Kammern und Gänge, ohne Fenster, ohne Licht, die sich schweigend winden durch die Nacht; ein lebensfroher Grieche hätte es darin gewiß nicht aushalten können. Zeigen auch diese Höhlen wilder Thiere jetzt noch Spuren kunstreicher Verzierungen, so ist doch auch die Art, wie sie angebracht sind, barbarisch. Ungeheuer hohe Gänge sind an der Decke mit Bildchen bemalt, die man in der Hand halten müßte, um sie betrachten zu können. Dort oben verschwinden sie beinahe zu unförmlichen Farbenpunkten. So mißbraucht die Kunst nur ein Tyrann, und war Titus auch keiner de facto, so war er doch einer de jure, sein Zeitalter war so, wenn auch er nicht.

Der Umfang dieser Bäder ist über allen Begriff. Man hat nur den kleinsten Theil davon aufgegraben, und davon kann man auf das Uebrige schließen. In diesen Bädern ist der herrliche Laokoon gefunden worden.

Ein lebhaftes Bild der römischen Größe, so daß die Phantasie dadurch wirklich erweitert wird, gibt unter allen hiesigen Denkmälern alter Zeit beinahe allein das Colosseum. Herrlicheres kann man nicht mehr sehen. Dieses wird besonders in Rom klar, wo man so viele vorzügliche Gebäude sieht, und doch verschwinden alle in nichts vor diesem Coloß. Es ist interessant, eine Vergleichung zwischen dem Eindruck anzustellen, den die noch ungeheurere Peterskirche macht, gegen den des Colosseums. Wenn man in Rom ausspricht, daß die Peterskirche beim ersten Anblick nur eine mäßige Idee von Größe erwecke, so pflegt man gewöhnlich zu sagen: das rühre

von den richtigen Verhältnissen her, in denen sie gebaut ist. Aber ist es denn das Colosseum in minder richtigen? und doch erscheint es beim ersten Anblick als ein Großes, indeß man die Peterskirche mehrere Male sehen und erst Vergleichungen anstellen muß, um sie ganz zu würdigen. Meiner Meinung nach rührt diese Verschiedenheit nicht von daher, daß die Peterskirche in richtigen, sondern daß sie in ungeheuern Verhältnissen gebaut ist, das Colosseum aber nur in großen. Diese fünf Reihen Bogen übereinander, deren jeder sich sogleich als sehr groß darstellt, machen mich die Größe des letztern beim ersten Blick erkennen; wer sagt mir denn aber bei der Peterskirche, wie hoch diese einzige Säulenreihe sei, welche das Gebälk trägt? Erst wenn man die Entfernung des Petersplatzes praktisch erfahren hat, bewundert man die Kirche, und man muß die Größe herausrechnen, statt sie anzuschauen.

Wendet man sich nun hinüber gegen den palatinischen Berg, so hat man von den Stufen der Basilica St. Gregorio den herrlichsten Anblick der Kaiserpaläste, die sich in mannigfachen, über einander gethürmten Mauern und Wölbungen auf jenen Hügel hinüberziehen. So ungeheuer diese Masse von Gebäuden ist, an der fast alle Kaiser der frühern Zeit gebaut haben, so genügte sie doch dem nach Betäubung und Sinnenberauschung haschenden Nero nicht. Sein goldenes Haus füllte nebst dem palatinischen Hügel auch das Thal zwischen diesem und dem esquilinischen und bedeckte sogar noch diesen letzteren, wo in der Folge Titus seine Thermen hinsetzte.

Auf dem Wege zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel hin liegen rechts die Trümmer des Circus maximus, an denen nichts mehr zu erkennen ist. Weiterhin, auf der Via di S. Sebastiano findet man die Thermen des Caracalla. Staunend betrat ich sie. Eine Reihe von einst gewölbten Hallen, jede so groß, daß sie für sich ein bedeutendes Gebäude ausmachen würden, ziehen sich an einander hin. Ueberall ungeheure Massen, überall Spuren von Pracht, an den noch hie und da mit Marmor bedeckten Gewölben, an

Rom.

Beinahe schon hinter Viterbo kündigt sich die Nähe der Priesterstadt auf eine traurige Art an. Unfruchtbare, dürre Heiden, ohne Kultur, ohne Wohnung, ohne Menschen, sagen vernehmlich: hier ist ein Wahlreich, und der Gewählte ist ein Priester, und dieser Priester ist gewöhnlich ein Greis. Man hatte wegen der Reise des Kaisers und seines Gefolges das Gesträuche weghauen lassen, das sonst zu beiden Seiten der Straße stand, weil es den Räubern zu Schlupfwinkeln diente. Dadurch aber ward die Gegend noch kahler, noch trauriger. Den Gipfel zu alle Dem setzen noch die zerrissenen Ueberreste von Räubern und Mördern auf, die, an der Sonne getrocknet, rechts und links an der Straße baumeln und dem armen Reisenden die Stellen bezeichnen, wo seine Vorgänger geplündert und ermordet worden sind. Schneidend ist der Contrast dieser Oede mit der herrlichen Via Flaminia, auf der man fährt und die auf jedem Schritte erinnert, wie reich und glücklich einst Gegenden waren, wo man derlei Straßen bauen konnte. Mit einem eigenen Gefühl fährt man auf der Straße, auf der einst römische Heere zogen, und hinter jedem Hügel glaubt man beinah Helme und Spieße hervorragen zu sehen.

Endlich hielt der Postillon, wies mit der Peitsche vor sich hin und sagte: ecco la città, und am Horizonte zeigte sich ein ferner grauer Punkt, und es war die Peterskirche.

Wenn man Lust hätte, Vergleichungen anzustellen, so würde man sagen, St. Stephan in Wien sei eine Kirche für deutsche, St. Peter in Rom eine für italienische Andacht.

Ich finde St. Peter auf allen bildlichen Darstellungen bei Weitem erhabener, als beim ersten Anblick in der Wirklichkeit. Diese Kirche hat von außen den Hauptfehler, daß es keinen Totalüberblick davon gibt. Bevor man die Colonnaden erreicht hat, sieht man diese nicht, sondern bloß die Kirche, weil elende Häuser die erstere verdecken; hat man aber einmal die Colonnaden erreicht, so muß man nicht bloß *vor* sich blicken, sondern auch *um* sich, und hat somit keinen Gesammtüberblick mehr. Auch machen die ungeheuren Verhältnisse, in denen diese Kirche gebaut ist, daß man nur durch Vergleichungen mit daneben befindlichen Gegenständen sich die eigentliche Größe derselben versinnlichen kann. Nach einer solchen Vergleichung ist es aber denn auch natürlich schon um das *Erhabene* des Eindrucks geschehen, das als ein Unermeßliches erscheinen muß und daher durch Messen verloren geht. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Innern. Hier geben die Statuen und Verzierungen schon beim ersten Anblick unwillkürlich einen Maßstab zur Vergleichung, und daher verfehlt auch das Innere seine Wirkung nicht. Wenn man auch der Peterskirche als *Kirche* etwas vorziehen könnte, so kann man es doch nicht als *Gebäude*.

Es ist schauerlich, wie dieses Gebäude mit dem Himmel durch seine Kuppel und mit der Unterwelt durch das Grab der Apostel Peter und Paul zusammenhängt, das gerade unter der Kuppel auf geheimnißvollen Treppen unter die Erde hinabsteigt. Daß dieses Grab eine Treppe tief, statt mit einer Thür, mit einem goldenen, aber nur halb durchsichtigen Gitter verschlossen ist, zeigt, wie Diejenigen, die die Kirche bauten, wußten, wie auf das Gemüth des Menschen gewirkt werden muß.

Von allen Osterfestlichkeiten, die ich bisher gesehen, hat keine so sehr auf mich gewirkt, als die Austheilung des päbstlichen Segens vom Altan der Peterskirche. Der ungeheure

hier —. Canova's Bilder sind schön, aber todt und nebstdem so behandelt, daß mir dabei immer der Simson einfiel, den ich in der Osterwoche hier in einem Laden sah und der höchst kunstreich aus — Butter gemacht war. Dagegen Thorwaldsen. Ich habe keine seiner ganz fertigen Statuen gesehen, und ich weiß daher nicht, ob er in der Vollendung des mechanischen Theils der Arbeit seinem Nebenbuhler gleich kommt — und eine Statue in seinem Studio, von der mir die Gehülfen sagten, es fehle nichts als die Politur, schien diesen Zweifel eher zu bekräftigen, als zu heben — aber was die edle Form, die Belebung des Todten und die Composition betrifft, hierin steht meiner Meinung nach Thorwaldsen weit über Canova. Da ist ein Ganymed, der den Adler trinken läßt. Die Formen schmächtig, jugendlich, beinahe dünn, und doch wie reizend, gerade durch diese keusche Behandlung reizend. Welche himmlische Unschuld in dem ganzen Knaben, der auf nichts anders denkt, als sein Geschäft, und in genügsamer Geduld wartet, bis das gierige Thier genug getrunken hat. Und dagegen der Adler mit seinem gierigen Auge, als ob er Trank, Schale und Knaben mit einem Zuge verschlingen wollte, in herrlichem Contraste mit dem sanften Kinde. — Ein anderer Hirtenknabe, wahrscheinlich auch ein Ganymed, mit der Rechten seinen Fuß nachlässig umfassend, die Linke hinter sich aufgestemmt und unschuldig, halb gedankenlos vor sich hin in die Welt blickend, weicht dem andern an Schönheit kaum. Ich habe durchaus in meinem Leben nichts gesehen, was in dieser Gattung jenen beiden Statuen die Wage halten könnte. — Eine Venus mit dem Apfel, unbeschreiblich reizend. — Ein Antinous, vielleicht weniger vollendet, eben so ein Amor mit dem Pfeil. Herrlich wieder eine in köstliche Falten gehüllte Tänzerin. Alles Andere aber übertreffen die Basreliefs. Da ist ein Herkules, gegenüber einer Hebe, im herrlichsten Contraste. Bemerkt man gleich, daß der Bildner des Werkes den farnesischen Herkules gesehen hat, und ist vielleicht auch mit Rücksicht auf diesen der Nacken des Unbändigen

zu stark gerathen, so kann man doch der kühnen, übermenschlichen Form seine Bewunderung nicht versagen. Briseis, die Agamemnons Herolde dem Achill entführen; der eine Herold hat das Mädchen angefaßt, die, mit Zögern ihm folgend, den traurigen Blick zurückwendet nach dem blühenden Bettgenossen. Dieser sitzt herrlich auf einem Stuhle in der linken Ecke des Bildes, die linke Hand krampfig auf die Brust gepreßt. Vielleicht wäre übrigens, bei aller Vortrefflichkeit dieser Figur, mehr Zorn und weniger Schmerz besser gewesen. Beinahe wird er von dem im Vorgrunde stehenden Patroklus verdunkelt. Oder wäre die Bedeutung der Figuren umgekehrt, dann wäre der Schmerz der sitzenden Figur zu heftig; so trauert man nur über eigenen Verlust. Alles Andere übertrifft der Triumphzug des Alexander, ein Basrelief, dergleichen ich kaum unter den Antiken gesehen habe. Diese Krieger, immer verschieden und nur an Schönheit sich gleich, diese Pferde, diese Kinder voll unschuldiger Bewußtlosigkeit, diese Viktoria, diese Griechen, diese Perser — was helfen die Worte, wo man kaum dem Sehen traut.

Ich war im Theater el nobile teatro di Pordenone. Man gab eine Oper Isabella e Florange mit Musik von Pacini, dann ein Schauspiel, dessen Namen ich vergessen habe. Ich hatte gehofft, daß man wegen Anwesenheit des östreichischen Hofes sich doch ein wenig ins Zeug werfen und den übeln Ruf zu widerlegen suchen würde, in dem das römische Theater in ganz Italien steht, aber vergebliche Hoffnung. Schon die Anordnung der aufzuführenden Stücke war sonderbar. Erst kam der erste Akt der Oper, dann ein Aufzug des Drama, hierauf die Fortsetzung der Oper, so daß der Rest des Schauspiels den Beschluß machte. Das Ding ging erst alle due di notte, d. h. gegen neun Uhr, an und dauerte daher wahrscheinlich bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht, wenigstens war, als ich in der Hälfte der Vorstellung, ermüdet und halb

todt vor Langweile, das Haus verließ, eilf Uhr schon vorüber. Die Oper war wirklich elend: gewöhnliche italienische Musik, von einem höchst zahlreichen Orchester mittelmäßig ausgeführt. Unter den Sängern war noch ein Herr Bottari am Erträglichsten, der einen eindringlichen Baß sang, sich aber zuweilen durch das Bestreben, die Stärke seiner Stimme zu zeigen, zu höchst ohrenzerreißenden Anstrengungen hinreißen ließ, wobei besonders lächerlich anzusehen war, wie er sich zu jeder Passage aufblies, wie der Frosch in der Fabel. Die Prima Donna ein dürres, widerliches Geschöpf ohne nur irgend ausgezeichnete Stimme oder Vortrag. Der Buffo unergötzlich bis zur Widerwärtigkeit. Die Krone von Allem aber war der erste Tenor. Gebaut wie ein Lastträger, die emporgehobenen Schultern beinahe zum Buckel mißstaltet, den Kopf hinabgedrückt, das Gesicht ein Gemisch von Rohheit, Häßlichkeit und Stupidität, dabei in ein pomeranzenfarbiges Gewand, mit brennend blauer Leibbinde und goldenen Tressen auf den Nähten gekleidet, machte er einen wahrhaft unausstehlichen Eindruck und glich auf ein Haar dem Prinzen Höckerich im Feenmärchen. Ihn als kampfgerüsteten Ritter bei dem vorkommenden Lumpenturnier am Schluß des ersten Akts zu sehen, war wirklich merkwürdig. Zu Dem allem noch die Dekorationen elend, die Kleidung geschmacklos und lumpenhaft, die Chöre schwach und schlecht, Aufzüge und Komparsen so erbärmlich, daß es vielleicht kaum in dem geringsten Landstädtchen in Deutschland ärger sein kann. Mehr unterhielt mich das recitirte Stück, halb Lustspiel, halb Drama von der empfindsamen Art, wo eine Amerikanerin, von ihrem Gatten verlassen, als Kammermädchen in das Haus der Geliebten ihres Treubrüchigen sich einschleicht und mit Hülfe eines gutherzigen Murrkopfes von Oheim Alles wieder ins Geleise bringt. Hier sah ich zum ersten Mal die Schauspielkunst des eigentlichen Italiens. Außerordentlich sprechend war jede Bewegung des alten Onkels. Keinen Augenblick ruhte das Mienenspiel seines ausdrucksvollen Gesichtes, und in alledem

war unleugbar viele Wahrheit, obgleich italienische Wahrheit, die einem Deutschen leicht an Karikatur zu streifen scheinen konnte. Die verkleidete Gattin ward in dem gefälligen Theil ihrer Rolle recht verdienstlich, in dem ernsthaften aber mit all dem Pathos und der Heftigkeit dargestellt, die den Italienern so geläufig ist. Das Uebrige war schlecht. — Artig ist das Innere des Theaters mit sechs Reihen verschiedenartig gezierter Logen übereinander, und das Publikum benahm sich ziemlich gut, indem es während der Recitative, statt zu schreien, laut zu sprechen sich begnügte. Es ist bei den hiesigen Theatern noch eine eigene Einrichtung, die mir nicht übel scheint. Sowohl Logen als Parterre haben keinen bestimmten Preis, sondern das Eintrittsgeld richtet sich nach dem Maße der Neuheit oder Beliebtheit des gegebenen Stückes oder der auftretenden Künstler. Auf diese Art bezahlen die ersten Abende immer die Hauptauslagen, und auch in der Folge wird das Theater wegen des niedrigeren Preises, nie zu leer.

Die Römer sind bis zu einem unglaublichen Grade kindisch. Nicht allein, daß man Erwachsene allenthalben Spiele treiben sieht, die bei uns nur Knaben vergnügen; auch Leute von Distinktion bleiben stehen, wo dergleichen gespielt wird, und nehmen den lebhaftesten Antheil an dem Gange und dem Ausschlage der Kinderei. So sah ich heute einen Haufen Trasteveriner auf dem Petersplatze ein Spiel treiben, das darin bestand, daß Einem die Augen verbunden wurden und er so blindlings versuchen mußte, den Obelisk zu finden. Die bärtigen Kerls geberdeten sich alle wie besessen mit Jauchzen und Schreien, ja selbst Abbate's, die dabei standen, hüpften vor Lust und riefen ihr: tocca, tocca! so gut als die Andern.

Wir hatten unsere Reise auf Kosten aller Bequemlichkeit, ja selbst des Vergnügens und der Gesundheit beschleunigt, um noch zu den Feierlichkeiten der Osterwoche in Rom zu sein, da wir uns nicht anders vorstellen konnten, als daß

dieselben in der Metropole der katholischen Christenheit von außerordentlicher Wirkung und Erhabenheit sein müßten, worin wir auch durch Erzählungen und Beschreibungen früherer Reisender bestärkt wurden. Hierin fand ich mich meines Theils ziemlich getäuscht. Alle Ceremonien der Charwoche, an sich rührend und erhaben, haben durch die Länge der Zeit und die abstumpfende Macht der Gewohnheit von Seite der mitwirkenden Personen so sehr alle Bedeutenheit, so allen Geist verloren, daß sie mit wenigen Ausnahmen sich beinah komödienmäßig ausnehmen. Dazu kommt noch, daß der Zweck, zu verblüffen, zu blenden, auf den Haufen zu wirken, größtentheils so grell hervorsticht, daß an irgend eine Erbauung kaum zu denken ist. Dieß war besonders der Fall mit der Pontificalmesse des Pabstes in der Peterskirche am Ostersonntag. Ich hatte einen sehr guten Platz auf einer Tribüne gewonnen, wo ich der in Andacht versunkenen Kaiserin gerade gegenüber war und den Pabst kaum dreißig Schritte vor mir hatte. Der Einzug, in welchem derselbe auf Menschenschultern, die Tiara auf dem Haupte, in ein weißes, mit Gold gesticktes Gewand gekleidet, durch die ungeheuren Hallen der Peterskirche herumgetragen wird, während Alles auf die Knie fällt, hat etwas Erhebendes, das durch die ehrwürdige, geistvolle, durch Jahre und Leiden gebeugte Gestalt Pius' VII. sehr vermehrt wird und es noch mehr werden würde, wenn die häufigen Kreuzeszeichen langsam und weit vor sich hin, statt schnell und mit kaum vom Leibe getrennter Hand gemacht würden. Hinter dem Hochaltar wird der Tragthron niedergesetzt, worauf sich der Pabst zum Gebet niederwirft und nach vollbrachter Andacht, von zwei Kardinälen geleitet (Consalvi und Ruffo), den auf mehreren Stufen erhobenen Thron besteigt, indeß der ihn umgebende Haufe von Kardinälen und Prälaten sich zu beiden Seiten reiht. Das macht sich schön, wenn gleich der Verstand sich zuzugeben sträubt, daß der oberste Priester der Gottheit, statt als servus servorum ein Beispiel der Demuth zu geben, sich selbst als einen Götzen

hinstellt, nicht minder hoch und glänzend auf seinem Thron, als der Gott gegenüber auf seinem Tabernakel. Wenn nun aber erst die langen und langweiligen, ohne Geist und Bedeutung abgehaspelten Ceremonien der Pontificalmesse beginnen, während welcher die Kardinäle und Prälaten wie Gassenbuben sich auf die Stufen des Thrones halb hinsetzen und halb legen, wenn man in die geistlosen Gesichter dieses Kirchenpöbels schaut, der da mitspielt, weil er seinen Antheil am Gewinn zieht, so eckelt Einem, und selbst der würdige Anblick des Pabstes kann die widrige Empfindung nicht zerstreuen. Wie da die Ceremonienmeister herumlaufen, gleich als wäre der Dom ein Gesellschaftssaal, wie Alles sich marionettenmäßig bewegt. Pfui! — Ich wollte, man hätte uns auf den Posten die Pferde hartnäckiger verweigert, als man that, damit ich erst nach der Osterwoche nach Rom gekommen und mir der Anblick solcher Entwürdigungen erspart worden wäre. Mit all diesen Ceremonien stimmt der Anblick des Innern der Peterskirche ganz überein. Dieses Gebäude ist durchaus mit keiner Kirche, sondern etwa mit den Rittersälen in den Schlössern unsrer Fürsten zu vergleichen. Ungeheuer, hell, geschmückt, ist Pracht und Majestät der erste Eindruck, den sie erweckt. Kein Betstuhl, kein Winkel, wo bescheidene Andacht sich zurückziehen könnte, um von Niemand gesehen zu werden, als von Gott. Wie in Rom Abbate's die Stelle von Kammerherrn und Pagen vertreten, so muß die Peterskirche statt des Prunksaales dienen. Es bleibe daher jeder Andächtige fern und gönne seinen Platz dem Neugierigen.

Ich habe Maffei's Merope im Theater Pordenone aufführen gesehen. Die Raserei, mit der diese Italiener tragiren, ist unbeschreiblich. Die Königin geberdete sich wie eine Megäre und schrie zum Zerplatzen. Wenn vom Niederstürzen die Rede war, so wirbelte sie blitzschnell die Arme und geballten Fäuste übereinander, wie man wohl in der outrirten Balletmanier

zu thun pflegt. In der höchsten Wuth griff sie mit den Fingern in die Augen, als ob sie sich die Augäpfel ausreißen wollte. — Obgleich auch häufig bis zur Karikatur heftig, zeigte doch der Schauspieler, der den Aegisth gab, unverkennbare Spuren von Talent. Der Ton einer jugendlichen Unschuld gelang ihm manchmal vortrefflich, und in der Scene, wo er das Geheimniß seiner Abkunft erfährt, riß er hin. Herrlich gebaut und mit einem ausdrucksvollen Gesichte, bot jede seiner Stellungen ein Modell für den Maler, besonders da auch seine Kleidung, weit entfernt von den knappen Jacken, in denen wir unsere Griechen gleich Bäckerjungen auftreten lassen, sehr gut gewählt war. Die übrigen Mitspielenden waren schlecht, hatten aber durchaus gut memorirt und spielten in den Ensembles rasch und gut zusammen.

Die Musik in der Sistina bei den Metten in der Charwoche hat wirklich etwas Außerordentliches. Ohne Instrumentalbegleitung wird sie bloß von Männerstimmen ausgeführt, die durchaus vortrefflich sind und worunter Diskant und Alt von Kastraten gesungen werden. Der Gesang dieser Letztern verstärkt durch sein Sonderbares, Eindringliches die Wirkung ungemein. Den Anfang machen Psalmen in dem sogenannten canto fermo, die, so schön sie in ihrer Art sind, doch durch ihre Länge ermüden und zuletzt bei dem ungeheuren Gedränge, in dem man gequetscht dasteht, beinahe widerlich werden. Nun ist das letzte Licht an dem großen Leuchter verlöscht, die Psalmen verklingen, und es wird still in der Kapelle, die während dem immer dunkler und dunkler geworden ist, mit Ausnahme des vergitterten Chors, der, beleuchtet, allein noch sparsames Licht ausstreut. Da — nach einer langen Stille, klingt auf einmal ein jammernder, schneidender Diskantton durch das Schweigen, und — das Miserere beginnt. Diese Verkettung der Töne, diese langsame zögernde Auflösung der disharmonischen Klänge, dieses scheinbar einfache und doch

kunstreiche Fortschreiten des Gesanges verfehlt seine Wirkung nicht. Selbst die derben Naturen der Engländer konnten der Macht dieser Musik nicht widerstehen, sie wurden still und horchten, sichtbar berührt. Aber auch die Ausführung der Sänger kann nicht genug gelobt werden. Durchaus genau und rein, kann das geübteste Ohr bei all den Ausweichungen und Auflösungen keinen falschen Ton bemerken. Die Diskante waren vorzüglich, besonders ausgezeichnet aber der Bassist, der mit einem sonoren Organ und richtigen Sinn kräftige Schatten in das Rembrandtische Nachtgemälde hineinlegte. Man gibt abwechselnd zwei Compositionen dieses Miserere's von verschiedenen Meistern, wovon mir aber das von Allegri besser gefällt, da die gehäuften disharmonischen Töne des andern zu häufig sind und in ihrer Gesuchtheit häufig zu wirklichen Mißtönen werden.

All dieser Genuß wird Einem übrigens sehr durch das unermeßliche Gedränge verleidet, das in der engen Sistina in der Charwoche immer ist und heuer durch die Anwesenheit so unverhältnißmäßig vieler Fremder ganz besonders war. Am Charfreitag fürchtete ich wirklich im Ernste todtgedrückt zu werden. Hierbei tritt nun die Derbheit der päbstlichen Schweizer in ihr volles Licht, die ich aber übrigens nicht Grobheit nennen möchte, da diese tüchtigen Kerls nur genau erfüllen, was ihnen befohlen worden, ohne daß sie je eigentlich beleidigen, wenn man sich nicht widersetzt oder der Drang so groß wird, daß eine gradweise Steigerung der Milde zur Strenge nicht mehr möglich ist. Man muß auch nur den Ungestüm sehen, mit dem sich Alles, besonders die Engländer, bei solchen Gelegenheiten zudrängt. Da stoßen und schlagen denn endlich zuletzt die ehrlichen Schweizer, was das Zeug hält, und ich war selbst Zeuge einer solchen Scene, wo sie mit umgekehrten Hellebarden auf Herrn und Damen losschlugen, die mit Gewalt die Thüre erstürmen wollten, die zu dem Saale der Fußwaschung führt. Einen solchen Lärm, ein solches Gewühl und Gedräng werde ich vielleicht nie mehr erleben. Wie Alles die

Treppen hinaufstürzte und die Schweizer, beinahe übermannt, den andrängenden Haufen wieder die Stufen hinunterwarfen, daß die Mittelsten, von beiden Seiten gedrängt, beinah erdrückt wurden. Drohen, Schreien, ohnmächtige Damen, brüllende Engländer, prügelnde Schweizer, ich war froh, aus dem Gedränge mit Aufopferung der Fußwaschung nur wieder herauszukommen.

Es ist ein Zeitpunkt, wo Rom dem Fremden, besonders demjenigen, der sich nur kurze Zeit dort aufhalten kann, unerträglich wird, nämlich in den ersten acht Tagen nach der Ankunft. Man langt an, von der Reise ermattet und körperlich herabgestimmt. Die ersten Eindrücke, welche man von der Stadt selbst und ihren Umgebungen erhält, sind nichts weniger als erfreulich, und demungeachtet quält man sich selbst, aus alle Dem etwas Bedeutendes herauszubringen, da man sich beinahe schämt, in dem hochgepriesenen Rom nur einen Augenblick kalt gewesen zu sein. In dieser unbehaglichen, mit Unzufriedenheit über sich selbst verbundenen Stimmung fängt man nun die Jagd nach Sehenswürdigkeiten an. Aber die Fülle von Gegenständen erdrückt. Dabei ist noch das Traurige, daß alles Einzelne beinahe durchaus unter der Idee bleibt, die eine dichterische, durch Hyperbeln der Reisebeschreiber gespannte Phantasie sich gebildet hatte, und erst wieder eine Bedeutenheit erhält, oder vielmehr, um es recht eigentlich auszudrücken: was man sieht, läßt beim ersten Anblick unbefriedigt, weil es die ungeheuern Bilder, die sich die Phantasie davon gemacht hat, nicht erreichen kann, in der Folge aber, wenn einmal der Verdruß über diese getäuschte Erwartung vorüber ist und man sich einmal gewöhnt hat, die Sache aus dem neuen, gemäßigten Gesichtspunkte zu betrachten, fängt erst der Gegenstand wieder zu interessiren an, besonders, da doch die Umrisse, was sie an Größe verlieren, an Deutlichkeit gewinnen, wozu noch der unendliche Reiz kommt, der in jeder Berichtigung unserer Erkenntniß liegt.

Neapel.

Wir hatten einen Plan gemacht, nach dem wir unsere Exkursionen durch die Umgegenden Neapels einrichten wollten, und zufolge desselben sollte der Anfang mit der westlichen Seite gemacht und demnach zuerst der Meerbusen von Bajä mit seinen Trümmern und Naturwundern besucht werden. Am .. Mai brachen wir, durch Mißverständnisse bis 10 Uhr Vormittags verspätet, in zwei Wagen auf. Wir machten eine frohe Gesellschaft von jungen Männern aus, an Büchern und antiquarischen Nachweisungen fehlte es nicht, eben so wenig als an kalter Küche und vielleicht nur zu reichlichem Vorrath von Wein; der Tag war herrlich, kurz, es ließ sich mit Grund aller nur ersinnlicher Genuß im Voraus versprechen.

Am nordwestlichen Ufer des Golfs von Neapel läuft eine köstliche Hügelkette hin, die man den Posilipp nennt. Mit Landhäusern und anderen Gebäuden so wie mit Weinpflanzungen und Bäumen aller Art überdeckt, an seinem Fuße vom Meere bespült, gewährt er den reizendsten Anblick, den man sich nur irgend denken kann. Da wo seine Seite mit der Verlängerung der herrlichen Straße Chiaja zusammentrifft, ist, man weiß nicht von wem, der Hügel durchstochen, und zu einer ungeheuren Pforte ausgehauen, stellt sich ein Durchgang dar, der von einer Breite, daß drei Wagen nebeneinander ausweichen können, und so hoch, daß die beträchtliche Breite fast eng scheint, den ganzen Berg durchschneidet und nach

einer unterirdischen Fahrt von mehr als zehn Minuten auf der andern Seite wieder ans Tageslicht führt. So schauerlich ist der Eingang in eine Gegend, die die Natur schon vor Jahrtausenden zum Schauplatz ihrer Schauerscenen gemacht hat. Nach einer ahnungsvollen Fahrt durch den hallenden Berggang, nachdem der Lichtpunkt, der schon am Eingange vom andern Ende herüberschimmerte, sich nach und nach zur Pforte vergrößert und als Ausgang den Wanderer von sich gelassen hat, stellt sich eine herrliche, üppig blühende Landschaft dem Auge dar. Auf einer vortrefflichen Straße, rechts und links mit Baumreihen und weiter hin mit Pflanzungen bedeckt, wo Weinreben von Ulme zu Ulme sich ihre Gehänge zureichen, dazwischen frischer Mais und Flachs mit blauen Blüthen, gelangten wir wieder ans Meer, das, vom unbewölkten Himmel überwölbt, einen zweiten blauen Himmel aus seinen Wellen uns entgegen hielt. Die Wunder des Lago d'Agnano und seiner Umgebungen für den nächsten Tag versparend, schlugen wir den Weg ein, der links am Gestade des Meeres nach Puzzuoli führt. Hier ist die rechte Seite der Straße mit Felsenreihen besetzt, die den Anfang der phlegräischen Felder machen und ihren vulkanischen Ursprung auf der grau und schwarzen, wild abgerissenen Oberfläche zur Schau tragen. Schauerlich ist der Anblick dieser Massen, deren Rücken aber, so kahl ihre Seiten sind, doch mit mannigfachem Grün und zum Theil selbst mit nutzbaren Pflanzungen bedeckt ist. Endlich, zwischen Meer und Felsen durch graue Staubwolken hingeschleppt, erblickten wir Puzzuoli, das auf einer Anhöhe malerisch daliegt. Diese Stadt, das alte Puteoli, der Schauplatz römischer Ueppigkeit und römischen Frevels, ist am linken Gestade des Meerbusens von Bajä.

Es ward beschlossen, den Vesuv zu besteigen. Man hatte mir so viel von den Beschwerlichkeiten dieser Bergreise gesagt, daß ich, besonders da ich mich eben nicht wohl befand, bei-

nahe Anstand nahm, sie mitzumachen. Nur das Verlangen, das Wunder in der Nähe zu sehen, und die Betrachtung, daß meine Gesundheit wohl während meines ganzen Aufenthaltes in dem mir nicht zuträglichen Neapel dem Unternehmen nie günstiger sein dürfte, bewogen mich, trotz des Abrathens aller meiner Bekannten, in guter Gesellschaft es zu wagen. Freitags, am 14. Mai, fuhr ich mit Karolyi und Chialli nach Portici, wo wir bei Esterhazy ein fröhliches Mahl einnahmen und dem Vesuv, der in seiner düstern Pracht vor uns lag, aus vollen Champagnergläsern nur allzuhäufige Lebehochs brachten. Endlich kam es zum Aufbruch, den die Freuden der Tafel wohl um zwei Stunden über unser erstes Vornehmen hinausgeschoben hatten, und wir fuhren um vier Uhr in zwei Wagen von Portici ab. In Resina, von wo aus man nicht mehr weiter zu Wagen gehen kann, hielten wir an und waren in einem Augenblicke von einem Haufen zerlumpter Kerls umringt, die jeder, einen gesattelten Esel an der Hand, uns ihr Thier zum Besteigen anboten, wobei sie mit entsetzlichem Geschrei sich bald untereinander wegdrängten und wegstießen, bald sogar an uns selbst Hand anlegten, um uns Zögernde kurz und gut auf die Thiere hinaufzuheben. Ich suchte mir aus dem Haufen den stärksten Kerl sammt dem tüchtigsten Esel aus und machte mich so reisefertig. Bald war die ganze Gesellschaft im Sattel, und umringt von Eseltreibern und lärmenden Gassenbuben, die theils Wein und Orangen nachtrugen, theils durch Eselhalten oder andere kleine Handreichungen eine buona mano zu erhaschen hofften, traten wir unsern komisch-romantischen Zug an. Der Berg lag vor uns da, von den Strahlen der dem Untergang nahen Sonne malerisch beleuchtet, und der dicke Rauch, der seinem Gipfel entstieg, ließ auf eine interessante Nacht hoffen, was uns auch unsere Führer im Voraus zusicherten. Man kann sich überhaupt nicht leicht etwas Schöneres denken, als diesen Vesuv, besonders von der jenseitigen, der Stadt abgewendeten Seite betrachtet. Am Fuße mit herrlichem Grün bedeckt,

schneiden sich die scharfen Conturen seiner höhern Theile durch ihr Schwarz herrlich von dem tiefblauen Himmel ab. Dazu die glühende Rauchsäule vom Gipfel und das blaugrüne Meer zu seinen Füßen, — ich konnte während meines ganzen Aufenthaltes in Neapel nicht satt werden, ihn zu betrachten und mich zu freuen. Wir nun stiegen aber auf unsern Thieren den sanften Abhang hinauf, der von Resina zu dem Sattel führt, von dem aus die beiden Gipfel des Berges sich trennen, und wo die Hütte eines Einsiedlers als Grenzscheide dasteht zwischen dem Gebiete der Menschen und dem freien Reiche der ungebändigten Natur. Anfangs geht der Weg sehr anmuthig zwischen Rebengehängen und Baumgruppen, aber bald wirft das Ungeheuer den gleißenden Schein ab und steht da, schroff und kahl und schwarz wie das Verderben. Nun hatten wir einige Höhe erreicht und konnten die veralteten Ströme der Lava verfolgen, wie sie von Epoche zu Epoche ihren verwüstenden Lauf genommen hatten ins blühende Thal. Hier weit verbreitet der Ausbruch von 1794, der Torre del Greco begrub und bis ins kochende Meer hinab sich stürzte, an dessen Ufern er noch gestockt dasteht wie ein gesprengter Fels; dort frühere und spätere, die sich durch Farbe und Dichtigkeit leicht unterscheiden lassen. Gräßlich ist der Anblick dieser Lavafelder, die von nun an, fast durch keine Vegetation unterbrochen, sich schwarz und schroff bis zur Hütte des Einsiedlers hin erstrecken. Aber blickt man hinter sich, dann merkt man wohl, daß man sich trotz all des Gräuels doch noch immer auf der schönen Erde befinde, wo das Gräßliche wohl auch vorkommt, aber nur als Ausnahme, unbeschadet der lieblichen Regel. Rechts, tief unten, das herrliche Neapel und der sorgenbrechende Pausilipp, links die reiche Küste von Castell a Mare und Sorrent, sammt Vico, von seiner Felsenplatte hinabschauend ins abendbeleuchtete Meer, das sich unermeßlich ausbreitet, mit Inseln gekrönt. Hier begegneten wir der Kaiserin, die, grün verschleiert, auf einem Maulthiere reitend, nur von ihrem Obersthofmeister

und einigen Frauen begleitet, den Berg hinabstieg und sich fast feenhaft ausnahm, so beritten und begleitet mitten im Zauber dieser Wunderwelt. Symbolisch bedeutend dünkte uns Allen das Erscheinen der herrlichen Frau gerade auf diesem Platze, der als ein versöhnender Vermittler daliegt zwischen des Berges schroffer Größe und der anmuthigen Milde des Thales. Wir aber ritten aufwärts. Die Sonne senkte sich glühend ins glühende Meer, vor uns begann's zu dämmern, schon leuchteten die Rauchsäulen des Vesuvs, und die Lava brannte. Endlich war des Berges Sattel erreicht, und wir sahen die Hütte des Einsiedlers, wo das Pflanzenleben als Laub und Gras zum letzten Male sich zeigt und Abschied nimmt von dem Wanderer zur Behausung des Feuers. Ohne uns aufzuhalten, setzten wir unsern Weg weiter fort, um noch vor einbrechender Nacht den Gipfel zu erreichen, der bei völliger Dunkelheit beschwerlich zu erklimmen ist, und bald war der Ort erreicht, wo der Berg so schroff sich emporhebt, daß an kein Reiten mehr zu denken ist und man sich den eigenen Füßen vertrauen muß. Auf dem Wege dahin begegnete mir, vom Berg herabkommend, ein einzelner Wanderer, der mich bei Namen rief und mühsam sein Reitthier auf mich zuzulenken suchte. Ich hielt an. Es war der preußische Major Seidel. Allein mit einem Führer und todtenblaß. Um's Himmelswillen — rief er mir zu — wenn Ihnen Ihre Gesundheit lieb ist, kehren Sie jetzt noch um, da es Zeit ist! Man kann sich den Tod holen auf dem Berge! — Ich, die leuchtenden Flammen des Vesuvs vor mir und von brennender Begierde angespornt, dachte weder an Gesundheit noch Gefahr, und mit lustigem Uebermuth für die Warnung dankend, ritt ich davon, dem allanziehenden Magnetberge entgegen. Jetzt waren wir am Fuße der letzten Spitze, auf deren Gipfel der Krater sich befindet. Wir stiegen von den Thieren, ergriffen mächtige Stöcke und folgten jeder unserm Führer, die, Gürtel um den Leib geschlungen, an denen man sich auf den beschwerlichsten Stellen anhalten kann, den Berg

zu erklimmen begannen. Das ist nun wirklich ein höchst mühevolles Beginnen. Einmal ist der Berg ungemein steil, so daß, wenn nicht das lebhafte Interesse wäre, das er einflößt und das jede andere Betrachtung verschlingt, es Einem manchmal schauerlich zu Muthe werden müßte; dann wird das Klettern selbst noch dadurch sehr beschwerlich, daß man theils auf lockerm Geschiebe fortklimmt, das dem Tritte nachgibt und hinabrollend den Fuß nach sich zieht, theils in Sand und Asche, in der man waten muß bis an die Knöchel, theils endlich auf fester Lava, die durch ihre Zacken und Unebenheiten sehr beschwerlich wird. So klettert man wohl eine Stunde. Ich aber war so begeistert von Dem, was ich sah, daß ich oben auf dem Gipfel mich kräftiger fühlte, als unten am Fuß des Berges. Es war bereits dunkel geworden, als ein uns entgegenwehender schweflichter Dunst uns ankündigte, daß wir uns dem Feuerherde näherten. Zugleich fing der Boden unter unsern Füßen an warm zu werden; denn, da der Lavastrom sich erst vor einigen Tagen geändert und aus der Richtung von Portici sich nach der Gegend von Torre del Greco hingezogen hatte, wandelten wir auf Lava, die nicht älter war als drei Tage, und die erst auf der Oberfläche etwas abgekühlt war, unten aber noch glühte, wie wir leicht durch die tiefen Ritzen sehen konnten, die allenthalben klafften. Man sagte mir, das sei grausenhaft anzusehen, ich fand es nur begeisternd und erhaben. Habe Dank, Natur, daß es ein Land gibt, wo du heraus gehst aus deiner Werkeltags-Geschäftigkeit und dich erweisest als Götterbraut und Weltenkönigin, habe Dank! Und mir sei vergönnt, dich von Zeit zu Zeit zu schauen in deiner Majestät, wenn du mich lang genug ermüdet hast in deiner Alltäglichkeit! — Dichter und dichter wurden die Dämpfe, heißer und heißer der Boden, da quoll's rechts hervor wie ein leuchtender Strom, und es war die Lava, die durch eine Seitenöffnung des Berges tief unter dem Krater sich glühend ergoß. Wir darauf hin über Rauch und Qualm. Der feurige Strom hatte sich eine Rinne

gebildet aus seiner eigenen gestockten Masse, in dieser Rinne wälzte er sich nun, etwa ellenbreit, weitleuchtend fort. Wie geschmolzenes, schwerflüssiges Metall war sein langsamer Lauf, der in der Dunkelheit der bereits hereingebrochenen Nacht einen fürchterlich schönen Anblick darbot. Wir traten hinzu, ungeachtet der Hitze, die der im Innern eines Schmelzwerkes gleichkam und den Schweiß am ganzen Körper ausbrechen machte. Die Masse war so hochglühend, daß ein hineingestoßener Stock sich auf der Stelle entzündete, und so zäh und dicht, daß man nicht ohne Mühe tief hineinstechen konnte. Dabei war der Boden so heiß, daß man kaum einige Sekunden auf derselben Stelle stehen konnte und immer den Platz wechseln mußte. Meine Füße waren durch die Sohlen meiner ungewöhnlich starken Stiefel halb gebraten, als wir endlich uns entfernten, nachdem wir vorher sämmtlich allerlei Münzen in herausgeholte Lava getaucht und diese zum Andenken mitgenommen hatten.

Nun galt es, den letzten Aschenhügel zu erklimmen, auf dessen Spitze sich der Krater befindet. Dieser letztere liegt eigentlich, von Portici aus betrachtet, etwas tiefer und wird von einer Spitze gedeckt, die, mit ihm zusammenhängend, ihn überragt.

Eine dritte Spitze desselben Lavahügels liegt fast in gleicher Höhe mit dem Krater weiter links. Wir begannen die obengenannte zweite Spitze zu erklettern, von der man, da sie höher liegt, den Krater übersehen und auch zu demselben hinabsteigen kann. Bis dahin hatte sich der Berg ziemlich ruhig verhalten. Regelmäßige Ausbrüche, von mäßigen Steinwürfen begleitet, die alle größtentheils wieder in den Krater zurückfielen, schienen unserm Unternehmen günstig zu sein. Aber eben, als wir nun hinaufzusteigen begannen, änderte sich die Scene. Nach einer Stille, die länger dauerte, als sonst gewöhnlich, erdonnerte es tief unten, und mit einer hoch emporschlagenden Flamme flogen Hunderte von Steinen nach allen Richtungen durch die Luft. Noch erreichte uns

zwar der Wurf der Steine nicht, aber, wenn sie am Hügel niederfielen, sprangen die größten davon in weiten Sätzen den Abhang hinunter, so daß man kaum ausweichen konnte und statt auf den Weg immer in die Luft sehen mußte. Von diesen Steinen, die bis zu unseren Füßen fielen und wohl noch tiefer hinab rollten, waren einige größer als ein Menschenkopf und nicht etwa ausgebrannte leichte Schlacken, sondern dichte Felstrümmer, die wir kaum mit unseren Stöcken vom Platze fortschieben konnten, dabei so glühend, daß an einem derselben, der Einen von uns beinah am Fuße beschädigt hatte, unsere Führer die Fackeln anzündeten. Diese Ausbrüche wiederholten sich ohne Aufhören, so daß die glühenden Steine allenthalben herumflogen und wir zurückweichen mußten. Zugleich erklärten unsere Führer, daß sie um keinen Preis weiter vorgehen würden, da jeder Schritt todesgefährlich sein könne. Güte und Drohen war vergebens. Da es nun überdieß wirklich Tollkühnheit gewesen wäre, sich in dunkler Nacht auf einem unsichern Wege, Gefahr von unten und oben, dem fortwährenden Steinregen auszusetzen, so blieb nichts übrig, als das Besteigen des Kraters auf einen ruhigern Tag zu verschieben und sich für jetzt mit der Betrachtung der Ausbrüche zu begnügen, zu welchem Ende wir die Spitze links vom Krater bestiegen und nun in das uns gegenüber liegende Flammenmeer hineinsahen, ohne daß die Steinwürfe uns erreichen konnten. Unausgesetzt, als wollte er uns ein Fest geben, fuhr der Berg in seinen Ausbrüchen fort, die mit ungewöhnlicher Stärke jedesmal die ganze Gegend in Flammen setzten und ein Schauspiel darboten, mit dem nichts verglichen werden kann. Nachdem wir eine Stunde uns an der Herrlichkeit geweidet und vergeblich erwartet hatten, daß ein Nachlassen der Ausbrüche uns Gelegenheit verschaffen würde, dennoch den Krater zu besteigen, traten wir unsern Rückweg an, der auf einer andern Seite steilrecht durch Asche und Gerölle geht, in der man ganz eigentlich bis über die Kniee waten muß. Wie wir nun mit großer Beschwerlichkeit

beim Schein der Fackeln hinabglitten, die Hütte des Einsiedlers erreichten, ohne uns aufzuhalten, fortritten, um eilf Uhr Nachts in Portici angelangt, die Bergfahrt eben so, wie wir sie begonnen — mit einem fröhlichen Mahle schlossen und endlich ziemlich ermüdet nach Neapel zurückkehrten, beut nichts dar, was einer besondern Erinnerung würdig wäre.

Als wir den Vesuv bestiegen, stießen wir auf eine Gesellschaft, die Anfangs weit vor uns voraus war und nun, da wir bessere Kletterer waren, hinter uns zurückblieb. Unsere Führer, selbst Neapolitaner, wiesen hohnlachend auf die Zurückbleibenden, indem sie sagten: è genti neapolitannaccio, non hanno coraggio!

Wir waren zur Revue aufs campo di marte gefahren. Daselbst angelangt, stiegen wir aus und hießen den Miethwagen warten. Die Musterung verspätete sich, und erst nach drei Stunden kehrten wir zum Wagen zurück. Schon von Weitem winkte uns freudig der Kutscher, wie von einer großen Angst befreit. Wir stiegen ein. Siehst du, sagte der Kamerad unseres Kutschers zu diesem, daß die Herren zurückgekommen sind! Du glaubtest schon, sie würden sich fortmachen, ohne zu zahlen! Sind's doch Fremde! Ja, wenn's Neapolitaner gewesen wären! — Was soll man denken, wenn das Volk selbst von sich so urtheilt! — So haben mich ganz unbekannte Leute auf der Straße erinnert, den aus der Tasche heraushängenden Zipfel des Schnupftuches einzustecken, damit es nicht gestohlen werde: es gibt gar schlechte Leute hier, sagten sie.

Der König von Neapel befindet sich in einer komischen Verlegenheit. Er hat zur Zeit seiner höchsten Bedrängniß gelobt, dem heiligen Franz von Padua eine Kirche zu bauen. Kaum

nach Neapel zurückgekehrt, fängt er an, auf einem dazu bereiteten Platze, dem königlichen Schlosse gegenüber, das Werk nach einem weitläuftigen Plane ausführen zu lassen. Nun wird ihm aber prophezeit, daß der Tag, an dem die Kirche vollendet sein werde, sein Todestag sei. — Was nun thun? — Dem Heiligen das Wort brechen? oder es erfüllen und sterben? — Es wird fortgebaut, durch drei Arbeiter nämlich, so daß der 60jährige König, was die Vollendung der Kirche betrifft, leicht noch einmal so alt werden kann, als er ist. — Noch ist zu merken, daß diese Kirche von dem Ertrag der Pacht der Hazardspiele gebaut wird. Ein wahrhaft gottgefälliges Werk!

In der hiesigen sehr elenden Kunstausstellung hat eines der bessern Bilder den Besuch des heiligen Franz von Paula in einem Nonnenkloster zum Gegenstande. Nonnen und Zöglinge der Schule umringen den Heiligen, der durch das Frische seiner Züge mich gleich beim ersten Anblick in Erstaunen setzte. Endlich löste man mir das Räthsel. Das Bild stellte eigentlich einen Besuch Murats in dem Kloster vor, und der Maler, besorgt, seine Mühe zu verlieren, übermalte die Figur des Exkönigs und kanonisirte ihn zum Heiligen.

Der Chirurg versicherte mich, es gäbe nie so viele Beinbrüche als in den Monaten Juli und August. Da sei die Zeit der Melonen. Diejenigen nun, welche derlei Früchte essen, würfen die abgenagten Schalen vor sich hin auf die Straße. Die Vorübergehenden treten auf die schlüpfrigen Schalen, gleiten aus und brechen zu Dutzenden die Beine. — O Polizei! Kannst du denn nur zu viel und zu wenig sein und nie genug.

Der Pulcinella der Neapolitaner hat eine Natürlichkeit und Gutmüthigkeit, die dem Arlechin der Franzosen und übrigen Italiener fremd ist. Dasselbe gilt von der neapolitanischen Kolombine, die mit ihrer brausenden Lebhaftigkeit

und ihrer spitzbübischen Naivetät ohne Arg eine sehr an-
ziehende Figur macht. Die vorherrschende Gutmüthigkeit in
diesen beiden Nationalmasken läßt einen günstigen Schluß
auf den Volkscharakter thun.

Ich war in der Januariuskirche, um das Wunder der
Flüssigmachung des Blutes des Heiligen mit anzusehen. Leider
konnte ich an dem eigentlichen Festtage, an dem Tage der
Uebertragung der Reliquien nämlich, nicht zugegen sein, wo-
durch ich den Hauptgenuß, den ersten Eindruck der Sache auf
das Volk zu sehen, versäumte. Ich mußte mich daher mit
der kirchlichen Feierlichkeit begnügen. In der Kapelle ange-
langt, fand ich sie weniger voll, als ich bei der allgemeinen
Verehrung der Neapolitaner für ihren Heiligen vermuthet
hätte. Auf geziemendes Ansuchen bei einem der Bewahrer
der Kirche ward mir und mehreren Fremden das Gitter des
Altares geöffnet, so daß wir uns auf die Stufen reihen und
die ganze Handlung aus der nächsten Nähe betrachten konn-
ten. Während der Messe, die noch nicht zu Ende war, be-
trachtete ich mir die Kapelle. Geschmacklose Pracht schimmerte
rings herum. Eine Unzahl von Heiligenbüsten, durchaus von
Silber, die silbernen Stirnen höchst widrig mit farbigen Inseln
geziert, stand an den Wänden herum. Auf den Altären,
deren größter gleichfalls massives Silber mit erhabenen Figuren
war, wechselten silberne Leuchter mit Blumenstöcken, gleich-
falls von Silber, wozu noch silberne ungeheure Kandelaber
kamen, so daß das Auge von der Einförmigkeit dieses, matt
gearbeitet ohnehin nicht sehr gut in die Augen fallenden
Metalles bis zum Ueberdruß ermüdet ward, besonders da der
Kunstwerth aller dieser Bildwerke nichts weniger als bedeu-
tend ist. Kostbare Marmorgattungen bedecken die Wände,
aber ohne daß die Verzierung irgend einen erfreulichen An-
blick gewährte. Endlich war die Messe geendigt, und die
Ceremonie ging an. Das Volk, das bisher ruhig gewesen

war, gerieth nunmehr mit einem Male in Bewegung. Vorzüglich drängten sich die alten Weiber vor, denen man überall Platz machte, und die, wie man mir sagte, einen Vorrang auch mit Grund ansprechen, da ein altes Weib es war, die das Blut des Heiligen, als er enthauptet ward, im Sand auffing und so den Schatz auf die Nachwelt brachte. Auch schrie ein solches Weib, das durch seine markirte Physiognomie, so wie durch Grimassen und Geschrei während der Ceremonie sich vor Allen auszeichnete, als man zögerte, sie vorzulassen: via! via! son parente del Santo! Man brachte nun Blumen und Schmuck, was Alles auf dem Altar ausgebreitet wurde. Endlich erschien ein Domherr mit dem Blute des Heiligen. Dieses befindet sich in zwei Phiolen von ungleicher Größe, die wieder beide in einem größern Gefäße eingeschlossen sind, das auf beiden Seiten mit Gläsern versehen ist und an Größe und Gestalt fast unsern Wagenlaternen gleicht. Beim Erscheinen dieses Heiligthums fing das Volk an, unbändig zu schreien, wobei sich besonders die Weiber wie Besessene geberdeten. Das Blut ward in der Mitte eines Blumenstraußes auf dem Altare dem Anblick freigestellt, bis ein paar andere Geistliche die silberne und vergoldete Büste des Heiligen herbeigebracht und gleichfalls auf den Altar hingestellt hatten. Das Bild ward nun seines einfachen Mantels, seiner Bischofsmütze und eines umgehangenen Perlenschmuckes entkleidet und statt dessen in Goldstoff und Edelsteine gehüllt, aus welchen letzteren die Bischofsmütze ganz zusammengesetzt war, indeß eine ungeheure Menge als Halsschmuck, als Sterne und Kreuze von allen Seiten herabhing. Nachdem nun der Heilige im Angesicht seines Blutes hingestellt war, ergriff der Domherr das letztere und zeigte es rings herum, indem er dazu setzte: è duro. Das war es denn auch offenbar. Nach allen Seiten gewendet und geschüttelt, blieb es unverrückt in dem untern Theile der Fläschchen, und soweit war die Sache über alle Kritik. Nun faßte der Fungirende das Gefäß, wobei er den Stiel desselben in der geschlossenen rechten Hand hielt,

den Daumen dieser letzteren aber über den untern Rand des Gefäßes an die Seite des Glases legte. Dabei stand er auf einem Schemel, ohne Noth, da schon die Stufen des Altares ihn hinlänglich erhöhten. (Ich konnte den Schemel nicht näher untersuchen, aber ich habe beinahe auf einen Isolierschemel gedacht.)

Nun gingen die Bemühungen an. Der Domherr, das Gefäß, und ein Priester hinter ihm, ein Licht in der Hand haltend, mit dem er manchmal hinleuchtete, den Fortgang der Liquefaction zu beobachten, beteten laut, wobei das Volk schreiend einstimmte, indem es dem Heiligen alle ersinnlichen Schmeicheleien sagte, um ihn zu bewegen. Besonders wiederholten die Weiber immer in dem widerlichen Tone der aufdringlichsten Schmeichelei: o che buono, che bello! womit sie den Heiligen meinten. Ungefähr zehn Minuten waren vorüber und das Blut bewegte sich noch immer nicht. Das Volk ward lauter, die Geistlichen anscheinend ängstlicher.

Mir waren diese Pfaffen interessant. Der Domherr, der das Blut hielt, war ausgelernt. Er machte eine so verzückte Miene, so begeisterte Augen, zitterte so natürlich und wischte sich so eifrig den Angstschweiß von der Stirne, daß man ihn für wahrhaft hätte halten können, hätte ich nicht bemerkt, wie er in der höchsten Extase immer verstohlen nach mir schielte, der ich ihn unverrückt beobachtete, und wie er unter all den Grimassen gewaltsam die Augen zusammenpreßte, um eine Thräne herauszupressen, die aber nicht kam, daher er die wegwischte, die nicht da war. Weniger geschickt war sein Assistent, ein wohlgenährter, feister Pfaffe. Auch er drückte die Augen zusammen und that ängstlich und andächtig, es wollte aber durchaus nicht von Statten gehen, so widerspenstig war sein mit Fett ausgepolstertes, unbewegliches Gesicht. Nur ganz zuletzt, als es zur Traurigkeit durchaus schon zu spät und das Blut schon flüssig geworden war, erpreßte er eine Thräne, mit der im Auge er sich triumphirend gegen die versammelte Menge wandte. Siebenundzwanzig Minuten waren

schon vorüber, und das Volk wurde bereits so laut, daß ich das Geschrei beinahe nicht mehr aushalten konnte. Da fingen auf einmal die Gesichter der Priester an, sich zu verklären, das Licht ward hingehalten, und siehe da! das Blut floß. Was das Volk nun trieb, wie es tobte und schrie, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Nun ward das Gefäß mit dem Blute im Kreise zum Küssen herumgereicht und jedem Einzelnen besonders gezeigt, nach allen Seiten umgekehrt, vornen und hinten beleuchtet, um nur zu überzeugen, daß das Wunder wirklich geschehen sei. Ueberhaupt war das Betragen dieser Menschen bei der Ceremonie ganz das der Taschenspieler, die vor und nach ihren Kunststücken immer den Aermel und Schooß sehen lassen und aufmerksam machen, daß Alles ohne Betrug abgelaufen sei. Dieses immerwährende Hindeuten auf die Möglichkeit eines Betruges ist überhaupt höchst naiv. Man hat schon früher bemerkt, daß die Flüssigkeit in den Phiolen nicht die Substanz von Blut hat, weil es am Glase nicht anklebt, und so ist es auch. Zudem ward dieses Mal nur die Flüssigkeit in der größern Phiole fließend, die in der kleinern blieb fest, ohne daß Jemand daran ein Arges genommen hätte. Merkwürdig war mir die Toleranz der Neapolitaner bei dieser Gelegenheit. Ich und ein paar Engländer, wir betrachteten die Flaschen mit mehr Neugierde und Mißtrauen als Andacht; aber man zeigte uns das Heiligthum darum nicht minder und unermüdlich, so oft wir es nur verlangten. Il miraculo fu fatto, und Alles verlief sich.

Wir waren auf capo di Chino in Herrn Heugelins Villa, eine Stunde von der Stadt. Was sich doch der gute Mann Mühe gegeben hat, den herrlichen Hügel, den er an sich gebracht und der schon als der schönste Park aus den Händen der Natur hervorging, nach Möglichkeit zu verunstalten. Da hat er ein kleines Pompeji zusammenkleben lassen und kleine Tempel und kleine Katakomben, und Das alles in

einer Gegend, wo einem die großen Originale vor der Nase liegen. Da ist ein Tempel aller Religionen, in dem kaum ein einzelner Glaubensgenosse der katholischen, ich nämlich, sich umkehren konnte. Da ist alles Große im Kleinen, daß einem angst und bange dabei wird und man beinahe den Maßstab aller Dinge darüber verliert. Auf der schönsten Aussicht des Gartens steht eine halblebensgroße Puppe in rothem altfränkischen Kleide, eine Knotenperücke auf dem Kopf und den Hut unterm Arm.

Pharao ist ein eigentlich schändliches Spiel. Mit der brennenden Begierde im Busen in einer scheinbaren Ruhe dazusitzen und zu warten, bis die zögernden Verbindungen des langweiligen Spieles sich ergeben haben, hat etwas Empörendes und muß auf die Länge schlechte, heimtückische Menschen machen. Rouge et noir mag man spielen, wenn man sich selbst trauen darf. Da ist nichts zu verlieren als Geld und um ein stagnantes Dasein aufzurühren, mag es unter Umständen nicht übel sein.

Rückreise von Neapel bis Florenz.

Vom 24. Juni bis 8. Juli 1819.

Am 24. Juni Morgens um 8 Uhr von Neapel weg. Durch herrliche Felder, die eben jetzt mit glänzend grünem Mais und Hanf bedeckt sind, nach Aversa. Ein fortgesetzter Garten bis Capua. Das Getreide liegt bereits geschnitten auf dem Felde.

Capua, eine Festung, aber mit so niedrigen Mauern, daß man sie ohne große Beschwerlichkeit überspringen könnte. An dem Fuße kahler Berge liegt es in der reizendsten Ebene da. Mehrere Kirchen, worunter drei mit Kuppeln, machen sie schon aus der Ferne bemerkt. Die Wälle umgibt der Fluß Volturno. Das Thor gegen Neapel ist mit offenbar antiker Skulptur geziert, Waffen und Trophäen mit Viktorien vorstellend. Am Ausgang der Stadt sitzt in seiner Nische ein alter Römer ohne Kopf. Die Inschrift konnte ich nicht lesen. Die Gegend ist ein Paradies.

Die Berge, welche das Thal von Capua umgeben, sind durchaus kahl und haben stellenweise schwarze Flecken, als ob sie einmal Vulkane gewesen wären.

Zwischen Sparanisi und St. Agatha. Die Gegend nimmt an Reiz zu. Die kahlen Hügel verwandeln sich in bewachsene, die, terrassenartig mit Bäumen erhoben, den Gesichtskreis begrenzen. Rechts am Wege liegt ein Ort mit einem alten Schloß in der Mitte. Schöner kann man nichts sehen.

An der Straße ein niedliches Körbchen von Eisen auf einer Stange und darin der Schädel eines hingerichteten Räubers, der hier auf dieser Stelle einen Mord begangen. Auch jetzt scheinen diese Hohlwege noch nicht recht sicher zu sein, denn nebst mehreren Wachposten ist hier ein berittener Gensdarme aufgestellt, der die Wägen begleitet.

Von dem Gipfel der Anhöhen vor St. Agatha erblickt man wieder das Meer. Willkommener Anblick um so mehr, als man sich dem Augenblicke nähert, wo man ihn auf immer verlieren soll.

Herrlich sind die Kastanienbäume mit ihren sonderbaren spindelförmigen Blüthen.

Hinter St. Agatha fängt eine außerordentlich schöne Reihe hügelartiger Berge an, reich mit Bäumen und hier und da mit malerischen Ortschaften gekrönt. Hinter denselben, schroff und steil, sie wohl dreimal überragend, ziehen die Apenninen ans Meer hin, bis wo die Feste Gaeta, weitumschauend vom luftigen Fels, die Reihe schließt.

Beinahe blendend ist das Grün des Mais, von der Sonne beschienen.

Bei Garigliano, dem Minturnum der Alten, passirt man den gelben Liris auf einer Schiffbrücke. Mehrere Ruinen, zu einer Wasserleitung und einem Amphitheater gehörig, verschönen die reizende Gegend. Rechts von Garigliano liegt ein unbeschreiblich schöner Hügel und hierauf Teto oder Treto eben da, wo einst der Falerner gewachsen haben soll.

Endlich Gaeta, vom Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet, mitten in der See, wie eine Meeresbraut daliegend.

Die Nacht in Molo di Gaeta zugebracht. Es war Johannisfest und Alles im Sonntagsstaat. Tamburins schwirrten von allen Seiten, selbst von den Schiffen her, auf denen muthwillige, geputzte Mädchen die Tarantella tanzten, indeß ebenfalls bunt geschmückte Bursche ruderten. Die Hauptergötzlichkeit war, wie man mir sagte, dem Völkchen verdorben; das sonst an diesem Tage übliche Wettfahren auf

der See nämlich. Der Pfarrer hatte es für dieses Mal verboten. Warum? wußte man nicht. Wenn man Das wirklich nicht weiß, so ist Das schlimm für den Herrn Pfarrer.

Die Reize der Bucht von Gaeta sammt der Umgebungen und der Stadt Gaeta selbst, sind unbeschreiblich. Nicht leicht sah ich irgendwo so viel Pomeranzen- und Zitronenbäume. Aeneas hat hier seiner alten Amme einen hübschen Gedächtnißort ausgesucht.

Am 25. Um 5 Uhr Morgens von Molo di Gaeta fort. Herrlicher Tag. Die Festung Gaeta von der aufgehenden Sonne in Gold verwandelt, sieht aus wie ein ungeheures Feenschloß.

Molo, kleiner enger Ort, hat aber den schönsten Weiberschlag, den ich noch im südlichen Italien gesehen. Beinahe keine von den vielen Mädchen und Weibern, die herausgelaufen waren, unsern respektabeln Zug zu sehen, die nicht hübsch, großentheils sehr hübsch gewesen wäre. Klare Gesichter, häufig blondes Haar, mitunter auch blaue Augen. Läßt sich vielleicht hier ein eingewanderter fremder Menschenschlag nachweisen? besonders, da sich diese Besonderheit außer der Gegend um Gaeta bald wieder verliert. An den Männern bemerkte ich diese große Verschiedenheit weniger.

Außer Molo nähert sich links der Apennin der Straße, und die Gegend wird weniger üppig, aber darum nicht weniger schön. Die hohen Berge ringsherum sind bewachsen und haben ein grandioses Ansehen.

In Itri dauert der hübsche Menschenschlag fort. Ueberall blonde Mädchen und selbst der Junge, der die Stangenpferde an meinem Wagen reitet, sieht aus wie ein bildhübscher, blonder deutscher Junge. Aber, o weh! Diese so celtisch aussehenden Menschen sind gerade als die größten Spitzbuben verschrieen und nirgends geschehen so viele Räubereien als gerade auf der Straße zwischen Molo, Fondi und Itri, so zwar, daß man selbst in Neapel versichert, besonders die letzten zwei Orte seien durchaus von Räubern bewohnt, von

solchen nämlich, die die Wegelagerung nur als Nebenbeschäftigung bei ihrer Wirthschaftsarbeit treiben. Arm genug sieht das Völklein dazu aus. Man hat uns deßhalb auch von Molo aus vier Gensdarmes zur Begleitung mitgegeben, die sich mit Patrouilliren und Spioniren wichtig machen und höchst gefährliche Gesichter schneiden.

Der Weg ist aber auch wie zu Hinterhalten gemacht; durchaus bergigt, bildet er einen Engpaß, der am Rande eines Absturzes zwischen zwei Reihen der Apenninen fortläuft.

Von der Höhe herabgekommen, breitet sich ein weites herrliches Thal aus, dessen üppiger Reichthum durch die Nacktheit der Berge, die es umgeben, noch mehr gehoben wird.

Fondi, eine kleine Stadt, mit einem sehr gut erhaltenen festen Schloß aus dem Mittelalter mit Zinnen und Thürmen. Derlei Festen sind überhaupt in dieser Gegend ziemlich häufig.

Es begegnen Einem sehr häufig Leute zu Fuß und zu Pferde mit Flinten bewaffnet. Ob sie das sind, sich selbst zu schützen, oder Andere anzufallen, weiß ich nicht. Wenn sie übrigens ehrliche Leute sind, so haben sie vollgiltige Ursache, sich über die Natur zu beklagen, denn sie sehen aufs Haar aus wie Spitzbuben. Die Gensdarmen ritten jedesmal gegen sie vor, wie zum Schutze; nie fiel ihnen aber ein, die Kerls zu fragen, wer sie seien und warum sie diese Waffen trügen.

Torre de' Confini bezeichnet die Grenze zwischen Neapel und dem Kirchenstaate. Wie mit einem Zauberschlage ist nun das Land verändert, fast ganz ohne Anbau und Frucht liegt es da und bereitet auf die pontinischen Sümpfe vor.

Am Wege weidet eine Herde Büffel. Wie roh, dumm und grausam die Thiere aussehen!

Es ist nicht Einbildung, man spürt deutlich die aria cattiva, wie man sich mehr und mehr Terracina, dem Anxur der Volsker, nähert. In Terracina zum letzten Male auf dieser Reise den Anblick des Meeres. Es hatte sich noch recht schön gemacht und lag da in himmelblauer Herrlichkeit, als ob es mir das Herz recht schwer machen wollte. Ich nahm traurig Abschied

von dem poetischen Element, das Furchtbarkeit und Milde so zauberisch vereint.

Hinter Terracina fangen sogleich die pontinischen Sümpfe an. Man denkt sich bei diesem Namen wohl allerdings ein viel gräulicheres Bild, als man in der Wirklichkeit findet; denn durch diese Sümpfe bekommt man eigentlichen Sumpf nur sehr selten zu Gesichte, auch läuft ein herrlicher Straßendamm durch, zu beiden Seiten mit grünen Ulmenreihen und mannigfaltigem Gebüsch besetzt; aber diese Einförmigkeit selbst, auf einer Strecke von sechs Posten, ohne Dorf, ohne Haus, ohne Menschen; und dann, wo die maskirenden Bäume den Blick durchlassen, die Aussicht auf eine unübersehbare, moorige Steppe mit einem von schädlichen Dünsten blauen Gesichtskreise, wer könnte sich da anders als unbehaglich fühlen.

Station Ponte Maggiore, ein einzelnes Haus, eben so Mesa.

Vier Geier zur Rechten des Weges. Das ist wohl ein glückliches Augurium.

Bocca di Fiume. Kurze Posten, gute Pferde. Aber wie die Menschen aussehen! Geisterbleich und Krankheit im Gesichte, scheint es ihnen an Kraft zu fehlen, die Spitzbübereien auszuführen, die in ihren verschmitzten, lauernden Zügen und spähenden Augen sich nur zu deutlich malen.

Torre tre ponti.

Endlich vor Cisterna aus den Sümpfen heraus und wieder bebautes Land. —

In Velletri übernachtet, das herrlich auf einem Hügel daliegt und hinabschaut ins alte Land der Volsker. Eine reichere Aussicht, als man von den hintern Zimmern des großen Wirthshauses hat, läßt sich kaum denken. Vor sich den Apennin, doppelt übereinander gethürmt, kahl in seinen Gipfeln, aber mit Feld und Wald bedeckt auf der untern Hälfte, bis dahin, wo Cori unter Gärten sich gelagert. Zwischen beiden Hügeln ein lustiges Thal, das Jeden entzücken müßte, der nicht aus Campaniens Wunderfluren kömmt. Mit

diesen verglichen aber, wie matt, wie farblos, gerade so wie mir Deutschlands Ebenen vorkommen werden gegen die von Rom. Der Mais, dessen Glanz bei Capua fast dem Auge wehe thut, ist hier — nun eben grün und nichts weiter. Die dunkeln, saftiggrünen Bäume und der tiefblaue Himmel, die in Neapel sich so bestimmt abschneiden, verflößen sich hier schon wieder leidlich, nachdem sie wechselseitig jedes etwas von der unsocialen Schärfe ihres Charakters abgelegt haben. Aber das Ding ist doch noch immer recht hübsch. Rechts bezeichnet ein langer Strich die Baumreihen, die längs der Straße durch die pontinischen Sümpfe führen. Ganz rechts, in weitester Ferne kündigt ein leiser Silberduft das Meer an, das glänzend die Küste umgürtet und den äußersten Gesichtspunkt, das Cap Circeji bespült; der alten Circe fabelhaften Sitz. Links begrenzen die Aussicht die sabinischen Berge.

Genzano eine Stadt mit deutschen Dächern. Ich wollte schon in ein künstlerisches Entsetzen über diese barbarische Bedeckung ausbrechen, als ich gewahr wurde, daß mir das Ding nicht übel gefiel. Ob es an sich nicht so schlimm ist, oder die Aehnlichkeit mit meinem Vaterlande das Ihrige dazu beitrug, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß derlei Giebeldächer einen eigenen, wohlthätigen Eindruck von Häuslichkeit und Sicherheit vor Wind und Wetter machen.

An der Straße bei einem Quellbrunnen ein Rudel Engländerinnen in all ihrer natürlichen Steifheit. Wahrscheinlich aus einer Villa in der Nachbarschaft.

Auf der Anhöhe außer dem Thore von Riccia, dem alten Ariccia, weite Aussicht auf die kahlen Umgebungen von Rom.

Rechts vom Wege das Grab der Horazier und Kuriazier.

Albano eine hübsche Stadt. Hier sieht man zum erstenmale wieder bei den Weibern die großen silbernen Nadeln nach der Art der Römerinnen, quer durch die Haare gesteckt, auch die sonderbaren Schleier, tüchtig gesteift, sodann viereckt und flach, in Form eines Brettchens oben zusammengelegt.

Das Häßlichste aber ist ein Mieder, steif wie ein Panzer, mit einem von der Brust weit vorstehenden Rande.

Außer Albano sieht man wieder die ewige Weltstadt, in der aria cattiva, wie auf Nebelwolken schwimmend.

Zur Seite des Weges überall Villen und Ruinen alter Zeit.

Ein Wagen mit Militärbegleitung und drei gebundenen Räubern darauf. Die Hauptperson, eine verfluchte Physiognomie.

Heiden und Steppen, Steppen und Heiden, dazu noch eine fühlbar immer schlechter werdende Luft, wie man von den albanischen Bergen herabsteigt und sich Rom nähert.

Torre di mezza via letzter Postenwechsel. Ungeheure Ruinen mehrerer Wasserleitungen.

Endlich Rom!

Der heilige Vater hatte den Grafen schon in Neapel einladen lassen auf seiner Rückreise im Quirinal einzukehren und er hat uns denn auch jetzt empfangen, wie sich's gehört. Mein Zimmer, das ich statt eines mir angetragenen ganzen apartamento wählte, ist freundlich und hell, nur beinahe zu hübsch, mit seinen rosenrothen Tapeten und goldenen Leisten, eine schöne Aussicht über Rom nach den albanischen Bergen, die nur dadurch gestört wird, daß gerade unter mir der Garten der Jesuiten liegt und ich die Herren, die ich nicht recht wohl leiden mag, vor meinen Augen herumgehen sehen muß. Eine eigene Equipage samt einem Bedienten zur Disposition, kurz prosaisches Wohlergehen ohne Ende!

Gleich nach dem Essen fuhren wir nach St. Peter, das der Arzt noch nicht gesehen hatte. Die Kirche machte heut zum zehntenmal gerade den Eindruck auf mich, wie das erstemal. In der Entfernung scheint sie nicht groß und ganz nahe fehlt ein Totaleindruck. Die Kuppel wird zur Hälfte von der Attika verdeckt. Das Innere zu voll und doch wieder leer, hohl. Man kann sie klein finden, und — hat man die Verhältnisse gefaßt und einen Maßstab gefunden — ungeheuer;

groß wohl nie. Zu all den Zieraten und Schnörkeln, die da wie Schwalbennester an allen Wänden kleben, hat während meiner Anwesenheit in Neapel nun auch Canova neuerdings sein Scherflein hinzugethan, ein Grabmal des letzten Kardinals von York nämlich. Etwas Kleinlicheres kann man nicht mehr sehen. Erstens ist das ganze Ding schon physisch klein und wird von den großentheils kolossalen Denkmalen rings herum ganz erdrückt, dann aber auch Idee und Anordnung des Ganzen. Eine Pyramide von weißem Marmor auf graulichem Grund. Eine solche Farbengebung des Grundes scheint mir schon an sich verwerflich, nebstdem sieht es aber hier in der Peterskirche, deren übrige Wände hell weiß sind, höchst grell und häßlich aus. In der Pyramide ist eine verschlossene Thür, anzeigend, daß es mit dem Geschlecht des Kardinals aus ist. Daneben stehen zu beiden Seiten zwei Genien mit umgestürzten Fackeln — wie neu! Diesen Genien scheint der Schmerz das Bewußtsein geraubt zu haben, so gedankenlos und leer sind ihre Milchgesichter. Die Körper und Arme sind, wie von Canova zu erwarten, hübsch genug, an tüchtigen, durch die Beugung des Körpers herausgepreßten Hinterbacken fehlt es nicht, und von den Schenkeln wünschte ich, daß die Buben dem Perseus ihres Meisters etwas abgeben könnten; sie behielten noch immer genug, und der arme Heros käme ein wenig zu Fleisch. Das Schönste am Ganzen aber sind drei hohe Verwandte des Kardinals, die auf einer Art Fenstergesims wie Perückenstöcke stehen und sich wundern, daß man die Thüre schon zugemacht, indeß sie noch heraußen sind.

Man sagt, Canova habe bei dieser Arbeit eine Zeichnung zu Grunde legen müssen, die man ihm aus England zugeschickt. — Müssen? Wer konnte ihn zwingen, wenn er sie für albern erkannte!

27. Vormittags im Vatikan die Statuen, die Bibliothek und die Teppiche nach Raphael besehen. Nachmittags die Stanzen und die Bildergalerie.

28. Vormittags das pio-clementinische Museum nebst den Sälen der [illegible]. Nachmittags, als dem Vorabend des Peterfestes, der Vesper beigewohnt, die der Pabst selbst hielt. Abends Beleuchtung der Peterskuppel und Girandola auf der Engelsburg.

Am 29. war der Kopf krank, weßhalb wir keine Exkursion machen konnten. Ich schlug ab, der Pontifikalmesse zu St. Peter beizuwohnen, da ich mir das leere Possenspiel schon oft genug angesehen hatte und nicht drei Stunden langweilig zubringen wollte. Dafür besah ich mir Santa Maria degli Angeli, eine der schönsten Kirchen Roms, von Michelangelo aus zwei Sälen der Bäder Diocletians gebildet. Auch trat ich in S. Maria Maggiore ein, die darin herrschende feuchte Kühle trieb mich aber bald wieder heraus, da ich etwas unwohl war und das römische Fieber fürchtete. Nachmittags ließ ich mich mit dem [illegible] nach der Longara fahren und besah die Farnesina. Welche Bilder! welcher Reichthum, welche Formen in der Geschichte der Psyche; welche Mannigfaltigkeit in den einzelnen Figuren; welches Leben, welcher üppige Reiz in der Galatea! Schade nur, ich mochte anstellen, was ich wollte, ich konnte das Gesicht der Galatea selbst nicht recht ausnehmen. Aber jene Nymphe, die, indem sie sich dem Rücken des jungen Halbmenschen anvertraut, zu sagen scheint: [illegible], ich vertraue mich dir, mais soyez sage! Dann der andere Seemensch, mit welchen liebeverzehrenden Blicken er die [illegible] auf seinem Rücken .... anblickt. Etwas Reizenderes als den Körper und die Stellung der Galatea selbst kann man sich nicht denken. Eben so die muthwilligen Buben, die sich die überflüssige Mühe geben mit ihren Pfeilen da zünden zu wollen, wo es schon die Blicke gethan haben.

Sodann nach S. Onofrio, wo Tasso begraben ist. Hinter der Kirchenthüre ruht er. Ein kleiner Stein deckt sein Grab, über dem sein Bildniß hängt, das ich nicht recht ausnehmen konnte, obschon ich Lichter herbeibringen ließ. Auf der Anhöhe hinter der Kirche steht eine Eiche, Tasso's Eiche genannt,

von wo aus man die reichste Aussicht über Rom und die Umgegend hat. Hier soll der Unglückliche gern gesessen und gedacht haben.

3. Juli. Ich habe dem Pabst den Pantoffel geküßt. Der Wunsch, ihn recht nah zu sehen, führte mich in die Galerie, die er passirt, wenn er ausfährt, was er alle Tage um sechs Uhr thut; auch wollte ich einige Rosenkränze von ihm segnen lassen, die zu Geschenken für andächtige Seelen bestimmt waren. Der Pabst kam, wir fielen auf die Kniee. Vor ihm traten vier Gardisten, er selbst wurde von zwei Prälaten geführt. Klein und hager, wie er ist, nahm er sich in einer Art von Pilgerkleide aus weißem Seidenstoff mit einem runden, zu beiden Seiten aufgeschlagenen Hütchen aus purpurrother Seide mit schmalen Treßchen verbrämt, äußerst sonderbar aus. Hätte ich die hündische Art gekannt, wie der Fußkuß geschieht, ich wäre weggeblieben. Man muß sich dazu, da der schwache Alte den Fuß nicht heben kann, fast auf den Bauch niederlegen. Ins Himmelsnamen! Man thut wohl viel ärgere Dinge!

In der Galerie des Kardinal Fesch gewesen. Eine fürstliche Sammlung, aber in einem schlechten Lokal, schlecht geordnet. Wo mag der heilige Mann all die herrlichen Dinge zusammenge — kauft haben. Eine heilige Familie von Raphael in seinem zwölften Jahre gemalt; mit weniger Sinn für Farbe, als man denken sollte. Ein Christus am Kreuz mit mehreren Heiligen aus Raphaels erster Manier. Göttlich trotz ziemlicher Trockenheit. Es ist wirklich etwas daran, daß Raphael den Ausdruck des Heiligen in seinen spätern Jahren etwas verlernt, aber er hat es reichlich durch andere Vorzüge ersetzt. Diese Figuren und Gesichter haben eine Reinheit, einen Nimbus, der den Beschauer außer sich selbst setzt. Deutlich ist in diesem Bilde noch die Manier seines Meisters, Peter Perugino. Eine strenge, aber schöne Madonna von Francia. Ein paar Peruginos, ein herrlicher Paul Veronese, eine Madonna von Guido, die mir nicht recht gefällt.

Die vier Doktoren der Kirche von Tizian, herrlich u. s. w. Der Hauptreichthum besteht aber in den Bildern aus der niederländischen Schule. Herrliche Rubens, ein Vandyck, Wouvermans und Teniers zum Entzücken; eine Reihe von Rembrandt, wie man sie wohl selten findet. Potter, Breughel, kurz Schätze ohne Zahl. Vor dem Bett Sr. Eminenz steht die Büste Napoleons mit Lorbeer gekrönt.

Die Räuber überfielen vor einigen Tagen in der Gegend von Albano ein Landhaus in der Hoffnung, den reichen Besitzer desselben zu erhaschen. Statt dessen fanden sie aber einen armen Maler, den jener bei sich hatte, und nahmen ihn aus Verwechslung mit. Drei Tage schleppten sie ihn mit sich, wobei sie ihm oft mit Dolch und Flinte drohten, wenn er einen Versuch machte, zu entfliehen oder um Hülfe zu rufen. Endlich entdeckte sich der Irthum. Der junge Mensch, ein Schweizer, der sich etwas auf die Artillerie verstand, hatte inzwischen dadurch ihre Gunst gewonnen, daß er ihnen Manches von seiner Feuerwerkskunst mittheilte und durch Zeichnungen versinnlichte. Die Räuber hörten ihm mit großem Vergnügen zu und meinten, wenn sie nur erst einmal Kanonen hätten, dann sollte es ganz anders hergehen. Endlich ließen sie ihn los, indem sie ihn einluden, sie zu besuchen, wenn er wollte. Der Sohn des Wirthes aus demselben Orte, der mit ihm zugleich gefangen wurde, blieb in ihren Händen. Sie wollten ihn nur für sechstausend Scudi losgeben. Zur Zeit, als der Maler, der jetzt in Rom ist, sie verließ, lag der arme Mensch in lebensgefährlichen Krämpfen . . .

Am 5. Juli um 6 Uhr Morgens von Rom fort. So verlaß ich dich denn vielleicht auf immer, du stolze Weltgebieterin, zu der es mich von meiner Kindheit mit so magischem Zuge hintrieb, das ich mir so überirdisch herrlich ausgemalt hatte, daß ich jetzt, da die Wirklichkeit mich abgekühlt, kaum noch das Phantasiebild in der Erinnerung hervorrufen

kann, das mich so lockend umschwebte. Nicht als ob ich Rom nicht bewunderungswürdig gefunden hätte, aber wann hat die Wirklichkeit noch gehalten, was die Phantasie versprochen?

Mit schwerem Herzen fahre ich durch die lautschallenden Gassen, noch sparsam von Menschen belebt und suche mit den Augen die großen Punkte, die die Gegenwart oder die Vergangenheit verklären. Vom Quirinal herab über den spanischen Platz, zur Porta del Popolo hinaus und fort.

Ponte milvio passirt, wo die Schlacht zwischen Konstantin und Maxentius geschlagen ward, die Raphaels Griffel in den Stanzen verherrlicht.

Links die Hügelkette, die mit Monte Mario und andern sich an den Janiculus anschließt, rechts die sabinischen Berge.

Oede Heide ohne Menschen außer denen, die zerstückt und gedörrt auf den Pfählen zur Seite der Straße baumeln.

Alla Storta. Postenwechsel, einzelner Hof.

Was man uns auf diesen beiden Stationen für prosaische Postillons gegeben hat. Vierschrötig und plump, wie böhmische Fuhrleute, baumeln sie auf den Pferden, daß die Schatten aller römischen Ritter sich im Grabe umkehren möchten. „Die Römer wurden ja nicht begraben, sondern auf einen Holzstoß (rogo)“ — ich danke, Herr Hofrath Böttiger.

Baccano Postenwechsel, einzelner Hof. Der Weg noch immer zwischen Hügeln zu beiden Seiten durch größtentheils wüstes Land, wo nichts freundlich, als der reine tiefblaue Himmel.

Von der Anhöhe hinter Baccano die Aussicht in das flache Land hinab, das, obschon auch ziemlich dürr, doch von größeren und kleineren Baumpartieen artig durchschnitten, nicht übel aussieht. Hier zeigt sich wieder von Ferne der Apennin mit seinen grandiosen Formen, der vorher nur in einzelnen blauen Spitzen durch die Oeffnungen der kleinlichen dürftigen Hügel durchblickte.

So viele Raubvögel als in der Gegend von Rom sah ich noch nirgends. Natürlich fallen Einem dabei die Augurien

sammt Romulus und Remus mit ihren Geiern wie auch des ältern Tarquinius Adler ein.

Vor Monterosi sehr schönes Thal mit Anbau.

Monterosi ein recht hübscher Ort, liegt an dem sanften Abhange eines ungemein schön bewachsenen Hügels und beherrscht ein recht malerisches, wenn gleich nicht allzu fruchtbares Thal.

Zwischen Monterosi und Nepi ein sehr schöner Eichenwald, der dem entwöhnten deutschen Auge wohl thut. Wie man sich jetzt von der Campagna ab, und den Gebirgen zuwendet, wird die Gegend frisch und grün.

Nepi, eine alterthümliche, befestigte Stadt, mit einem malerischen festen Thurm aus dem Mittelalter. Der Feste gegenüber steht ein kleines Schloß und vor diesem ein noch kleineres Schloß en miniature, das einen Springbrunnen bildet.

Hinter Nepi geht der Weg durch Eichenwälder, die von Stelle zu Stelle ausgerodet sind, so daß Korn zwischen den Bäumen steht und wieder Bäume mitten im Korn, was sehr gut aussieht.

Endlich wird die Gegend baumfrei, und man sieht vor sich den mächtigen Apennin, zu dem ein malerisches Thal hinführt.

Man ist jetzt im Lande der alten Falisker.

Gräßlicher Staub, unerträgliche Hitze.

Oelbäume bedecken die Gegend. Es ist unbeschreiblich, wie zart und duftig diese Bäume mit ihrem weichen grauverfließenden Blätterschlag eine Landschaft machen. In der Ferne sind sie ganz violett getuscht.

Cività Castellana, eine hübsche Stadt, auf einen steilen, aber nicht hohen Felsen gebaut, mit einem schönen Fort. Auf den felsigten Anhöhen hinter der Stadt links Ruinen von der alten Stadt Falerii, wie man sagt. Eine sehr schöne Brücke über eine Kluft führt dahin.

Man spannt Reisenden, die mit vier Pferden fahren, hier

herum fast durchaus ganz ungebändigte Pferde vor, wie man sie von der Weide herein holt, wodurch man manchmal in schlimme Verlegenheit kommen kann. Hier hätten zwei solche Pferde bald den Postillon todtgeschlagen.

Längs der den Horizont begrenzenden Apenninenreihe läuft eine Kette von reichbewachsenen Hügeln fort, auf deren einer Marignano liegt, so schön, als es die Phantasie kaum ausdenken könnte.

Borghetto, einige Häuser. Daneben auf einem Hügel eine alte große Feste, sehr schön gelegen.

Außer Borghetto passirt man die Tiber, über die eine schöne steinerne Brücke führt.

Rechts an der Straße auf einer Anhöhe ein vortrefflich erhaltenes Schloß aus dem Mittelalter. Hier mögen recht die Condottieri ihr Wesen getrieben haben.

Vor Otricoli links auf einem Berge, an dem die Tiber vorbeifließt, gleichfalls ein verfallenes Nest.

Otricoli, eine vormals befestigte Stadt auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges mit Mauern und Thürmen. Herrliche Apenninenlandschaft, die sanft abhängigen, obschon hohen Berge durch weite, frische Thäler verbunden.

Eine schönere Berggegend als die von Rignano kann es nicht mehr geben. Man ist jetzt schon so hoch, daß, obschon auf der rechten Seite des Weges die Berge noch weiter hinaufsteigen, man links eine ungeheure Aussicht in die lachendsten Thäler hat, die mit Oel- und Feigenbäumen, wie ein Garten, besetzt sind.

Schöne Brücke, wobei der Ueberrest einer andern, die, wie man sagt, August bauen ließ.

Keine Sprache der Welt reicht hin, die Schönheit der Gegend zu beschreiben, in der Narni liegt. Zwei Reihen ungeheurer, schön bewachsener Berge schließen eine Thalschlucht ein, wo in einer schwindlichten Tiefe die gelbe Tiber dahin zieht. Ueber die Berge rechts an schroffen Abstürzen läuft die Straße und liegt, in das tiefe Thal hinabschauend, Narni,

28. Vormittags das kapitolinische Museum nebst den Sälen der Konservatoren. Nachmittags, als dem Vorabend des Petersfestes, der Vesper beigewohnt, die der Pabst selbst hielt. Abends Beleuchtung der Peterskuppel und Girandola auf der Engelsburg.

Am 29. war der Arzt krank, weßhalb wir keine Exkursion machen konnten. Ich schlug ab, der Pontifikalmesse zu St. Peter beizuwohnen, da ich mir das leere Possenspiel schon oft genug angesehen hatte und nicht drei Stunden langweilig hinbringen wollte. Dafür besah ich mir Santa Maria degli Angeli, eine der schönsten Kirchen Roms, von Michelangelo aus zwei Sälen der Bäder Diokletians gebildet. Auch trat ich in S. Maria Maggiore ein, die darin herrschende feuchte Kälte trieb mich aber bald wieder heraus, da ich etwas unpaß war und das römische Fieber fürchtete. Nachmittags ließ ich mich ins Trastevere nach der Longara fahren und besah die Farnesina. Welche Bilder! welcher Reichthum, welche Formen in der Geschichte der Psyche; welche Mannigfaltigkeit in den herrlichen Amorinen; welches Leben, welcher üppige Reiz in der Galatea! Schade nur, ich mochte anstellen, was ich wollte, ich konnte das Gesicht der Galatea selbst nicht recht ausnehmen. Aber diese Nymphe, die, indem sie sich dem Rücken des derben Halbmenschen anvertraut, zu sagen scheint: Wohlan, ich vertraue mich dir; mais soyez sage! Dann der andere Seemensch, mit welchen liebeverzehrenden Blicken er die Gelegenheit auf seinem Rücken .... anblickt. Etwas Reizvolleres als den Körper und die Stellung der Galatea selbst kann man sich nicht denken. Eben so die muthwilligen Buben, die sich die überflüssige Mühe geben mit ihren Pfeilen da zünden zu wollen, wo es schon die Blicke gethan haben.

Sodann nach S. Onofrio, wo Tasso begraben ist. Hinter der Kirchenthüre ruht er. Ein kleiner Stein deckt sein Grab, ober dem sein Bildniß hängt, das ich nicht recht ausnehmen konnte, obschon ich Lichter herbeibringen ließ. Auf der Anhöhe hinter der Kirche steht eine Eiche, Tasso's Eiche genannt,

von wo aus man die reichste Aussicht über Rom und die Umgegend hat. Hier soll der Unglückliche gern gesessen und gedacht haben.

3. Juli. Ich habe dem Pabst den Pantoffel geküßt. Der Wunsch, ihn recht nah zu sehen, führte mich in die Galerie, die er passirt, wenn er ausfährt, was er alle Tage um sechs Uhr thut; auch wollte ich einige Rosenkränze von ihm segnen lassen, die zu Geschenken für andächtige Seelen bestimmt waren. Der Pabst kam, wir fielen auf die Kniee. Vor ihm traten vier Gardisten, er selbst wurde von zwei Prälaten geführt. Klein und hager, wie er ist, nahm er sich in einer Art von Pilgerkleide aus weißem Seidenstoff mit einem runden, zu beiden Seiten aufgeschlagenen Hütchen aus purpurrother Seide mit schmalen Treßchen verbrämt, äußerst sonderbar aus. Hätte ich die hündische Art gekannt, wie der Fußkuß geschieht, ich wäre weggeblieben. Man muß sich dazu, da der schwache Alte den Fuß nicht heben kann, fast auf den Bauch niederlegen. Ins Himmelsnamen! Man thut wohl viel ärgere Dinge!

In der Galerie des Kardinal Fesch gewesen. Eine fürstliche Sammlung, aber in einem schlechten Lokal, schlecht geordnet. Wo mag der heilige Mann all die herrlichen Dinge zusammenge — kauft haben. Eine heilige Familie von Raphael in seinem zwölften Jahre gemalt; mit weniger Sinn für Farbe, als man denken sollte. Ein Christus am Kreuz mit mehreren Heiligen aus Raphaels erster Manier. Göttlich trotz ziemlicher Trockenheit. Es ist wirklich etwas daran, daß Raphael den Ausdruck des Heiligen in seinen spätern Jahren etwas verlernt, aber er hat es reichlich durch andere Vorzüge ersetzt. Diese Figuren und Gesichter haben eine Reinheit, einen Nimbus, der den Beschauer außer sich selbst setzt. Deutlich ist in diesem Bilde noch die Manier seines Meisters, Peter Perugino. Eine strenge, aber schöne Madonna von Francia. Ein paar Peruginos, ein herrlicher Paul Veronese, eine Madonna von Guido, die mir nicht recht gefällt.

le Vene, bis zum Gipfel ganz mit Häusern bedeckt, die die Stadt Trevi bilden.

Foligno, eine große Stadt. Von hier aus wird die Gegend flacher und gemeiner, obgleich auch fruchtbarer. Das prosaische Korn steht allerwärts, daß einem Wirthschaftsverwalter das Herz im Leibe lachen müßte.

Gleich außer Foligno passirt man Spello, einen wenig bedeutenden Ort.

Degli Angeli, Postenwechsel. Kurz bevor man hinkommt liegt rechts auf einem Berge Assisi, der Geburtsort des heiligen Franz, der den Beinamen von ihr führt. Herrliche Lage. Dem Anschein nach ist die Stadt recht artig.

In Degli Angeli prächtige Kirche, hart an der Straße, unsinnigerweise nebst der Kuppel zugleich mit einem Glockenthurm verziert, oder vielmehr verunziert.

Schöne Brücke über die Tiber, besonders steil und hoch gewölbt. Ueppige Fruchtbarkeit der Gegend.

Der Weg steigt nun wieder aufwärts und von der Spitze eines äußerst malerischen Berges winkt Perugia dem Wanderer entgegen.

Die Stadt selbst ist sehr hübsch und sehr alterthümlich. Vortreffliches Pflaster, reinliche Straßen, die jedoch alle starken Abhang haben. Von Gebäuden ist die Domkirche und der Gouvernementspalast merkwürdig. Letzterer soll nach der Angabe des Pietro Perugino gebaut sein. Das Ganze ist durchaus gothisch. Die Fenster in dem ersten Geschoß viereckt, in den obern mit spitzigen Bogen, haben jedes in der Oeffnung drei Säulchen als Gitter. Trefflich — ist das Portal, mit Laubwerk und kleinen Bildern in Stein verziert. Die kleinen Säulen an diesem Portal ruhen, statt der Basen, sonderbar genug auf liegenden Löwen. Auf der Spitze dieser Säulen stehen wieder Löwen und zwar geflügelte Löwen. Dieses Letztere trägt noch mehr bei, die Erinnerung an den Marcuspalast in Venedig hervorzurufen, dem das Gebäude auch sonst noch in Manchem gleicht. Es ist übrigens dieses schöne Werk

durch Vermauerung, Erweiterung, Verkleinerung mehrerer Fenster sehr verunstaltet worden.

Zur gothischen Domkirche steigt man auf mehreren Stufen empor, die ganz um die Kirche herumlaufen. An der Hauptfaçade ist die Wand ungefähr zwei Klafter hoch mit kleinen Vierecken bedeckt, in denen sternförmige Felder, roth bemalt, eingeschlossen sind. Die Thüre hat zu beiden Seiten Wandpilaster, in denen gutgearbeitete bärtige Menschenköpfe eingehauen sind. Die Kirche hat ein gutes Bild von Baroccio, die Kreuzabnehmung. Man zeigte uns noch einen heiligen Sebastian und zwei andre kleine Bilder, angeblich von Perugino, aber die Dinger waren so schwarz und der Abend schon so nah, daß man kaum noch etwas erkennen konnte.

Sehr merkwürdig ist das sogenannte collegio di cambio sammt der daranstoßenden Kapelle, ersteres von Peter Perugino selbst, letzteres nach seiner Angabe von seinem Schüler gemalt. Im ersten Saale ist eine schöne Transfiguration, wovon man behauptet, daß Christus sammt den beiden Patriarchen von Raphael gemalt sein soll. Zwei Bilder, wovon eines mehrere Helden, Leonidas ꝛc., dann das zweite, biblische Personen sammt den verschiedenen Sibyllen vorstellt, konnte ich wegen der Dunkelheit nicht recht ausnehmen.

In der Kapelle ist eine Zusammenkunft Maria's und der Elisabeth: sehr schöne Zeichnung und Zusammenstellung, auch sonst noch andere größere und kleinere Bilder, aber, wie gesagt, die Dunkelheit hinderte, Alles zu sehen.

Auf dem Markt vor der Kirche ist noch ein hübscher Brunnen in altdeutschem Geschmacke. Zwei Becken sind übereinandergestellt, wovon das obere auf dünnen Säulen ruht. Bildwerke, größtentheils biblisch; doch auch die Fabel vom Wolf und Kranich, ferner Romulus und Remus mit ihrer Wölfin zieren, in Felder abgetheilt und durch mancherlei gothische Säulen getrennt, den Umfang.

Die Weiber sind hier sehr hübsch, gut gebaut und haben

vorzüglich schöne und volle Brüste. Auch an Lustigkeit scheint's ihnen nicht zu fehlen, denn eben jetzt, um 4 Uhr, sage: 4 Uhr Morgens, tanzen mehrere Paare zu Tamburin, Violine und Pfeife auf dem Markte eine Art von Tarantella.

Die Sonne hier über diesem Meer von Burgen, über dieser ungeheuern, blühenden Aussicht aufgehen zu sehen, welch einziger Genuß!

7. Juli.

Abreise von Perugia Morgens um 5 Uhr. Das Thal, durch welches der Weg führt, minder schön als bisher, aber doch noch immer hübsch genug.

Es ist keine Einbildung, die Gesichter der Bauernmädchen hier herum erinnern auf die Bilder des Peter Perugino.

Magione, erster Postenwechsel.

Links am Wege auf der Höhe außer dem Orte ein fester Thurm aus dem Mittelalter.

Es scheint hier herum ein hübscher Weiberschlag zu sein.

Eine halbe Stunde außer Magione läuft der Weg am Trasimenischen See vorüber, heut zu Tage Lago di Perugia. Schöne Berge schließen von allen Seiten diesen großen, herrlich blauen See ein. Wo hier das Treffen zwischen Hannibal und den Römern vorfiel, läßt sich nicht errathen, da die vielen Berge und Hügel nirgends beinahe ein Schlachtfeld darbieten. Doch nein, die Entfernung täuschte das Auge. Die Berge sind jenseits weit genug vom Ufer entfernt und nähern sich demselben in sanften Abdachungen. Wenn die Römer am See aufgestellt waren, so begreift sich wohl, wie sie von den Karthaginensern geschlagen werden mußten; deren Stoß von der Höhe herab wirkte. Auch ist hier, zwischen zwei Reihen von Bergen eingeschlossen, kein Ausweg für den Flüchtigen, als, dem Abhang folgend, in den See hinein.

Im See watend ein hübsches, etwa 14jähriges Mädchen mit lang herabhängenden gelben nassen Haaren. Ein Seenixe wohl gar.

Was sind die Mädchen hier herum hübsch! Hier fangen

sie auch schon an, nach Art der Florentinerinnen schwarze runde Männerhüte zu tragen, aber noch lange nicht so elegant, ohne Band und Federstrauß.

Case del piano, Postenwechsel. Obschon man hier noch im Kirchenstaate ist, merkt man doch schon an den Postillons, daß man sich dem Toskanischen nähert. Voll leerer Complimente, ein unendliches Geschwätz, wobei aber nichts zu Stande kommt.

In Lurzano ist die Grenze gegen Toskana. Ein herrliches Thal bezeichnet den Eingang des schönen Landes.

Rechts auf einem Berge Cortona.

Camuscia, erste toskanische Post. Ein wunderschönes Mädchen, Tochter des Postmeisters, schien zu versprechen, was wohl ihre Schwestern am Arno halten werden.

Das Thal, das man nun passirt, heißt Chiana und ist als die Kornkammer von Toskana berühmt. Einst war es ein sumpfiger See.

In Castiglione fiorentino bekamen wir keine Pferde, weil alle für die Reise des Kaisers genommen waren. Wir mußten daher mit denselben Pferden weiter fortfahren.

Obgleich Arezzo auf einer nicht unbeträchtlichen Anhöhe liegt, so sieht man es doch erst, wenn man schon dicht davor ist, weil ein vorliegender Hügel es verdeckt.

Die Stadt war vormals befestigt. Sie hat noch Mauern; die Gräben sind aber ausgefüllt. Breite Gassen gut gepflastert, aber sehr abhängig.

Merkwürdig ist die Domkirche, in einem ähnlichen Styl gebaut, wie die von Perugia, aber minder von außen verziert. Ein Deutscher, den sie Jacobo nennen, soll der Baumeister gewesen sein. Man steigt auf zehn bis zwölf Stufen in zwei Abtheilungen zu dem gothischen Portal, dessen Verzierungen von gewaltthätiger Hand höchst beschädigt sind. Inwendig macht die Kirche einen sehr guten Eindruck. Herrlich sind die gemalten Fenster. So schön habe ich sie nirgends als auf dem Nonnberge in Salzburg gesehen. Den Maler

nennt man Marseille, einen französischen Geistlichen. An Gemälden sind noch zwei des Aretiners Benvenuti merkwürdig: St. Donato und die bekannte Judith, die von Stufen herab den Kopf des Holofernes dem Volke zeigt; ein schönes Bild.

Wichtig ist St. Maria della Pieve mit drei Reihen gothischer Säulen übereinander, was einen eigenen Eindruck macht. Der Thurm ist geschoßweise jedesmal mit zwei Bogen durchbrochen. Es soll einst ein römischer Tempel gewesen sein. Wenigstens befinden sich im Innern nebst mehreren gothischen, auch einige offenbar antike Säulen. Es sind darin gute Gemälde von Giotto und besonders von Vasari, hauptsächlich von Letzterm ein h. Georg. Es war schon zu dunkel, um Das recht zu genießen.

Der palazzo publico ein alterthümliches Gebäude, übrigens weniger schön als der in Perugia.

Sehr schön ist hier das weibliche Geschlecht. Herrlicher Wuchs, schöne Gesichtsbildungen. Ein Unzahl hübscher Mädchen; aus jedem Fenster guckte eine.

Hier ist Petrarca geboren und Guido, der das Solfeggiren erfand; auch der Maler Vasari.

8. Juli.

Morgens um 5 Uhr von Arezzo fort.

Ich muß den Aretinern als Spaziergängern vor den übrigen Italienern alles Lob ertheilen. So früh es war, als wir die Stadt verließen, fanden wir doch schon mehrere Gruppen, die sich in der schönen Gegend ergingen und also wohl schon vor vier Uhr aufgestanden sein mußten.

Bald hinter Arezzo passirt man die Chiana, die dem ganzen Thal den Namen gibt.

Die Gegend fängt an gemein zu werden.

Levana, Postenwechsel.

Ich kann heute nicht schreiben, denn ich befinde mich recht übel. Die Hitze ist diese letzten Tage so fürchterlich gestiegen, daß man sich kaum mehr zu helfen weiß ....

Endlich Florenz von Weitem — näher und näher — nun

fahren wir in die Stadt ein. Das Schloß ist schon voll, uns wird unsere Wohnung im englischen Gasthof al pelicano angewiesen.

Nach dem Essen sogleich die Stadt besehen. Florenz hat Das mit Venedig gemein, daß der Anblick der Stadt die ganze Vergangenheit derselben lebhaft in die Erinnerung bringt. Ueberall, wo man in der Stadt geht, kommen einem die Medizäer und ihr edler, großer, grandioser Geist entgegen. Man hat Florenz das italienische Athen genannt; ich finde nichts Passenderes, wenigstens was die zuerst auffallende Oberfläche betrifft. Wenn man vor dem alten palazzo ducale steht mit seinen Denkmalen und Bildwerken, in der davor liegenden Halle, in dem ehrwürdigen Umfang der Akademie, so fühlt man recht das Treffende dieser Vergleichung. Abends im Theater della Pergola. Man gab Rossini's Cenerentola. Eine Madame Mombelli sang, zwar manierirt, aber sonst brav. Das Uebrige so unbedeutend als die Composition. Das Ballet sehr schlecht. Das Theater ist weder besonders groß noch schön. Dagegen aber nimmt sich Gesang und Musik recht gut darin aus.

Am 10. Juli Abends nach 6 Uhr von Florenz fort. Am Thore, durch das man hinausfährt, steht eine Art von Triumphbogen.

Vom Berge außer der Stadt warf ich noch einmal den Blick zurück nach der herrlichen Stadt, die, im Strahl der Abendsonne glühend, zauberhaft in ihrem Thale, einem der schönsten, die es geben kann, dalag.

Ein Erlebniß.

Aus dem Tagebuche 1822.



(Aus dem Tagebuche.)

1822. 5. Mai. Gestern begegnete mir einer der sonderbarsten Vorfälle in meinem Leben. Frau v. P., deren Tochter, die ich gekannt, vor einiger Zeit gestorben ist, läßt mich bitten, sie zu besuchen. Beinahe ein volles Jahr vor dem Tode ihrer Tochter war ich aus ihrem Hause weggeblieben, theils weil ich in dem dort herrschenden Tone etwas Gesuchtes zu bemerken glaubte; theils weil ich fürchtete, es könne durch Zeit, Gewohnheit und Gerede der Leute ein näheres Verhältniß zwischen mir und der Tochter vom Hause, einem übrigens höchst geistreichen, gebildeten, guten Mädchen entstehen, das, wenn auch nicht gerade schön, doch besonders durch ihren über allen Ausdruck schönen Wuchs auch äußerliche Vorzüge genug besaß, um eine solche Furcht nicht ungegründet zu machen. Zu all Dem gesellte sich noch meine alte Menschen- oder vielmehr Gesellschafts-Scheu, und kurz, ich blieb weg. Nach einigen nur schwachen und bald ganz aufgegebenen Versuchen, mich wieder in ihren Kreis zu ziehen, stellte sich auch die P.sche Familie darüber zufrieden, und ich hatte alle Ursache zu glauben, daß sie, mutatis mutandis, eben so wenig mehr an mich dächten, als ich an sie. Verflossenen Winter höre ich plötzlich, Marie P. sei schwer krank. Sie war mit ihrem Bruder bei meinem Onkel S. auf dem Balle gewesen, hatte stark getanzt, während ihr Bruder, der sich unwohl befand, unmäßig Thee trank, um sich von dem

starken Grimmen, das ihn plagte, zu befreien, dadurch aber nur das Uebel stärker machte und vor Schluß des Balles mit seiner Schwester nach Hause fahren mußte. Zu Hause angekommen, nimmt der Schmerz zu; das Mädchen in ihrer Gutmüthigkeit will Niemand wecken, läuft selbst, noch vom Tanzen erhitzt, in die Küche, macht Thee, wärmt Tücher, besorgt den Bruder. Des andern Morgens findet man sie in heftigem Fieber, sie hat sich erkältet und ist nun selbst sehr krank. Die Krankheit nimmt zu, greift besonders auf die Nerven, weicht aber doch endlich der vereinten Bemühung geschickter Aerzte, und das Mädchen naht der Genesung.

Beinahe erst in diesem letzten Zeitraume erfahre ich etwas von der ganzen Sache. In Zweifel, ob ich hingehen soll, oder nicht, entscheidet sich meine Trägheit, wie gewöhnlich, für das Letztere, und ich ging nicht. Kurz darauf höre ich, das Mädchen sei von Neuem in die Krankheit zurückgefallen, die nun ganz einen nervösen Charakter angenommen habe, und als ich eben bei meiner Tante S. bin, fragt mich diese, wie um etwas ganz Bekanntes: Du weißt ja doch, daß Marie P. gestorben ist? Ich war heftig erschüttert; obgleich mehr über das Unerwartete, als über die Sache selbst, obschon ich das Mädchen wahrhaft geschätzt hatte und ihren Umgang gewiß gesucht haben würde, wenn ich überhaupt Umgang suchte und der etwas gezierte Ton ihrer Verwandten nicht ein unangenehmes Licht auf sie selbst geworfen hätte. In ein paar Tagen darauf war das Leichenbegängniß. Ich ging an der Stephanskirche vorüber, als man eben die Anstalten dazu machte, und ward innerlich ergrimmt über mich, daß mich der traurige Fall so gleichgiltig lasse. Ich nahm es als einen neuen Beweis einer seit einiger Zeit nur zu deutlich empfundenen allmähligen Verhärtung des Herzens, das mich zuletzt noch zu einem Ideen-Egoisten machen wird, wie es Egoisten des Vortheils gibt. Wie gesagt, ich ärgerte mich über meine Gefühllosigkeit und ging in die Kirche, um mich auf die Probe zu stellen, wie weit das ginge. Der Leichen-

zug kam, die Bahre mit dem Jungfrauenkranz geziert, hinterher der alte, grämliche Bediente, der mir oft, wenn ich neben dem Mädchen saß, die Teller gewechselt, sonst barsch, fast grob, jetzt in Thränen zerfließend, fast wankend bei all seiner derben Beleibtheit. Alle Anwesenden weinten „über das brave, schöne Fräulein, das so wohl ausgesehen und so früh sterben müssen". Da kam mir denn doch auch eine Art Rührung an, aber mehr eine allgemeine, auf die Hinfälligkeit des ganzen Menschengeschlechtes gehende; nur wenn ich mir in der Phantasie das Mädchen, im Sarge liegend mit geschlossenen Augen, mit gefalteten Händen, ausmalte, mischte sich ein persönliches Bedauern mit ein, das aber bald wieder verschwand.

Ich habe diese Verstocktheit, diese Gefühllosigkeit zur Zeit, wenn mich fremdartige Ideen beschäftigen, oft mit innerlichem Grauen an mir bemerkt. Kurz, das Mädchen ward eingesegnet, ich lehnte während der Grabgesänge, in Dumpfheit versunken, an der Wand und ging eben so wieder nach Hause. Am vorhergehenden Tage des Morgens hatte ich Vater und Bruder der Verstorbenen bei einem Spaziergange begegnet, ich wollte sie nicht ansprechen und grüßte nur im Vorübergehen. Der Bruder sah zur Erde. Der Vater aber warf mir einen halb trostlosen, halb grimmigen Blick zu.

Die Sache war für mich abgethan, ich dachte auf nichts weiter. Nur Eins muß ich erwähnen, so lächerlich es klingen mag. Von Jugend auf war ich nicht frei von Gespensterfurcht, die aber von Zeit zu Zeit bei einzelnen Anlässen bis zum Thörichten sich vermehrte. Zum Beispiel, als ich die Ahnfrau schrieb; nicht bei meines Vaters, wohl aber sehr bei meiner Mutter Tode. Seit einer längern Periode war ich frei davon geblieben. Nach diesem Begräbniß kehrte sie auf einmal sehr heftig wieder. Alle Abende glaubte ich, Marie P. müsse mir erscheinen und — sonderbar genug! — müsse mir Vorwürfe machen, daß ich mit Ursache an ihrem Tode sei; sie habe mich heimlich geliebt. Zu letzterer Ver-

muthung hatte ich um so weniger einen Grund, da mir das Mädchen nie ein Zeichen von tieferer Neigung gegeben hatte und selbst, wenn wir beisammen waren, sie sich immer mehr um meine Arbeiten als um mich zu interessiren schien. Genug, so war's. Auch diese Abendmahnungen gingen vorüber, und ich dachte nicht mehr an die Sache.

Vorgestern, beinahe sechs Wochen nach dem Todesfalle, kömmt der junge P. zu mir; in Thränen ausbrechend, bittet er mich im Namen seiner Mutter, sie nächsten Tags zu besuchen. Er ging bald und sagte nichts Näheres. Ich dachte: sie wollen dem Mädchen einen Grabstein setzen und verlangen von mir eine Inschrift. Manchmal kam mir der Gedanke, sie habe mir ein Andenken, einen Ring oder dergleichen hinterlassen, wie man wohl Bekannten zu geben pflegt, immer aber verwarf ich diese Idee wieder als Eingebung der Eitelkeit.

Des andern Tages gehe ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Thränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, schließt die Thüre ab, setzt sich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geschieht. Nun zieht sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geschriebenes Heft heraus, es ist das Testament ihrer Tochter. Darin blätternd und den gehörigen Artikel aufsuchend, sagt sie: Es war der Wunsch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das sie selbst heimlich gezeichnet und sehr werth gehalten hat. Daß es doch lieber Ihrer Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? versetzt die Frau, auch das bestimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es selber begehren würden. Und nun bricht sie in Thränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt Alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieselbe aber mit so ungeheurer Selbstbeherrschung verborgen, daß weder ich, noch ihre Eltern etwas davon bemerkten, erst das Testament gab darüber Aufschluß. Wohl war den Eltern ein gewisses Interesse für mich nicht verborgen geblieben, das sie aber, wie ich und Jedermann,

auf meine poetischen Arbeiten bezogen. Auch schien in der letzten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahndete die Ursache nicht.

Das Testament machte Alles klar. Mein Wegbleiben aus dem Hause ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie suchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt gewordenen Verhältniß mit Katty F* und schwieg gegen Jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm sie keinen Antheil. Um so weniger konnten jene die Ursache des Trübsinns erfahren, der sie nunmehr befiel, und die sie in körperlichen Zuständen suchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht erfahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie sagte Niemanden etwas davon, setzte sich aber hin und schrieb auf zwei Bogen ihr Testament, in dem sie auch ihre tiefe Neigung mit den bestimmtesten Zügen ausdrückt. So verlebte sie den Sommer still und ruhig. Bei Anfang des Herbstes wiederholte sich ihr der vorige todverkündende Traum, und nun erzählte sie ihn ihren Eltern, indem sie ihre Ueberzeugung aussprach, daß sie gewiß sehr bald werde sterben müssen. Aber noch kein Wort über ihre Leidenschaft. Die Eltern suchen sie von dem Albernen ihrer Besorgniß zu überzeugen, Aerzte verlachen die Furcht der scheinbar von Gesundheit Strotzenden. Im Winter erkrankt sie, wie oben erwähnt ist, wird besser, schlimmer, stirbt. Kurz vor ihrem Tode verließ sie jene früher auf ihr gelastete Melancholie; sie ward heiter, fröhlich, gesprächig und erklärte, daß sie nie glücklicher gewesen sei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung. So starb sie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß sie für mich sorgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; Das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerstreut hörte ich Das alles an,

schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Thräne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte. Angegriffen hat es mich wohl, aber, weil ich sonst die Frau etwas geziert und outrirt in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht los werden, obgleich bittre Thränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr beurkundeten.

Verständige Männer haben es nicht für schlechthin unmöglich gehalten, daß Abgeschiedene nach ihrem Tode den Rückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Gegentheile wohl nie im Ernste gezweifelt, halte es aber jetzt für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erschienen sein.[1]

[1] Das Testament der Marie Piquot hat sich nebst der Erzählung ihres Traumes in Grillparzers Nachlasse vorgefunden und ist in der „Neuen Freien Presse“ vom 7. Juli 1880 abgedruckt worden.

Grillparzers

Sämmtliche Werke.

Vierte Ausgabe in sechzehn Bänden.

Sechzehnter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1887.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.



Tagebuch
auf der Reise nach Deutschland
1826.

Am 21. August Abends um ½10 Uhr von Wien abgereist. Mit traurigem Gemüth. Vorzüglich angeregt durch die unwillkürliche Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit jenem, in dem ich Wien vor sieben Jahren zur Reise nach Italien verließ. Damals voll Hoffnung und Blüthe, „im Uebermuth des Wagens und der That" — jetzt beinah verwelkt und kleinlaut. Weiß Gott, ich zwinge mich zu dieser Reise, und ich applizire sie mir wie eine Vesikatur als letztes Mittel, um zu sehen, ob's noch zieht und ob noch ein Rest von Lebenskraft vorhanden.

Ich beginne diese Reise mit einem eigenen unangenehmen Vorgefühle.

Im Wagen ein Kaufmann aus Wien und zwei Juden. Höchst unangenehm.

Die Nacht hindurch gefahren. Aufgang der Sonne in der Nähe von Znaim. Erinnerung an die fatalen Reisen, die ich auf derselben Straße mit dem nunmehr verstorbenen Graf Stadion gemacht. So wenig angenehm nun der gegenwärtige Ausflug ist, so soll er doch, will ich hoffen, besser ausfallen, als jene Frohnfahrten.

Den Tag im Wagen zugebracht, wie man ihn nach einer durchwachten Nacht, zerschüttelt, von Hitze und dem ungeheuersten Staube gequält, vis-à-vis von zwei Juden zubringen kann. Mittags in Budwitz. Gegen Abend glücklicherweise vor Iglau die Achse gebrochen. Glücklicherweise, da der Zufall doch Gelegenheit gab, ein wenig sich zu erholen.

Komisch war anzusehen, wie eine Station vor Iglau der

Schmied des Ortes den Condukteur auf den Bruch der Achse aufmerksam machte. Der Mann hatte auf eine fast unbegreifliche Weise das am unteren Theile der Achse befindliche Gebrechen im Vorbeigehen sogleich bemerkt. Kaum aber hatte er es ausgesprochen, als alles über ihn herfiel, ihn mit Schimpfworten überhäufte, seine angebotenen Dienste zurückwies, und doch war die Achse wirklich gebrochen und wir waren ihm eher Dank schuldig. Ich erkundigte mich und erfuhr nun, daß der Mann, wie gesagt, Schmied des Ortes, und wohl oft ohne Arbeit, sich ein eigenes Geschäft daraus mache, den ankommenden Wägen aufzulauern und den Leuten die gute Laune durch Entdeckung eines Gebrechens an denselben zu verleiden. Daher ist der Mann bekannt und verhaßt. Niemand läßt etwas bei ihm repariren, sondern man fährt aus Abgunst lieber mit Gefahr eine Station weiter, und doch setzt der Schmied sein odiöses Geschäft immer fort.

Ich bewunderte, wie ruhig er fort ging, wie er auf alle Schmähungen nicht ein Wort erwiderte, als ob die Anderen ein Recht hätten, sie ihm zu sagen. Er soutenirt wenigstens seinen Charakter.

In Iglau 2 Stunden, während der Wiederherstellung der Achse herumgeschlendert. Die Stadt nicht übel, der Menschenschlag hübsch. Ein Haus nahe dem Thor von oben bis unten mit beinahe ganz geschwärzten Malereien bedeckt. Oben und unten biblische Geschichten, in der mittleren Reihe den Einzug eines großen Herrn darstellend, Karls des V., wie man mir sagte. Das Ganze recht gut gemalt; besonders scheinen in dem Festzuge die Gesichter all dieser Ritter und Herren meist mehr Ausgedrücktes und Bezeichnendes gehabt zu haben, als von einer solchen Schilderei zu erwarten ist.

Bei einbrechender Dunkelheit abgereist, die Nacht durch gefahren. Gewitter und Regen. Sobald man die böhmische Grenze überschritten hat, fährt man schlechter, langsamer. — Tagesanbruch. Bilde ich's mir ein, oder ist die, im Grunde nicht so üble Gegend wirklich — wie soll ich's nennen? —

ernster, herber, rauher als in Oestreich und Mähren, Straßenbettler häufiger und unverschämter. Einem meiner Reisegefährten fiel der Mantel vom Wagen; der Postillon stieg ab und holte ihn, der etwa zehn Schritte zurück lag.

Da wir in der Station angekommen waren, begehrte der Postillon ein eigenes Trinkgeld für das Holen des Mantels.

Endlich erblickt man Prag, herrlich gelegen im Umkreise seiner Berge.

23. Ich kam mit einer Art Vorurtheil gegen Prag hier an. Das wahrhaft läppische Mißverstehen meines Ottokar, die lächerliche Wuth, in welche der beschränkte Nationalsinn der hiesigen Einwohnerschaft über dieses unschuldig gemeinte Stück gerieth, hatte mich höchst ungünstig vorbereitet. Demungeachtet aber konnte ich mich des grandiosen Eindruckes nicht erwehren, den diese Stadt auf jeden Beschauenden machen muß. Die Lage im Kessel von schönen und reich bepflanzten Bergen, überall vortheilhafte Linien bildend, der breite Fluß mitten durch die Stadt, das Häusergewühl durch sonderbare Thürme und hervorragende Gebäude aller Art wohlthuend unterbrochen und in Partien gesondert, der Hradschin das Ganze krönend, Alles trägt dazu bei, diese Stadt, recht gemäldehaft, zu einer der schönsten für den Beschauer zu machen. Es ist hier etwas, das an Venedig erinnert; das Fortlebende nämlich, das Alterthümliche zwischen und neben dem Neuen. Rathhaus und die Thürme an der Brücke rufen Florenz zurück, und im Ganzen machte mir Prag wirklich einen ähnlichen Eindruck mit letztgenannter Stadt.

Der schönste Ueberblick ist vom sogenannten Lorenz-Berge. Ich war mit Pußwald gegen Abend in dem dort oben gelegenen Gasthause, die Hasenburg genannt, und ich muß gestehen, daß ich mir etwas Reizenderes kaum denken kann, als Prag von diesem Standpunkte. Die Bauwerke aus früherer Zeit haben hier durchaus etwas Phantastisches, das in einem sonderbaren Einklange mit dem Geiste der ältesten Geschichte Böhmens, der romanhaftesten, die ich kenne, steht. Diese

vielen Thürme mit vielfachen Spitzen, jeder anders und nur in der Seltsamkeit übereinstimmend; diese Kirchen, kaum Eine schön, aber alle auffallend, mitunter wunderlich, z. B. die Domkirche mit ihren Schnörkeln und Säulchen, mit ihren Strebepfeilern, die nichts tragen, und ihren Bögen, die nichts stützen, ein treffendes Bild der Willkürlichkeit, jedes Glied gleichsam ohne Zweck, wie nur um seiner selbst willen hingestellt, und doch im Gesammteindruck so wunderbar. Kurz, diese Stadt trägt nicht das Gepräge des befriedigten Bedürfnisses, sondern der freien schaffenden Geisteskraft, sie besteht nicht aus Wohnungen, sondern aus Gebäuden. Wenn dieses Letztere freilich nur von den Ueberbleibseln der älteren Zeit gilt, so reihen sich die neueren Häuser ihnen doch so an, daß sie den würdigen Eindruck durchaus nicht stören, und man kann Prag wirklich eine schöne Stadt nennen.

Die Brücke etwas derb, aber schön, die angebrachten Bildsäulen, sonst überall plump, stimmen zum Ganzen; dieser ärmliche Fluß dehnt sich hier zum breiten Strome aus, freilich eben so seicht als er breit ist. Verhüte Gott, daß er je ein Symbol der Nationalbildung sei!

24. Auf dem Hradschin gewesen. Das königliche Schloß sehr unter meiner Erwartung. Ich ziehe die Wiener Burg vor. Dort sieht man doch die Generationen, die daran gebaut haben und freut sich, daß so unumschränkte Herrn sich behelfen und begnügen; hier sind Summen verschwendet und doch nichts erreicht. Das Ganze weitläufig und doch nicht groß; kasernenartig, ohne architektonische Bedeutenheit. Ueberhaupt ist der Hradschin der Ort nicht, von dem aus sich Prag im Glanze zeigt; der Aussicht vom Hradschin fehlt das Beste, der Hradschin selbst nämlich, der den Anblick von Prag erst zu dem macht, was er von jedem andern Standpunkte aus ist. Von der Ferne stellt sich auch das Schloß herrlich dar, in der Nähe, wie gesagt, gefällt es mir nicht.

Die Domkirche besehen. So viel Merkwürdiges, daß man kaum weiß, wo man hinsehen solle. Ottokars Grabmal.

Die Figur verstümmelt, die Nase fort, kaum eine Physiognomie erkennbar. Der Körper tüchtig, nicht allzu groß. Ich habe den Mann aufrichtig um Verzeihung gebeten, wenn ich ihm irgend worin Unrecht gethan haben sollte. Uebrigens zeichnet sein Grab nichts aus und er liegt ununterschieden unter den Spitihniev und anderen Tröpfen, vor denen er so ausgezeichnet war. Die Preußen haben einen Theil dieser Kirche zusammengeschossen, gegenwärtig nimmt sie sich von dieser Kehrseite und im Innern (als Ganzes) nicht zum Besten aus.

Diese Stadt bringt mir, außer einem wirklich ausgeführten (Ottokar), auch noch zwei entworfene Trauerspiele ins Gedächtniß: Drahomira und Rudolf der II. Von ersterem, besonders dem heil. Wenzel, ist namentlich diese Domkirche übervoll. Gemälde, seine Lebensgeschichte darstellend, sein Helm und Panzerhemde, der Ring, an den sich haltend, er getödtet wurde (wenn man anders damals in Böhmen Messing schon kannte); Alles erinnert an ihn und an seinen Bruder Boleslav.

Hingegen kaum eine Spur von Rudolf II. zu finden, und doch muß er für Prag so viel gethan haben.

Das königliche Schloß trägt seines Bruders Mathias Namen an der Stirne. Hat es denn nicht schon Rudolf bewohnt? Der stille Kaiser Rudolf.

In der Judenstadt gewesen. Schmutz, Schmutz, Schmutz! Man begreift, warum dieses Volk keine Schweine ißt.

Es wäre eine eigentliche Hyophagie (Anthropophagie). Und doch sah ich drei der schönsten Mädchen, die ich je gesehen, in dieser Judenstadt, und alle drei offenbar Jüdinnen. Die eine beinahe griechisch und ideal, die anderen menschlich, leiblich, fleischlich, was man will; aber äußerst hübsch.

Diese Stadt hat mich einigermaßen mit der böhmischen Nation ausgesöhnt, die ich nie habe leiden mögen. Eigentlich sollte man über kein Volk aburtheilen, bevor man es in seiner Heimat gesehen. Ist nicht der Italiener, daheim klug wie Keiner, in der Fremde häufig die eigentlichste Karikatur? Gewisse Eigenschaften bedürfen gewisser Unterlagen und Um-

gebungen, außer dem Zusammenhange wird das Consequenteste absurd.

25. Von Prag abgereist. Mit Lohnkutscher; ein alberner alter Mann mit seiner häßlichen aber offenbar gutmüthigen Frau im Fond des Wagens; ich und ein Goldschmied, geborner Böhme, jetzt zu Berlin etablirt, auf dem Rücksitze; eine Art Student als blinder Passagier auf dem Kutschbocke. Staub und Hitze. Langweilige Reise. Die Landschaft unbedeutend, die Staffage (unsere Gesellschaft) ganz analog. Der alte Mann, der nach Töplitz geht, um sich heilen zu lassen (offenbar mit Rücksicht auf das punctum puncti, wie abgebrochene Seufzer und Reden zu seiner Frau andeuten), ist von einem Leichtsinn, wie man ihn in diesen Jahren wohl selten findet, hierin nur mit dem alten F. vergleichbar.

Mittagbrod in ***. Das Essen schlecht, die Zeche verhältnißmäßig ungeheuer. Meine Gesellschaft erboste sich, mich amüsirte das Unverschämte der Forderung und das Benehmen der Kellnerin, eines hübschen und offenbar klugen und bestimmten Mädchens. Seitdem feindet mich der alte Pantalon an und richtet seine Reden vorzugsweise im Wagen an den böhmischen Berliner. Der Mann ist offenbar Beamter und rechnet sich doch wohl zu den Gebildeten; das hindert ihn aber nicht, Urinen statt Ruinen zu sagen, und von einem Gemälde zu erzählen, das der berühmte Maler Raphael oder Gabriel gemalt habe.

Bei Tische die Bekanntschaft einer hübschen Sächsin gemacht, die mit ihrem Mann da war. Schöne blaue Augen, das Uebrige freilich weniger bedeutend.

Gegen Abend die schönen Grenzberge ins Auge bekommen. Das Herz ging mir auf bei dem Anblicke. Sie sind nicht sehr hoch, aber von den reizendsten Formen. Die Sonne im Sinken, einige Wölkchen am Himmel, folglich die Beleuchtung, wie sie eine Berglandschaft erfordert. Ich stieg aus und ging der wehenden Luft entgegen, die Körper gewinnt und trinkbar wird. Die Schönheit der Berge nimmt aber keineswegs zu

im Fortschreiten, wie man mir früher glauben gemacht; die ersten Massen mit ihrem herrlichen Abstich gegen das flache Land sind und bleiben die schönsten.

Die hübsche Sächsin in der Schenke wieder gesehen, gesprochen. Der Mann scheint eifersüchtig.

Die Dunkelheit nimmt zu, die Berge werden formlos, es ist Nacht. Wir fahren noch immer. Endlich beleuchtete Fenster von Töplitz.

26. Gut geschlafen. Früh morgens fort. Hier ward ich das erste Mal in meinem Leben verkauft, und zwar für einen Thaler courant. Der Fuhrmann aus Prag, ein Spitzbube, erklärte nämlich hier erst, daß er nicht bis Dresden fahren könne, statt seiner aber einen andern stellen wolle. Er brachte auch auf der Stelle einen Sachsen im blauen Fuhrmannshemde, der sich mit einigen Späßchen als „ein Franzose" ankündigte, und den ich mir endlich gefallen ließ. Bei der Abreise zeigte sich aber erst, daß sein Wagen schon besetzt sei; und nun erhob er den Kutschersitz zum Cabriolett für zwei Personen, indem er sich selbst auf einem schmalen Brettchen querüber hart an der Deichsel setzte. Der Kutscher widerte mir anfangs mit seiner Gernklugheit, seiner Sprechseligkeit, in der Folge zeigte er sich aber doch als ein tüchtiger, zwar geldliebender, aber nicht gerade habsüchtiger Mann. Belehrungen theilte er überall aus. Den Buben, die die Vorspann führten, predigte er gegen den Eigennutz: Hier habt ihr zwei Groschen mehr, rief er ihnen zu, aber verkauft nicht Leib und Seele für ein paar Dreier! Eure Herzen müßt ihr bilden. Ja, sagten die Knaben, und nahmen das Geld. Hierauf beschloß er seine Passagiers zu unterhalten und hub ein Lied von einem braven Mann ganz gräßlich zu blöcken an. So ging's fort. Die Gegend nicht so schön, als ich sie mir aus Beschreibungen vorgestellt. Die Lage, die Aussicht nicht überraschend, wenn man in Salzburg gewesen ist.

Mittags in Gießhübel. Da hörte ich zuerst dieses Volk seine blöckende E-Sprache ausbreiten. Ein ältlicher Mann

vom Stande quäckte und näselte so, daß mir bald wirklich schlimm geworden wäre. Endlich aufgebrochen und fort durch das schöne, ich möchte sagen gebildete Land. Der Abstich zwischen Böhmen und Sachsen ist wirklich ungeheuer.

Angehalten. In der Wirthsstube ein Mädchen, das mich durch die Unverschämtheit, mit der sie sich Alles bieten ließ, wirklich empörte, und dazu die reine, gebildete Sprache. Ein sonderbarer Eindruck.

27. Dräásden. Gestern Abend hier angekommen. Die Nacht hier geschlafen. Nichts kann mit dem unangenehmen Gefühle verglichen werden, mit dem ich mich hier empfinde. Diese quäckenden Frösche mit ihrer äußern Höflichkeit und innern Grobheit, mit ihrer Bereitwilligkeit und Thatlosigkeit, ihrer schwächlichen Großthuerei, all das eckelt mich an. Wir mußten erst vor zwei Gasthöfen anfahren, bis ich hier, im Engel, endlich Platz fand. Mein Hut war aus Versehen im Gasthause zur Stadt Wien zurückgeblieben. Ich gab gestern zweien von den Hausburschen den Auftrag, ihn zu holen; Jeder von Beiden war so bereitwillig, daß ich fast fürchtete, die Leute könnten sich durch zu große Eile Schaden thun, aber am Ende war Keiner gegangen. Zu Abend bei Tische waren mehrere junge Offiziere, die von nichts Anderem sprachen, als wie viel Flaschen Champagner sie nun getrunken hätten, dabei sprachen sie einige: Gott verdamm' mich und andere derlei Phrasen, und am Ende hatten sie zu Vieren drei Flaschen getrunken.

Die Sprache dieser Leute beleidigt mein Ohr. Ein Oestreicher kann mit seinem Jargon einem Fremden bäurisch vorkommen, die Sprache dieser Leute aber ist unleidlich. Sie ist unmännlich, geckenhaft, wie von und für Kopflose. Alle scharf denkenden und lebhaft fühlenden Nationen sprechen nicht so wohl schnell (Das thun die Sachsen im Uebermaß) als abbrevirt. Sie ziehen zusammen, verschlucken einen Theil der Buchstaben, z. B. Franzosen, Engländer; aber die Leute dahier dehnen jede Silbe, verlängern jedes Wort, hängen überall ein

Lieblings-E an, so daß ihre Sprache endlich ein förmliches Mäh, Mäh von Schafen wird.

Indem ich schreibe, werde ich ruhiger. Ich hatte gestern Abends mich geärgert, die Nacht schlecht geschlafen und mich mit den unleidlichsten Gedanken im Bette herumgewälzt. Mir war, als müsse ich auf der Stelle wieder umkehren und wieder nach Hause reisen. Was will ich denn eigentlich hier? Was will ich im übrigen Deutschland? — Mich zerstreuen? Ich bin zerstreut genug. Wissenschaftliche und Kunstanstalten kennen lernen? — Dazu wird mein Aufenthalt an jedem Orte zu kurz sein. Die Gelehrten, die Künstler kennen lernen? — Gehöre ich denn noch unter sie? Hier ist die Quelle meiner Marter, der Mittelpunkt meines Lebensüberdrusses: daß ich nicht fähig bin zu schaffen und ein dunkles Gefühl mir die Fratze vorhält, ich werde es nie mehr werden, Das jagt mich wie ein gehetztes Wild. Mit welcher Empfindung werde ich den hiesigen Literatoren entgegentreten? Nicht als ob ich sie scheute, dazu achte ich sie zu wenig, und erst bei Goethe wird mir Bangigkeit ankommen, aber am Ende sind sie doch thätig, sind doch was sie sein können, was sie immer waren; und wenn ich mich trotz Allem für besser halte, als sie sind, was nützt mir Das? Selbstschätzung war mir immer fremd, und ich kann nicht begreifen, wie einer dadurch besser sein kann, weil ein anderer schlechter ist, aut Caesar aut nihil. Deutschland ist von meiner Seite sicher vor den welken Früchten eines erkaltenden Talents.

Tieck besucht. Voll Geist ist der Mann und gut spricht er, aber es gibt einen δίκαιος und einen ἄδικος λόγος. Bald unterbrach uns der Buchhändler Schlesinger aus Berlin und schmusete bis ich fortging. Manchen Leuten bleibt es unbegreiflich, daß sie ennuyiren könnten. Als an einem Sonntage die katholische Kirche besucht, Instrumentalmusik und Chöre sehr gut, erstere doch einigemale gefehlt, Flöten verstimmt. Ein trefflicher Bassist. Zwei Kastraten, der Altsänger sehr gut, der Sopran schneidend, in der Höhe falsch, ohne

Verbindung der Fistel- und Mittel-Töne, wenig Gesangbildung. Der König und das ganze königliche Haus in großer Andacht zugegen. In den Gängen der Kirche zwei gallonirte Thürsteher des Königs, die, indem sie jede Störung hindern wollten, selbst die größte Störung verursachten. Nachmittags im Linke-schen Bade. Hübscher Ort. Großes Konzert gegen einen Groschen Einlage. Uebrigens weniger schlecht, als der Preis vermuthen ließ. Die Weiber alle mit der Strickerei in der Hand. Diese Leute sehen sehr gutmüthig, aber langweilig aus. Noch kein schönes, kaum ein paar hübsche Mädchen gesehen. Ich glaube, die Dresdenerinnen kommen mit 30 Jahren zur Welt, bis jetzt sah ich beinahe noch keine junge. Verhältnißmäßig viel Miß-gestaltete und Zwerge.

Abends bei Tieck. Er las den Kaufmann von Venedig vortrefflich. Sein Vorlesen bringt die Wirkung der besten Darstellung auf der Bühne hervor. Da er aber während der Akte nicht absetzte und die Aufmerksamkeit immer gespannt blieb, so ward bei der großen Hitze das Ganze zuletzt in hohem Grade ermüdend, und ich hatte Mühe, die Augen offen zu behalten.

28. Konnte Nachts nicht schlafen. Der kleine Kerl mit seiner Vorlesung hatte mich ganz wirblicht gemacht. (Es regnet.)

Die Galerie besehen. Himmel, welcher Reichthum! Ich dachte immer, die Gemäldesammlung in Wien wäre bedeutend, aber was ist das gegen diese. Ich habe in vier Stunden 413 Nummern besehen und mich absichtlich genau nach der Ordnung der Gemälde gehalten, obschon es mich drängte, einen Blick auf den Raphael zu antizipiren. In die äußere Galerie sind die Holländer, Deutschen und Franzosen verwiesen, das innere Heiligthum haben die Italiener. Mit Recht, däucht mir, wenn man schon nach Schulen und Nationen sondert, was gleichfalls recht ist, wie ich glaube.

An Niederländern nun hat diese Galerie den unglaub-lichsten Reichthum. Historien und Stillleben, Schlacht-, Blumen-,

Fruchtstücke, Landschaften in höchster Vollendung, Alles ist da aufgehäuft, obwohl meistens mehr dem Bezeichnenden huldigend als dem Schönen.

Alles überragend, was ich heute gesehen, steht die Verstoßung der Hagar von Adrian van der Werff, ein Bild, das nach meinem Gefühle dem Herrlichsten an die Seite gestellt werden kann, was die Kunst je hervorgebracht.

29. Ich wollte über diese Hagar noch größere Lobeserhebungen niederschreiben; nun trifft sich's aber, daß von Allen, mit denen ich über dieß Bild gesprochen, Niemand in meine Meinung einstimmen will. Das ist schlimm, bei mir wenigstens immer von großem Gewicht, vornehmlich in Dingen, von denen ich mir keine vollständige Kenntniß zuschreiben kann. Nun denn also, das Fleisch dieser Hagar mag elfenbeinern sein, die Formen sind aber demungeachtet vortrefflich, dieser Nacken, dieser Rücken, diese Arme überbieten sich an Schönheit. Der Faltenwurf ist kleinlich? Warum sollte er hier grandios sein? Daß der kleine Ismael garstig ist, sah ich wohl auf den ersten Blick selbst. Aber nun, welche Wahrheit in der Komposition! Das Gesicht Hagars ist abgewendet, und doch liest man den ganzen Gehalt des Augenblickes in jeder der reizenden Wendungen des Halses, des Kopfes. Wie sie sich nach Abraham hinkehrt, klagend, vorwerfend und offenbar zugleich lauernd, ob nicht ein Wink, eine Bewegung anzeigen werde, daß er nur gezwungen handle, daß sein Herz nicht sei bei seinem grausamen Ausspruch. Und Abraham hat wirklich so viel Gedrücktes, die Wendung der Entfernung gebietenden Hände hat so viel Entschuldigendes, daß ohne die lauernde Sara die Scene wohl eine andere Wendung nähme.

30. 31. Wie leicht vorauszusehen war, die Lust zu diesen Kritzeleien verloren. Vor- und Nachmittag auf der Galerie. Den Enthusiasmus für meine Hagar zum Theil verloren, nachdem ich die unendlichen Werke der Italienischen Schule gesehen. Correggio: Die Nacht, wurde eben kopirt und war

daher nur Theil für Theil, nicht als Ganzes zu betrachten. Hat (vielleicht nur wegen dieses Umstandes) nicht all die Wirkung auf mich gemacht, die ich erwartete. Das Licht, das vom Kinde ausgeht, gibt in seiner nicht von der Natur hergenommenen Weiße dem Ganzen etwas Sonderbares, besonders wird die Jungfrau dadurch für mich beinahe entstellt. Die Hirten in der Entfernung, viel gelber bestrahlt, machen sich lebhafter. Der h. Josef vortrefflich. Wie gesagt, wäre es möglich gewesen, das Bild in gehörigem Abstande und als Ganzes zu betrachten, so würde das Urtheil vielleicht anders ausgefallen sein. Alle Erwartungen erfüllte jene zweite Madonna mit Johannes, Katharina u. s. w. Auf dem dritten Bilde fand ich besonders den h. Rochus mit seinem Helldunkel außerordentlich. Zum h. Georg. Dieser Heilige so schön man sich nur denken kann, dagegen der heilige Johannes viel zu häßlich, die Engel kolossal. Die Madonna, unangenehm hingekauert und wohl gar zu irdisch, das Ganze nach meinem Gefühle zu bunt.

Durch besondere Güte Raphaels Madonna di S. Sisto gesehen, die eben unter den Händen des Restaurateurs sich befindet.

Was ist da viel zu sagen! Die übrigen Bilder und Maler sind unter sich der Stufe nach verschieden, Raphael der Gattung nach. Dieser Bube, mehr ein Erschaffer als Erlöser. Die Augen brennen ihm im Kopfe, dagegen die Jungfrau, die menschliche Mutter des jungen Gottes. Auf allen Kupferstichen und Kopien hat die h. Katharina etwas widerlich kokettes, auf dem Bilde selbst, wie so anders, wie verschämt zierlich. Der heilige Pabst zeigt offenbar mit dem Finger der rechten Hand aus dem Bilde heraus, das Kind schaut bestimmt, die Mutter etwas obenhin in der Richtung des zeigenden Fingers; Katharina's gesenkte Augen blicken beinahe verstohlen ungefähr nach derselben Gegend. Zeigt nicht der Pabst den beiden Himmlischen die Kirche, die er gestiftet, und ist nicht etwa diese Kirche es oder etwa nur ein Altar darin, der

h. Katharina gewidmet, die beschämt und still erfreut über so viel Ehre verstohlen danach hinblickt? Ich wäre begierig, das Eigentliche der Sache zu wissen.

Die Antiken besehen mit schmerzlichen Empfindungen. Es brachte mir die Tage in Rom ins Gedächtniß, die damalige Lage, die damaligen Entwürfe. Was stand alles zu hoffen, wie wenig hat sich erfüllt! Der Welt ward ein Dichter geboren und die Prosa hat ihn getödtet. Ich glaube bald, diese Begeisterung war bloß physisch und hat sich mit den physischen Ursachen zugleich aus dem Wege gemacht. Wohlan! Man muß ausharren bis ans Ende.

Wenn ein eigentlicher Dichter durch nähere Bekanntschaft leicht verliert, so kann dagegen ein schlechter nur gewinnen. Theodor Hell (Winkler) scheint ein gutmüthiger Mensch; er ist als Familienvater höchst glücklich und ich habe die Fähigkeit, glücklich zu sein, immer unter die Tugenden gezählt. Kleinlich sind die Leutchen hier wohl ein wenig, aber nicht bösartig. Ich mußte lachen, wie die Tochter des Hofrath Böttiger ihrem Vater etwas zu melden kam, und während sie sprach, ihren Augen gegenüber ein Stell-Brett voll Phallen und egyptischen Götter-Scheusalen . . . hatte.

Ich bin krank. Das Herumjagen in den Galerien, der ungewohnte Wein und vielleicht ein Abendessen, das Advokat Kuhn gab, haben übel auf mich gewirkt.

2. Sept. Mißmuthig beschloß ich um 11 Uhr nach Tharandt zu fahren, um doch etwas von der gerühmten schönen Natur um Dresden zu genießen. Einige Götterstunden verlebt! Die Gegend ist paradiesisch, die Aussicht von den Ruinen über allen Begriff. Ich weiß nicht, war es die Gewohnheit der letzten Tage, in Galerien heimisch zu sein, oder liegt es im Eigenthümlichen der hiesigen Natur, daß jede einzelne Aussicht sich mir so sehr als ein Gemälde darstellte. Ich habe Das wohl nie in so hohem Grade erfahren.

3. Sept. Nach Leipzig abgegangen. Abends 5 Uhr angekommen. Im Theater „die Italiener in Algier“. Guter Tenor

Vetter. Die Anderen schlecht. Taddeo, ein sächsischer Spaßmacher. Die Leipziger lachten zum Ausschütten, mir aber war der Patron so abgeschmackt, daß ich ihm hätte Nasenstüber geben können. Herr Genast hieß er, denk' ich. Das Innere des Theaters bis auf einen gewissen Grad imposant, mit vor und über einander gebauten Galerien, in einem seltsamen Geschmacke, fast an eine türkische Moschee erinnernd, mit dünnen goldenen Säulchen zu hellen bunten Farben. Die Studenten etwas abgeschmackt herausgestutzt, sonst aber ziemlich gesittet. Zwei von ihnen, nicht jung mehr, mit aufgedunsenen leeren Gesichtern, hatten sich aufs Malerischste in schwarze Anzüge gekleidet, auf dem Kopfe aber trugen sie weiß und blaue kleine Käppchen, auf die Art, wie ehemals die Kurfürsten sie trugen. Hier fängt wohl das Land des Scheines an, obwohl nicht zu leugnen ist, daß sie auch in manchem Wesentlichen uns arme Oestreicher weit zurücklassen.

4. Aus langer Weile Hofrath Wendt besucht. Das ist nun so ein Scheinmensch, ein aufgedunsenes Nichts. In Oestreich hielte der Mann sein Maul und verlöre sich unter der Menge, hier schwatzt er und schreibt und gilt.

Abends mit Wendt, Justizrath Blümner und Graf Hohenthal im Rosenthale. Blümner, ein offenbar sehr gescheidter Mann, übrigens vielleicht etwas intolerant, denn er wurde zusehends kälter, als ich über einige Dinge mein Urtheil gesagt, das offenbar nicht das seinige war.

Mein Uebel verschlimmert sich; die vergangene Nacht nicht geschlafen, mich verkühlt; weil ich's im Federbett nicht aushalten konnte und daher auf dem bloßen Stroh schlief . . .

Hofrath Küstner, wiegt wohl nicht schwer. Ein literarischer petit-maître.

Leipzig hat einen offenbaren Vorzug vor Dresden, nämlich die wunderbare Anzahl hübscher Mädchen, die hier auf den Straßen herumlaufen, indeß das weibliche Geschlecht in Dresden zu dem unbegabtesten gehört, die mir noch vorgekommen.

5. Ueble Nacht. Kaum eine Stunde geschlafen . . . Ich

will demungeachtet noch heute fort nach Berlin, dort kann ich länger bleiben, dort will ich mich pflegen.

Wenn ich meiner innersten Neigung folgte, so würde ich auf der Stelle umkehren und wieder nach Hause reisen. Die Natur in diesen Gegenden ist nicht anziehend genug und die Leute beengen mich. Es war ein Theil des Zweckes meiner Reise, die namhafteren Männer kennen zu lernen, und ich besuche sie mit einer Art Pflichtgefühl, aber nur, damit ich dort war, nicht als ob es mir Vergnügen machte, hinzugehen. Diese Leute haben eine Art Rührigkeit des Geistes, die meine wienerische Trägheit zu Schanden macht und einschüchtert. Ich rede, wenn ich etwas zu sagen habe, und schweige still, wenn ich nichts weiß; diese Leute aber wissen immer etwas; die meisten Gespräche machen mir lange Weile.

Es ist 4 Uhr, um 7 Uhr geht's nach Berlin. Weiß Gott, ich möchte lieber umkehren!

Wir fuhren die ganze Nacht. Nachdem ich drei Nächte schlaflos gewesen, schlummerte ich nun aus äußerster Ermattung fast die ganze Nacht hindurch im Wagen. Ich befinde mich äußerst unwohl, und unter diesen Umständen . . . eine Reise von 23 Meilen im Eilwagen zu machen, der nirgends anhält, ist wohl ein wenig gewagt. Aber mich drängt es weiter. In Berlin kann ich ausruhen. Mein Uebel wird während der Reise vor der Unmöglichkeit Respekt haben.

Preußische Grenze. Visitirt. Anständig behandelt.

Bei grauendem Morgen Wittenberg. Die alte Stadtkirche trat neblig hervor. Luthers Denkmal leider wegen des Dunkels nicht sehen können. Abgeschmackte Gegend, Haide, Haide. So schlimm, so sandig, als man mir es beschrieben hatte, fand ich es denn doch nicht. Treuenbritzen, Potsdam. In letzterem beim Eintritt Strohdächer, baufällige Hütten; in der Nähe des Schlosses Prachtgebäude und breite Straßen. Es regnete heftig, wir konnten wenig sehen. Die Gegend um Potsdam schöner als seit Leipzig, aber doch auch nicht allzuviel. Sanssouci will ich mir in der Folge

einmal besehen. Erst ein paar tausend Schritte vor Berlin merkt man die Nähe einer so großen Stadt. Die Landhäuser von hier an aber wirklich sehr niedlich, besonders mit sehr hübschen Eisengittern eingefaßt. Endlich die Thürme von Berlin. Der erste Anblick imponirt kaum mehr als der von Dresden. Durchs Thor eingefahren. Schön! Die Gebäude schöner, als ich sie in solcher Menge beisammen je gesehen. Die Straßen breit. Königlich. Das Schloß, ohne ein eigentliches Bauwerk zu sein, schön. Im Gasthause zum Könige von Portugal abgestiegen. Alles besetzt, schlechte Stube. Da es regnete und ich zu faul war, weiter zu suchen, blieb ich, gegen das Versprechen einer besseren Wohnung für morgen. Man spielte in drei Theatern; da ich weder Käthchen von Heilbronn mit einer solch obskuren Besetzung sehen wollte, noch der französischen Komödie wieder in die Hände fallen wollte, der ich erst so glücklich in Wien entsprungen, so beschloß ich noch nach der Königsstadt zu gehen, zu fahren vielmehr; denn ich miethete eine Droschke, deren Führer auf eine mich aneckelnde Weise, auf russisch, vermummt war. Gewöhnt ihr euch schon im voraus auf die Livrée eurer künftigen Herrn? Das Königsstädter Theater von außen recht hübsch, weite Vorhallen, breite Gänge. Das Innere nicht minder gut. Drei Reihen Galerien übereinander. Die Vertäfelung des Prosceniums unschicklicher Weise von der Bühne heraus gegen Parterre und Orchester gerückt. Muß Das nicht der Wirkung der Stimme Schaden thun? Die übrigen Einrichtungen vom Leipziger Theater erborgt oder umgekehrt. Man gab ein elendes Lustspiel von Clauren: Das Doppelduell. Die Gesellschaft ungefähr so schlecht als das Personal unserer Josefstädter Bühne. Eine Mamsell Holzbecher wenigstens als Frauenzimmer hübsch. Ueber Spitzedern erschrak ich. So ohne alle Komik, so stümperhaft hatte ich mir ihn nicht vorgestellt. Der andere Komiker Angely langweilig bis zum Sterben. Das Publikum lachte sehr über beide. Hierauf folgte: Zum goldenen Löwen. Hier war Spitzeder besser. Uebrigens beruht

sein Spiel (wie schon in Wien) mehr auf einer Anhäufung äußerer Possen, als auf wirklich innerer komischer Kraft. Für letztere scheint man im nördlichen (protestantischen?) Deutschland überhaupt wenig Sinn zu haben. Angely in diesem Stücke so schlecht als im vorhergehenden. Ich war müde und ging vor dem Ende.

Im Könige von Portugal zu Nacht gegessen, wo die Speisekarte aus zwei warmen und drei kalten Gerichten bestand. In Wien ist man mit zwanzig Nummern kaum zufrieden. Ländlich, sittlich. Zu jeder warmen Speise erhält man unaufgefordert gesottene Kartoffeln.

6. Septbr. Diese Nacht besser geschlafen. Gegen Morgen träumte ich von *** mit eigentlichem Verlangen. Mein Uebelbefinden hält an. Diese Art zu reisen taugt für mich nicht. Ich bin an viele Bequemlichkeiten gewöhnt, die mir hier fehlen, die Fahrt auf der Eilpost Tag und Nacht ist beschwerlich und die immer neuen Gegenstände lassen meinen Geist nicht zur Ruhe kommen, ohne ihn durch ein besonderes Interesse zu begeistern; Das ermüdet mich, greift mich an, macht mich krank.

Ich hatte gehofft, auf dieser Reise mich durch die Nothwendigkeit, mich um Alles selbst zu kümmern, aus meiner Indolenz herauszureißen, aber nichts weniger als dieß. Diese Bemühungen um Kleinigkeiten ennuyiren mich, ich verrichte sie mit Widerwillen und sinke dann in meine alte Unthätigkeit zurück.

Ich will wieder nach Hause. Acht Tage in Berlin bleiben, weil ich nun denn schon einmal da bin; in Weimar den alten Dichterkönig sehen, zu dessen Unterthanen ich einmal gehörte, in München die Galerie, dann nach Wien, um auszuhalten, es komme wie es wolle. Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Ich fühle mich erlöschen von innen heraus.

Habe mir mit dem Barbiermesser den Zeigefinger der rechten Hand halb gespalten, muß daher mit der Schreiberei für einige Zeit aussetzen. Laus deo.

Wenn Autorschaft hier blüht, wen, Freunde, wundert Das?
Stand nah der Sandbüchs denn nicht stets das Tintenfaß?

Lange mich in stumpfer Dumpfheit herumgetrieben; konnte nicht schreiben meines verwundeten Fingers wegen. — Schade! Das Schreiben macht mich meist ruhiger; hier mußte ich dieß Mittel entbehren; noch jetzt wird mir's sauer.

Diese Stadt gefällt mir immer besser, je länger ich mich darin aufhalte; das ist schon ein gutes Zeichen. Wien dürfte auf Manchen leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Alles hat hier einen Anstrich von Großartigkeit, Geistigkeit und Liberalität, der einem armen Teufel von Oestreicher schon des Contrastes wegen wohl thut.

Die Menschen habe ich hier angenehmer gefunden als ich sie mir vorstellte. Ein hoher Grad von Gutmüthigkeit ist hier nicht seltener als in Wien, nur die Art sich anzukündigen und daher auch sie zu erkennen ist verschieden. Der Oestreicher scheint im Auslande leicht ein Tölpel, der Preuße ein Großsprecher; zu Hause sind beide etwas Anderes, wenn sie gleich einen kleinen Beischmack davon behalten mögen. Einen herzlichern Mann als Marchand gibt es auch an der Donau nicht. Die Unterhaltung übrigens ist hier ungleich geistreicher als bei uns, selbst Dem, der sie nicht glänzend will. Eine Tischgesellschaft, die, nachdem sie eine feine Anzahl Rheinweinflaschen überwunden, zu einem Gespräche über die moralische Natur des Menschen überginge, wie dieß bei Marchand der Fall war, gibt es in Wien nicht.

Wenn die christlichen Einwohner beider Städte verschieden sind, so gleichen sich dagegen die Juden auf ein Haar. Bei Mendelssohn gewesen. Er, ein tüchtiger Mann, besser als die Wiener Juden, Madame dagegen und die liebe Familie wie nach den Arnstein, Pereira's, Herz u. s. w. kopirt, oder vielmehr jene nach diesen. Ich saß neben Madame; einmal konnte ich kaum widerstehen, ihr tüchtige Grobheiten zu sagen. Eine thätliche Grobheit wäre mir fast noch näher gelegen.

Wie bald diese Preußen ihre Konstitutionslust verloren haben! Sie vergöttern ihren König, als ob er nicht mehr der von Anno 1806 wäre, und als ob sie Alles erhalten, was sie im Jahr 1816 so heiß zu wünschen schienen; aber am Ende ist er ihr König und sie wollen nicht Wort haben, daß etwas an dem ihrigen mangelhaft sei. Man muß aber auch gestehen, daß die hiesige Regierung, wenn sie einmal im Wesentlichen nichts aufgeben will, sich in Bezug auf das Zufällige musterhaft benimmt, und Oestreich könnte und sollte sich daran ein Beispiel nehmen. Eine Beengung des Einzelnen ist hier nirgends sichtbar, die Polizeivorkehrungen stören nirgends, Kunst und Wissenschaft sind frei und man müßte weit gehen, wenn man sich an den gezogenen Schranken irgend verletzend stoßen sollte. Daher haben die Preußen ihre politischen Anforderungen auch so bald vergessen. Der Geist hat auf so viel Seiten freie Bahn, daß er am Ende die einzige verschlossene kaum mehr vermißt.

In Oestreich zieht man aber die Grenzen immer enger, und das Geistige muß daher entweder ganz erliegen, was doch die Regierung selbst nicht wollen kann, oder es muß einen Satz wagen, wie der eingehegte Hirsch, und — im Springen kömmt man leicht weiter als man glaubte und wollte. Weiß Gott, wie fern mir alles Politische liegt, ich erkenne aber das Verfahren Oestreichs, auch von Seite des Interesses der Regierung betrachtet, als völlig unzweckmäßig.

Die hiesigen öffentlichen Gebäude haben alle beim ersten Anblicke etwas höchst Imposantes, bei näherer Betrachtung verlieren sie aber, theils durch eine gewisse Ueberladung an Verzierungen, die häufig an die Haarbeutelmanier erinnern, theils durch die Art, wie die Säulen angebracht sind, die alle, ohne stark vortretende Substruktion vom ersten Stockwerke an in die Höhe steigen, was auf mich einen widerlichen Eindruck macht, da die Säule, ihrer Natur nach eine Stütze, auf dem Boden ruhen soll. In ihrer hiesigen Anwendung erscheint sie mehr als ein müßiges Beiwerk.

Einer Generalprobe der Oper Nurmahal von Spontini unter persönlicher Leitung des Componisten beigewohnt. Merkwürdig, daß, indeß er den kleinsten Verstoß gegen Rhythmus und die äußere Delikatesse von Seite der Instrumentisten, so wie alles Ungehörige der äußeren Anordnung aufs Strengste rügte, er falsche Intonationen der Sänger gar nicht zu merken schien.

---

28. Abreise von Leipzig, 29. September Ankunft in **Weimar**, 3. October Abreise von Weimar.

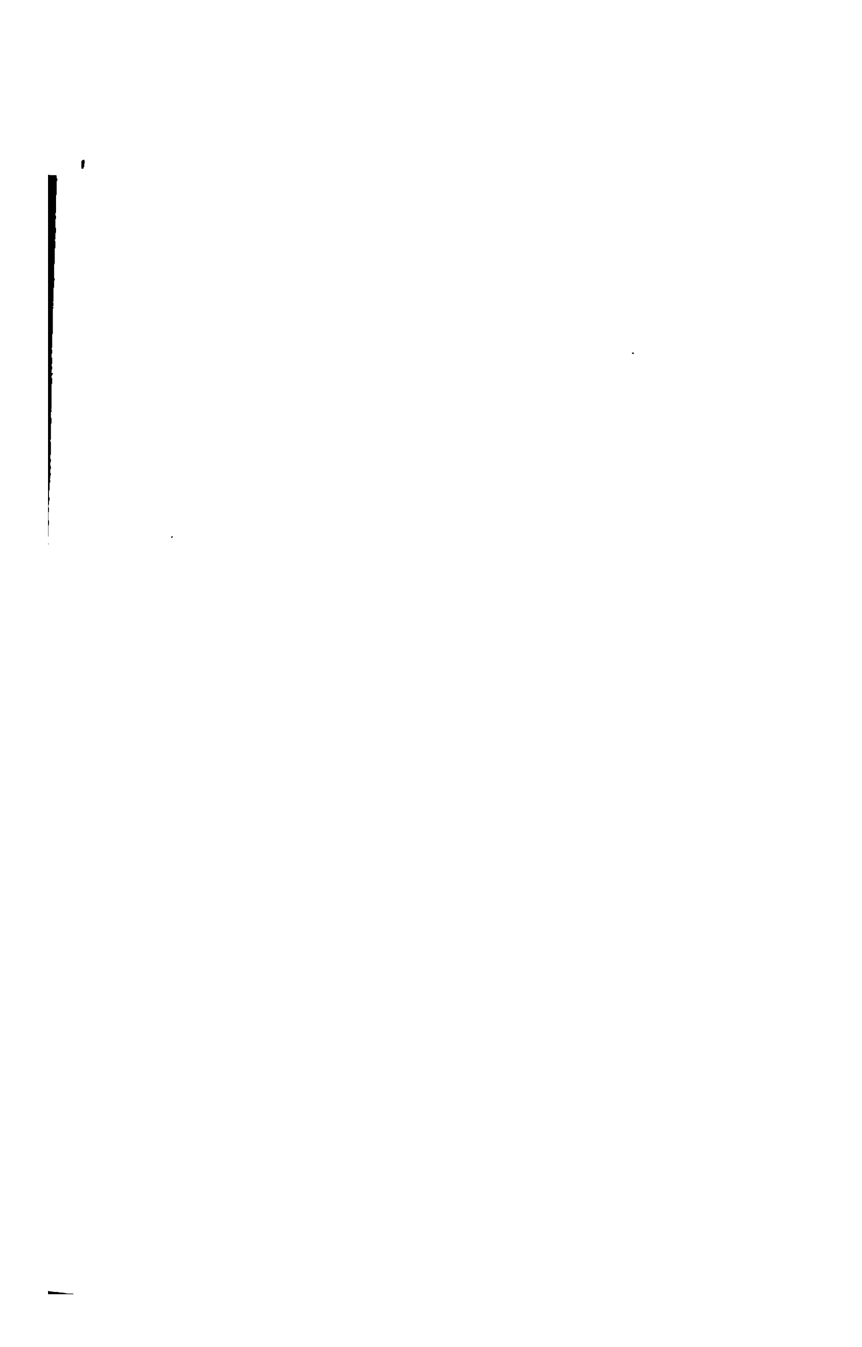
Schleißheim zu ebener Erde I. 2. Paul Veronese. Ehebrecherin. 1 Copie nach Rafael, St. Michael. II. Paul Veronese, Hauptmann von Kapernaum. Titian. Dominichino, Kreuzauflegung. Tintoretto Porträt. C. Poussin, Landschaft. Sarrazeno, 4 Heilige, sonderbar verzückter Franziskus. III. Ein weinendes Mädchen, eins das ihr lächelnd zusieht, Rotari (äußerst lieblich). Wagner, homerische Helden, grandios, ohne Farbe.

Da mein Finger sich immer verschlimmerte und der Wundarzt mir zuletzt alles Schreiben verbot, so will ich jetzt versuchen, abgerissen aus dem Gedächtnisse nachzutragen, so viel ich vermag.

Tagebuch

auf der Reise nach Frankreich und England

1836.



30. März, Abends 7 Uhr, Abfahrt von Wien. Freunde warten am Wagen: Bauernfeld, Nimbsch, nicht Auersberg. Tant mieux.

Im Wagen ein ältlicher Kaufmann, der den Linzer Markt besucht, auf dem Bocke ein hübscher, junger Mensch, sein Begleiter, ein Neffe des Großhändlers Wedl.

Mit völligerer Gleichgiltigkeit hat wohl noch Niemand eine Reise angetreten, und während der schlaflosen Nacht fand ich es höchst lächerlich, sich so vielen Beschwerlichkeiten auszusetzen, ohne daß der Zweck nur irgend einen Genuß verspreche. Ja es gibt Augenblicke, wo mich der Gedanke anwidert, in einer fernen Stadt unter fremdredenden Menschen mich herumzutreiben, ich, der ich mich überhaupt nicht gern herumtreibe. Aber alea jacta est. Es gilt eine homöopathische Kur. Wem die gewöhnlichen Widerwärtigkeiten zu schwer fallen, der kann nur durch ungewöhnliche kurirt werden.

Während der Nacht kam mir meine Reise eigentlich zwecklos vor. Als der Tag anbrach und Wiesen und, ob zwar zur Zeit noch unbelaubte Bäume hervortraten, stellte sich doch eine Art Wohlgefallen ein, obwohl ohne Frühlingsempfindung, die sonst bei mir so mächtig ist.

Kein Ereigniß. Mein Reisegefährte sprach mit mir über Tuch und Caschmir, was mich wirklich unterhielt. Ich sprach dagegen von der Unsolidität und dem Aufwand der Kleinhändler, was ihn unterhielt. Der hübsche junge Mensch auf dem Kutschbocke war halb erfroren. Frühstück in Mölk.

Mittagsmahl in Strengberg. Die ehemals hübsche Post-

meisterin rezitirte eine unanständige Grabschrift, die sich auf dem dortigen Kirchhofe befindet und die ich vergessen hatte. Schon morgens hatte es geregnet, später aufgehört, jetzt fing es wieder stärker an, mit heftigem Winde begleitet. Aussicht auf eine unangenehme Nacht. Zurückkehrende Gedanken über das Zwecklose dieser Reise. Ankunft in Linz. Regen. Kann nicht einmal die Stadt ansehen, die ich zehnmal besehen und zehnmal wieder vergessen habe. Sitze im Gasthofe zum Stuck oder vielmehr modernisirt zur Kanone und schreibe diese Reisebemerkungen, während mir der Kellner versichert, daß meine neuen Reisegefährten zwei sehr angenehme Gesellschaftsdamen sein würden.

Widerwillig esse ich ein paar Bissen, füttere einen Hund mit dem schlechten Braten. Da schlägt die Stunde, und ich gehe querüber ins Posthaus, wo der Wagen schon bereit steht. Ich steige hinein, womit folgende

Novelle

beginnt; bloß Wahrheit, nicht Dichtung, weder der Form noch dem Inhalte nach.

Ich stieg in den Wagen, den der Conducteur öffnete, und blieb ein paar Sekunden im Tritte stehen. Nicht weil ich mich mit dem Mantel verwickelt oder einen falschen Tritt gethan, oder daß mich meine Reise zu reuen angefangen hätte, vielmehr fing sie mich erst jetzt an zu interessiren; denn mir gegenüber, das Gesicht gegen die Pferde, saßen zwei der schönsten Frauenzimmer, die ich oder sonst Jemand irgend erblickt. Die mir Untenansitzende zur Rechten, groß, hellblond, in gewähltem Anzuge beinahe eine tadellose Schönheit zu nennen; die zweite kleiner, cendrée, mit nicht minder regelmäßigen, aber minder bestimmt geschnittenen Zügen, wog durch Beweglichkeit, Biegsamkeit, weiche, dialektlose Sprache, kurz durch all Das, was man Annehmlichkeit nennt, die Vorzüge ihrer Nachbarin mehr als vollkommen auf. Sie standen augenscheinlich in keinem

nähern Verhältniß zu einander, sondern waren, wie sich später zeigte, nur durch die gemeinschaftliche Reise auf dem Eilwagen von Wien nach Linz zusammen gebracht worden. Die beiden Hintersitze des Wagens nahmen ein physiognomieloser Student und eine Art Ungar ein, ein dienstfertiger, schweigsamer Mann, an oder in den Fünfzig, mit großem Schnurrbart, dünn behaartem Haupte, polnischem Rock, ungarischer Weste und einem sehr baufälligen weißen Hut, der mit dem Winterpelze seltsam contrastirte und der ganzen Garderobe ein etwas trödelhaftes Ansehen gab. Sonst war an dem Manne nichts Häßliches, sein Körperbau stämmig, er dürfte ein vom Husaren oder Jäger avancirter herrschaftlicher Hausoffiziant gewesen sein.

Ich wandte meine Worte vorzugsweise an die Kleinere, die mir höchst schnell entgegenkam, mit einer verzärtelten Mattigkeit gar nicht übel sprach, indeß die Blonde, als ob über den ihrer Gefährtin gegebenen Vorzug grollend, hartnäckig schwieg.

Das Gespräch ward lebhaft, obgleich nicht interessant, über die Gegend an der Donau, in der wir hinrollten, die doch Alles übertreffe u. s. w. Es heißt der Linzer Weg, unterbrach die Blonde ihr Schweigen, und es gibt eine Menge Spitzbuben da, die die Leute umbringen oder sonst beschädigen. Wir zweifelten, sie beharrte aber auf ihren Spitzbuben, wobei ihr Organ und ihr Dialekt sich nicht auf die vortheilhafteste Art zeigten. Fortsetzung folgt.

Schluß der Novelle. Es war fünf Uhr Morgens, als wir in München ankamen. Die Schöne erfuhr, daß die Post nach Lindau um neun Uhr abgehen werde. Sie war in Verlegenheit, wo die paar Stunden hinbringen. Der Doktor empfahl sich, trotz des bedeutenden Blickes, den sie ihm zuwarf. Ich erbot mich ganz kalt, so lange bei ihr zu bleiben, bis ihre Sachen abgepackt sein würden. Da trat der Schnurrbart hervor und erklärte, diesen Dienst wolle er der Schönen leisten, eine Unterkunft im nächsten Gasthofe nehme er auf sich. Da

[illegible]

… gefällt mir … angelegte …

Im Bahnhofe zu München abreisefertig angekommen, erblicke ich die Tänzerin Hermine Elßler, die sich anschickt, ihre berühmten Muhmen in Paris zu besuchen, und froh ist, einen Landsmann zum Reisegefährten zu haben. Sonst zur Gesellschaft ein widerlicher Professor, der nach Zürich geht mit einem nicht übeln jungen Menschen, seinem Verehrer und Akoluthen, und einer Schwester, bei sonst ganz hübschen Zügen, talgig und fett, den Eindruck einer gerupften ungebratenen Gans

machend, die die Wage zwischen Schiller und Goethe handhabt und von Rückert und einem ihrer Bekannten, sonst aber Ungenannten die Wiederherstellung des Geschmackes erwartet.

In Paris angekommen. Der erste Eindruck keineswegs ein angenehmer. Die alten Straßen düster, schmutzig, erinnern sehr an die ähnlichen in Neapel. Unmittelbar vor der Stadt war der Koth so tief und so in Klumpen, daß man über geackertes Feld zu fahren schien. Auf der Post abgestiegen. Die Koffer noch einmal, nun zum dritten Mal, visitirt. Mit vieler Mühe für Hermine einen Fiaker erhalten, in dem sie, mit meinem Segen und adieu pour jamais ihren tanzenden Verwandten in die Arme fuhr. Ich zu Fuß mit einem Träger durch die Stadt. Meine französischen Reisegesellschafter wohnten im Hotel de Bretagne. Ich wollte mich auch einmiethen, aber, außer au quatrième, kein Zimmer zu haben. Wanderung nach Quartier. Ueberall Alles besetzt. Endlich rue Richelieu im Hotel de l'Europe ein eigentliches Dachstübchen gefunden, das ich vor der Hand bezog, um nur des Weiterlaufens überhoben zu sein. Gewaschen, angekleidet, gefrühstückt, und so, ohne seit drei Nächten geschlafen zu haben, unmittelbar auf die Straße hinaus. Ich hatte keinen Plan der Stadt, keinen Guide des Voyageurs, nahm mir aber vor, bei dem nächsten Buchhändler im Vorbeigehen Das alles zu kaufen und so meinen Lauf einzurichten. Es war aber Sonntag und viele Gewölbe, namentlich der Buchhändler, geschlossen. Ich ging denn so zu, die gerade Straße Richelieu hinab. Und es führte mich zum Glück. Auf einem unregelmäßigen Platz angekommen, sehe ich rechts ein großes Gebäude, Menschen, die sich an ein Gitter drängen; Trommeln. — Was ist hier? — Manoeuvre des troupes, Monsieur. — Ich stand vor den Tuilerien. Der Triumphbogen Napoleons vor mir mit den modern gekleideten steinernen Grenadieren und Musketieren auf dem Simse, die gegen den antiken Styl

des Ganzen gar zu sonderbar abstechen. Eine steinerne Bärenmütze ist nicht um ein Haar künstlerischer als der marmorne Hosenträger des Andreas Hofer zu Innsbruck. Ich wollte nicht aus meiner Richtung kommen und ging wieder zurück in die rue Richelieu, die für mich vor der Hand die Lebensader dieses ungeheueren Körpers war. Ich wollte sehen, wohin sie an ihrem andern Ende führte. Ein düsteres Gebäude an der rechten Seite der Straße, Anschlagzettel dabei. Don Juan d'Autriche par Mr. Delavigne. Es war das Théâtre français. und ich wußte nun schon, was ich des Abends zu thun hatte. Gleich daneben ein Eingang, mit Haufen von Aus- und Einströmenden. Ich ging hinein, fest entschlossen, in derselben Richtung wieder zurückzukehren. Ein ungeheurer Hof, daran stoßend eine Art Garten, beide mit bedeckten Arkaden umgeben, die unzählige Buden enthielten.

Est-ce bien le palais Royal? Oui Monsieur. Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieses berühmte Gebäude mir Anfangs kleinlicher vorkam, als ich erwartet hatte. Vielleicht trat ich zuerst in den kleineren Hof, und der erste Eindruck war somit verloren. Da waren denn, trotz des Sonntags, all die Hunderte der glänzenden Buden offen, und ich ließ mich zum guten Anfang mit einem Plan von Paris betrügen, an dem nichts neu war, als die Jahrzahl 1836, die man auf das veraltete Zeug eingekratzt hatte.

Am oberen Ende führte meine rue Richelieu (von der ich noch einen zweiten Seitenabstecher auf den Börsenplatz und zum Théâtre de l'opéra comique gemacht hatte) auf den boulevard des Italiens, und nun sah ich denn, was man mit dem Namen Paris eigentlich für ein Ding bezeichnen will. Graben und Kohlmarkt, hundert Mal an einander gestückt und zwanzig Mal in die Weite gedehnt und zehnfach bevölkert und tausendfach verschönert, würden ungefähr ein Bild dieser Boulevards geben. Die Kaffeehäuser weiß ich (die Größe abgerechnet) mit nichts zu vergleichen, als mit dem Staatswagen, in dem der Kaiser von Oestreich am Ostermontage

nach St. Stephan fährt. So ging ich denn fort und fort, und ich sog den Eindruck der ungeheuern Stadt in mich ein. Endlich erinnerten mich meine Füße an die drei durchwachten Nächte und an die sechs andern meiner Reise, die von jenen nur durch eine Nacht Schlaf getrennt waren. Ich konnte nicht weiter. Ich schleppte mich in mein Gasthaus, wo ich bis zur Essenszeit (1/2 6 Uhr) meinen plan de Paris studirte. Table d'hôte von wenigstens 20 Schüsseln, von einer Feinheit der Zurichtung, von der man in Wien, aber, die Wahrheit zu sagen, in diesem Grade auch in den meisten andern Pariser Gasthäusern keine Vorstellung hat. Uebrigens ennuyirte ich mich sehr und ließ gern das Dessert im Stiche, um, da es inzwischen 3/4 7 Uhr geworden war, ins Théâtre français zu gehen.

Das Stück wurde zum fünf- oder sechsundsiebenzigsten Male gegeben, und doch mußte man Queue machen, um zur Kasse zu gelangen. Glückliche Theater! Glückliche Autoren! — Ich bewunderte die ungezwungene Grazie eines gemeinen Gendarmen, der mit dazwischen gehaltener Hand eine Barriere bildete und die Zuströmenden nur paarweise zur Kasse ließ. Keine petite maîtresse hätte das artiger thun können. Man respektirte aber auch die nachlässig ausgestreckte Hand, als ob es eine eiserne Barriere gewesen wäre. Endlich war ich im Innern. Ein junger Mann aus der Normandie zeigte mir den Eingang, und bald saßen wir auf den beiden letzten Plätzen, die auf den Bänken des Parterre noch zu haben waren. Das Haus ist groß und schön. Man hört und sieht auf der letzten Bank so gut als auf der ersten.

Der Vorhang ging auf, und — ein Gemälde lag vor mir da. Ein Zimmer mit einigen Bücherstellen, dunkel gehalten. Keine Coulissen, keine Soffiten, keine Seitenlampen, keine Einsicht zwischen die Wände; sondern eben ein Zimmer, wie man es in der Wirklichkeit sieht. Weit entfernt, daß man Dasselbe von den Schauspielern sagen könnte. So spricht man nicht im Leben; aber man könnte allenfalls so sprechen.

Gilt in der Oper Gesang zur Musik für Sprache der Leidenschaft, warum nicht auch Gesang ohne Musik oder cadenzirter Rhythmus ohne Gesang? Das ist Alles schärfer und betonter als im Leben, aber man will eben Aufmerksamkeit erregen. Die Wirklichkeit drückt sich mit Recht gemäßigt aus, denn sie hat die Unbestreitbarkeit ihres Wesens für sich; soll die Fiktion nichts thun, um Das, worin sie im Nachtheil steht, auszugleichen? Dazu kommt die Genauigkeit der Schule, die macht, daß nichts vor dem andern hervortritt und Alles, gesteigert, aber harmonisch sich fortbewegt. Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein gefärbtes Glas betrachtete. Die Luft flammt, die Bäume rötheln, Alles spielt ins Feurige und Gelbe. Da der Ton aber Allem gemeinschaftlich ist, so hat man wenig dagegen einzuwenden. Damit will ich dieser Schule nicht das Wort reden, sondern mir nur begreiflich machen, wie sie wirkt und wirken kann. So viel wenigstens ist gewiß, daß, indeß bei unserer matten Natürlichkeit die Zuseher nach drei Stunden sich bang nach Thür und Ausgängen umsehen, die Leute hier von 7 Uhr bis Mitternacht in immer gesteigerter Erwartung saßen und die Theilnahme eher stieg als sank.

Die Individuen nicht eben bedeutend, bedeutend aber die allen gemeinschaftliche Schule. Der beste vielleicht Firmin, der den Don Juan gab. Er legte etwas Bäurisches in den komischen Theil der Rolle, das kaum darin liegen dürfte, aber zur Individualisirung diente. Mad. Volays, oder wie sie hieß, vortreffliche Momente, aber von der Art, wie sie alle französischen Schauspielerinnen haben. Die Armbewegungen mit dem ganzen Arme machen viele Wirkung. Einmal spuckt sie dem Könige ins Gesicht. Ja, wer Das beschreiben könnte! Das ganze Schimpfliche der Handlung und nichts von dem Eckelhaften. Das Ganze lag bloß in der Bewegung des Kopfes, ohne daß die Lippen dabei etwas zu thun gehabt hätten. Ein einziges Mal machte sie einen jener eigentlichen Natur-Schreie, die ich so sehr hasse. König Philipp sang gar zu sehr, auch

sonst nichts Bedeutendes. Don Juan's Erzieher gegen das Ende zu immer besser. Der Schlechteste Karl V. Wie ein reducirter Dragoner-Offizier, der in einem Kloster das Gnadenbrod genießt et qui s'en moque. Ein junger Laienbruder, Mlle. Anais, recht gut, nur noch mehr hervortretend, als wohl der Dichter selbst wollte, und viel mehr, als die Sache erfordert. Das Stück ist in Prosa, die Schauspieler sprachen aber durchaus, als ob es Verse wären. Von den Dekorationen, dem Künstlerischen von Kostüme, Anordnung, Bewegung und Stellungen (immer mit Ausnahme Karls V.) läßt sich nicht genug Gutes sagen. Das Stück sah sich mitunter an, als ob es etwas Besonderes wäre, was es doch, bei Gott! nicht ist.

Die Aufmerksamkeit des Publikums bis ans Ende (1/2 1 nach Mitternacht) bewundernswürdig, aber ebenso merkwürdig die Unzahl von Streitigkeiten, vor Allem wegen der Plätze. Hinter mir forderten sich ein Paar.

Nach Hause. Weniger gut geschlafen, als man nach so vielen durchwachten Nächten hätte glauben sollen.

Montag Morgens hätte gern Manches aufgeschrieben, konnte aber lange weder Tinte noch Papier erhalten. Brief an Katty. Dann ausgegangen, um Börne aufzusuchen, der rue Lafitte Nr. 44 wohnen soll. Im selben Hause wohnt Herz' Schwester, Mad. Neuwall, an die ich einen Brief hatte. Börne, erfuhr ich, ist aufs Land nach Auteuil. Daher bloß meinen Brief abgegeben. Eine Einladung zum Mittagsessen für Donnerstag erhalten, wo auch Börne gebeten werden wird. Aus dem Hause tretend, bleibt ein Vorübergehender stehen und sieht mich starr an. Ruft fragend meinen Namen aus, gibt mir die Hand. Ich erkenne ihn nicht. Es ist Mr. Brant, ein Engländer, den ich vor Jahren in Wien kennen gelernt. Ein angenehmer Mann, der sehr gut deutsch spricht. Nun ist für Alles gesorgt. Er verspricht, mich in Paris herumzuführen, und da er hört, daß ich später nach London gehe, und es mit meiner Kenntniß des Englischen schlecht steht, verspricht er, mir auch darin unter die Arme zu greifen. Wir machen

gleich einen guten Anfang, streichen in den Tuilerien herum, gehen zum Louvre, dann zurück bis gegen die elysäischen Felder. Endlich führt er mich zum Essen ins Palais Royal, wo bei den deux frères für zwei Franken eine halbe Flasche Wein, Brod, Suppe und vier Gerichte nach Auswahl zu haben sind, nicht aufs Beste, aber doch noch immer gut genug für mäßig wünschende Leute. Mit einer englischen Familie von Brants Bekanntschaft gespeist. Da sie immerfort englisch zwitscherten, wendete ich mich endlich auch mit einer Frage in derselben Sprache an meine Nachbarin, eine der Töchter. Diese gab mir ganz kurz keine Antwort. Ich glaubte, sie hätte mich nicht verstanden, als Mr. Brant sich an den alten Engländer wandte und ihm meine Befürchtung mittheilte, in England nicht verstanden zu werden, was der Mann unter vielen Betheuerungen für ungegründet erklärte. Die Miß hatte daher nur für gut befunden, mir ganz einfach nicht zu antworten.

Nach Tisch mit Brant ins Gymnase dramatique, wo man drei Stücke gab, woron zwei, jedes von zwei Akten. Ich bewunderte das gute Spiel der Schauspieler in den beiden ersten, l'Intérieur d'un Bureau und Chut! von Scribe, glaube ich; konnte aber, weil man gar zu rasch sprach, Vieles nicht verstehen. Ganz entzückt aber war ich über das letzte Stück: Le gamin de Paris. Daß Bouffé ein vortrefflicher Komiker ist, der den gamin sowohl in den Gassenbübereien mit unübertrefflicher Laune, als in den ernsthaften Scenen höchst wirksam spielt, findet man allenfalls noch in der Ordnung, daß aber auch die Untergeordneten, namentlich Terville den General u. s. w. vortrefflich, daß überhaupt Niemand da schlecht spielt: Das erregt gerechtes Erstaunen.

Dienstag. Meyerbeer besucht mich Morgens. Ein wackerer Mann mit Künstleraugen; nicht aufgeblasen durch seine neuesten Erfolge. Ging dann zum östreichischen Gesandten ins Faubourg St. Germain, den Sitz des Adels. Ein schmutziges Quartier voll Dreck und Hotels, der Gesandte freundlich, ohne

Uebermaß. Die Frau kam. Scheint sehr liebenswürdig. Soll bei ihnen essen. Essen muß der Mensch. Werde erscheinen. Der Gesandte gab mir seine Karte in die Deputirtenkammer, die fünfzig Schritte von seinem Hause im Palais Bourbon ist. Schönes Gebäude. Ein Labyrinth von Eingängen und Couloirs. Das Innere wunderschön, zu hübsch fast. Ein Halbzirkel um den Präsidentenstuhl gezogen, der, prächtig von Bronze, wohl acht Fuß vom Boden erhaben ist. Unter ihm die Rednerbühne mit Aufgängen zu beiden Seiten. Die Bänke und Galerien purpurfarb ausgeschlagen. Gerade dem Präsidenten gegenüber die zwei Bänke der Minister, bloß durch eine goldene Inschrift als solche bezeichnet, sonst in Allem den übrigen gleich, die in Keilen von zwei, drei und vier Sitzen auf Stufen emporlaufen. Unter der Rednerbühne Huissiers in schwarzen Kleidern, Degen an der Seite und goldene Ketten um den Hals. Der Anfang sollte um zwei Uhr sein. Es war aber noch kaum Jemand da. Um halb drei Uhr kam der Präsident, den die Wache mit Trommelwirbel empfing. Dupin ist nicht groß und ziemlich beleibt. Gefärbtes Gesicht, weißes Haar. Ich habe viele Kaufleute gesehen, die so aussehen. Nach und nach kamen auch Deputirte, in Allem wohl Einhundert oder so. Ein Greffier trat auf die Tribüne und las etwas vor. Wahrscheinlich die gestrige Verhandlung. Niemand aber merkte auf. Die Deputirten schwatzten, der Präsident schwatzte, und der Greffier, der das wußte, murmelte nur, fast ohne den Mund zu bewegen. Endlich nahm das Gelese ein Ende. Nun hatte man aber Teufelsmühe, die Deputirten auf ihre Plätze zu bringen. Endlich gelang es, und die Sitzung fing an. Sie war ohne Interesse. Der Gegenstand nicht unwichtig, denn es handelte sich um die Entschädigungen für Privatgüter, die zum Behuf öffentlicher Arbeiten in Anspruch genommen würden. Die Sache wurde aber mit vieler Gleichgiltigkeit behandelt. Die Meisten schrieben Briefe oder schwatzten, so daß der Präsident wiederholt klingeln mußte, damit die Redner nur verstanden würden. Alle Reden

kurz, mitunter nicht ohne Stottern. Am besten sprach Einer der Opposition von seinem Sitze aus. Ziemlich jung mit einer kräftigen hellen Stimme. Von den Ministern, deren Drei zugegen waren, sprachen Zwei. Einmal der Finanzminister d'Argout, von seiner Bank aus, wie es schien, ohne zu überzeugen. Er ist ein übel aussehender, häßlicher Mann, dem die Haare wie ungekämmt vom Kopfe herabhängen. Der Zweite der Minister, der nach der Aehnlichkeit mit dem Porträte mir Montalivet zu sein schien, wollte auch auf seinem Sitze bleiben, man rief ihm aber so lange zu, bis er sich auf die Rednerbühne begab. Merkwürdig die Schnelligkeit, mit der bei Zwischenfragen, die man nur durch Aufstehen von den Bänken entscheidet, die Stimmen gezählt werden. Drei Beamte treten auf die Tribüne, während die Stimmenden sich nur für zwei Sekunden erheben, und schon sind die Zahlen bekannt. Das eigentliche Votiren geschieht durch Kugeln. Zwei Vasen werden zur rechten und linken Seite auf die Rednerbühne gestellt, und die Deputirten gehen nun einer nach dem andern über die Tribüne und werfen die beiden Kugeln, die sie von einem der unter dem Präsidenten sitzenden Beamten erhalten, je eine, in die dort stehenden beiden Vasen. Gegen vier Uhr ward die Sitzung aufgehoben.

Zu Tisch ins Palais royal, Abends zu Brant, wo ich einen jungen Engländer fand. Sie tranken Thee. Ich nahm auch eine Tasse. Wir schwatzten. Gegen neun Uhr ging ich ins Théâtre porte St. Martin, wo man ein gräßliches Stück: Les sept Infants de Lara gab. Mlle. George, einst schön, noch immer edle Züge. Schreit, rast; in den ruhigen Momenten oft wirksam. Das Arrangement gut. Schlecht — Niemand. Ich war erst zum zweiten Akte gekommen und ging um Mitternacht, da eben der fünfte angehen sollte. Habe daher so viel als nichts von der ganzen Handlung verstanden. Nur weiß ich, daß es sehr gräßlich herging. Zwei Gegner, ein Don Gonzalo von hoher Figur, mit schönem kräftigen Organ, und ein hagerer dünnbärtiger Araber erzählten einander, wie

sie sich haßten und was sie Lust hätten, mit einander vorzunehmen. Die Mutter der sieben Infanten warf jedem ihrer Söhne insbesondere einen eigenen Mord oder sonst eine Schandthat vor. Der eigentliche Kern aber ging mir verloren. Das Theater übrigens gedrängt voll. Wenig Fremde, fast Alles Eingeborne.

Mittwoch mit Brant die Stadt durchstrichen. Garten der Tuilerien. Nicht groß, aber angenehm, besonders dadurch, daß Jedermann den Garten wie seinen eigenen betrachtet. Die Kinder schlagen den Reifen, andere tanzen im Kreise und singen dazu. So abscheulich hier die Erwachsenen singen, so gut läßt es den Kindern, die überhaupt das Artigste sind, was man sehen kann. Ein weiteres Spiel ist, daß Zwei, oft Erwachsene, eine Schnur schwingen und nun ein so kleines Wesen aufs Graziöseste darüber hin und her hüpft. Alles ist so heiter, und dazu die sonoren Organe und die selbst beim gemeinen Volke elegant markirte Sprachweise.

Die Champs élysées unbedeutend, dafür aber mitten in der Stadt, drei Schritte von Jedermanns Wohnung entfernt. Hierauf über den pont neuf. Statue Heinrichs IV. Wüßte nicht, daß sie mir sonderlich gefallen hätte. Der Kopf des Pferdes gut, das Uebrige scheint mir nicht ausgezeichnet. Notre Dame, etwas schwer, besonders mit dem Straßburger Münster verglichen. Im Innern, wie dieser, ausgeweißt und so verdorben. Die Priester sangen eben eine Art Vesper, von einem Instrumente gleich einem Serpent begleitet, was eine gute Wirkung machte. Ganz weiß gekleidete Chorknaben standen vor ihnen sehr anständig und gemessen in ihren Bewegungen. Die Kirche muß man natürlich wiederholt besehen. Platz des zerstörten erzbischöflichen Palastes. Aufs andere Ufer zurück. Hôtel de Ville. Kleiner, als ich mir's vorgestellt hatte und es einer Stadt wie Paris ziemt.

Für den Abend hatte ich mich mit dem jungen Neuwall ins Théâtre du vaudeville zusammen bestellt.
deux maîtresses, wo eine Mad. Brohan recht

[illegible] Lenardie le [illegible]. Armand der Kommier, sehr gut, [illegible]. Sangers, ein sehr niedliches Mädchen, mit dem deutschen Namen L. Nauer. Ebenso M. und Mad. Go-[illegible], die Armand und die Schratt das Theater aufs Beste unterhalten. Ein Bauernmädchen Suson, die nur zehn Worte zu sagen hatte, von einer Mlle. [illegible] so vortrefflich gegeben, als es nur kaum die ersten Personen im Stande sind. Mir entgeht übrigens zu viel in diesen Stücken, als daß sie mir nicht mitunter lange Weile machen sollten. Die angestrengte Aufmerksamkeit ermüdet mich unendlich.

Schlecht geschlafen. Als ich den Tag aufwachte, war mir wie Einem zu Muthe, dem eine große Krankheit bevorsteht. Das Zimmer drehte sich mit mir. Ich suchte eine Weile vergebens nach dem Puls. Machte mir doch ein wenig bange. Aufs Frühstück ward es übrigens besser. Ich bin ein solches Zagen und Hegen nicht gewohnt. Will mich mehr schonen und zum Frühstück die Butter weglassen, die mir nicht bekommt.

Zu Brant. Wir lesen englisch. Beschließen, in den jardin des plantes zu gehen. Es beginnt zu regnen. Machen einen Gang durch ein paar Straßen. Der immer stärkere Regen zwingt uns, umzukehren. Gehe nach Hause und fange an, diese Erinnerungsbehelfe niederzuschreiben.

Mittags bei Neuwall. Treffe Börne. Den Witz sieht man dem Manne wohl an, kaum aber die Gewalt, am Wenigsten die Ausgelassenheit. Ich hatte mich herzlich auf ihn gefreut. In der Art wollte es sich nicht recht geben, wozu wohl auch die größere Gesellschaft beitrug. Ein Doktor David aus Kopenhagen, mit seiner Frau, der mir kaum gefiel. Soll wegen Liberalismus halb verbannt sein. Ein Herr Leidesdorf aus Kopenhagen. Scheint ein gescheiter Mensch. Brant. Ein paar Unbekannte. Gutes Diner, schlechter Champagner. Der Sohn vom Hause gefällt mir recht wohl. Abends mit dem Hauswirthe zu einer deutschen Familie Valentin, oder wie sie heißen. Kruschmann aus Berlin. Den angenehmen Lieder-

sänger dort getroffen. Im Uebrigen bleiben sich die Deutschen aller Orten gleich. Man muß mit ihnen in einem herzlichen Verhältnisse stehen, um sie nicht abgeschmackt zu finden. Ich war sehr müde und daher froh, als ich fort kam.

Freitag, 15. April. Kamen Morgens ein paar junge Schweden zu mir, die ich in Wien kennen gelernt und gestern bei Tisch im Palais royal wieder gefunden hatte. Beschlossen, Abends zusammen in die Oper zu gehen, wo man den zweiten Akt der Oper Wilhelm Tell und ein Ballet: La revolte au serail gibt. Ging zu Geymüllers Tochter, die als Frau des Grafen Kielmannsegge, hannoverischen Gesandten, hier lebt. War nicht zu Hause, d. h. ließ sich verleugnen. Die Gans mag warten, bis ich wieder komme. That es ohnehin bloß, um dem Vater bei meiner Rückkunft sagen zu können, ich hätte sie besucht. Kam mir manches Widerliche aus den Verhältnissen in meiner Vaterstadt ins Gedächtniß. War verstimmt. Wollte eine historische Tour, allein, machen. Den Platz der Bastille, den Temple sehen. Verfehlte die Direktion und ging bis an die Champs élysées, ehe ich meinen Irrthum gewahr wurde. Umgekehrt und in der entgegengesetzten Richtung die Seine hinaufgewandelt. Man kann sich nichts Malerischeres denken, als den Anblick von Paris, von den Brücken und Quais aus. Konnte den Platz der Bastille vor Müdigkeit nicht erreichen. In einem Omnibus zurückgekehrt. Schnell ist diese Gelegenheit nicht, da alle zehn Schritte der Wagen anhält, um Jemanden ein oder aus zu lassen. Für weite Entfernungen und müde Beine haben sie ihr Gutes. Mittagsessen mit meinen Schweden. Abends in die Oper.

Der Saal prächtig und geschmackvoll zugleich. Es ist schon ein Schauspiel, nur ihn zu sehen. Roth mit Gold. Vier Reihen Galerien, in äußerst angenehmen Krümmungen. Das Orchester vortrefflich. Die Ouverture ging, wie man bei uns keine Vorstellung hat, bis auf das letzte Presto, wo, wie überall, die Violinen zu wenig hervortraten. Sänger: Mad. Dorus, sehr gut, Stimme und Ausbildung. Tenor,

wenig Klang, eine Art Binder, mit besseren Formen. Tell, Derivis, unangenehm. Serda, tiefer Baß, mit einem Anklang von Strohbaß. Das berühmte Terzett gefiel mir in Wien viel besser. Der Chor wird häufig von den Instrumenten übertäubt, die Rütliscene auch im Arrangement nicht vorzüglich.

Das Ballet, schlechte Erfindung von Taglioni. Die Tänzerinnen kamen mir unbedeutend vor. Ein Mr. Albert gefiel mir. Die Chortänze viel besser als bei uns. Dekoration und Kostüme sehr gut, ohne außerordentlich zu sein. Erstere gefielen mir im Théâtre français weit besser. Im Anfang des zweiten Aktes das Innere des Serails, wo die Mädchen in einem Bassin baden, eigentlich reizend. Sonst dummes Zeug und Langweile.

Sonnabend, 16. Meine Hypochondrie kömmt wieder. Fürchte, diese Reise umsonst gemacht zu haben. Der Gedanke, nach Hause zurückzukehren, macht mich schaudern, und doch fühle ich, daß ich hier nichts zu thun habe. Courage, mon ami!

Mein Zimmer ist unbehaglich. Feuer im Kamin wäre mir recht angenehm. Aber das Anmachen, das Unterhalten, das Ab- und Zulaufen der Dienstleute wäre mir zuwider. Daher mag es nur kalt bleiben. Es geht mir damit, wie mit der Gesellschaft von Paris. Ich möchte sie wohl kennen lernen, habe auch Empfehlungsbriefe im Portefeuille, die alle Thüren öffnen würden, kann mich aber nicht entschließen, mich der damit verbundenen gêne zu unterziehen. Auch ist mir die französische Sprache zu wenig geläufig, um im Gespräch über der Schwierigkeit des Wie, des Was nur einigermaßen froh zu werden. Meyerbeer hatte sich sehr empressirt gezeigt, jetzt bekomme ich ihn nicht mehr zu sehen. Ich war zwei Mal bei ihm, ohne ihn zu treffen. Thalberg, der Klavierspieler, versprach mir eine Karte in sein heutiges Concert. Er hat bis jetzt nicht Wort gehalten. Es wird wohl unmöglich gewesen sein.

Ich bin für die Gesellschaft verdorben. Ich kann mit Niemand sprechen, an dem ich keinen Herzensantheil nehme. Es unterhält mich mehr, einem Redlichen stumm gegenüber zu sitzen, als mit einem Zweifelhaften noch so geistreich zu conversiren. Brant gefällt mir erst, seit ich einen Zug von ihm gehört habe, der ihn als Ehrenmann charakterisirt.

Bin heute mit ihm in der Stadt herumgeschlendert. Pantheon. Prachtvolles Gebäude, wunderlicherweise ganz leer. In den Souterrains höchst widerlich die Sarkophage einiger grands hommes aufgeschichtet, die Niemand kennt. Ich dachte mir die Monumente in der Kirche selbst. Rousseau's erstes Grabmal. Voltaire's Bildsäule. Charakteristisch liegt der Eine, und der Andere steht. Die Kuppel bestiegen. Unangenehme Empfindung beim Emporsteigen. Seit mich vor Jahren auf dem Tischberge bei Gastein der Schwindel so heftig ergriff, machen alle Höhen mir einen beängstigenden Eindruck. Ungeheure Aussicht. Doch sollte man eigentlich gar nie die Grenzen eines großen Gegenstandes zu sehen begehren. Paris ist größer, wenn man seine endlosen Gassen durchwandert, als wenn man die Massen Stein und Kalk vom Pantheon aus überschaut.

Jardin des plantes. Der Schönbrunner Garten besser gehalten. Den Werth der Pflanzen verstehe ich nicht. Der Pariser Garten unendlich reicher an Thieren, in weiteren, luftigeren Räumen aufbewahrt. Die interessantesten waren verschlossen. Ein Bison-Ochse merkwürdig. Das Vordertheil mit dem Kopfe ungeheuer, das Hintertheil schwach.

Ueber den place de la Bastille zurückgekehrt. Bizarre Idee des Elephanten als Springbrunnen. Noch nicht vollendet. Boulevard du temple. Reise bis zum Mittelpunkte der Stadt. Mit Brant in einer Restauration nach englischer Art eingekehrt, wo man für beinahe nichts wirklich nichts erhält. Mein Magen fordert tüchtigere Mahlzeiten. Die Stadt durchwandert, die sich bei Nachtbeleuchtung feenhaft ausnimmt. Vor Allem die mit Glas bedeckten Passagen, rue Vivienne,

die einer einzigen ungeheuren Lampe gleicht oder einem Krystallpalaste, von Feuergeistern bewohnt. Die Boulevards heller als bei Tage. In dieser Richtung geht auch der Hauptzug der Vestalen vom ausgelöschten Feuer, die großentheils sehr hübsch sind, übrigens viel weniger zahlreich und anständiger, als ich gedacht hatte. Früher soll Letzteres anders gewesen sein, besonders im Palais royal, von wo sie jetzt ganz verbannt sind. Das Eine und das Andere verdankt man dem jetzigen Könige. Louis Philipp ist überhaupt ein Ehrenmann, und ein erzgescheiter Mann obendrein. Ich habe ihn vom ersten Augenblicke an dafür gehalten und sehe hier nichts, was mich meine gute Meinung zurücknehmen ließe. Abends bei Brant mit dem jungen Neuwall. Wir schwatzten beim Thee bis 11 Uhr.

Sonntag. Gewaltig verstimmt aufgewacht. Dieses leere Herumschlendern ist am Ende doch gar zu armselig. Sollte mich ein wenig mit der Gesellschaft bekannt machen, kann mich dazu aber nicht entschließen. So angenehm es mir einerseits ist, hier immer mit Deutschsprechenden umzugehen, so hindert es mich anderseits, mich ins Französische hineinzudenken, und ich weiche der Unterhaltung in dieser Sprache aus. Ueberdieß mein Widerwille gegen jede Gesellschaft und Unlust, zu sprechen. Ich werde nach Wien zurückkommen, wie ich es verlassen, der Zweck der Reise läge im Gegentheil.

Meine gewöhnliche Zuflucht zu Brant. Er ist es zufrieden, da er denn doch keine Geschäfte hat. Den jungen Dithfield dort getroffen. Konnte mich nicht entschließen, englisch zu sprechen, schwieg daher ganz und war ziemlich unangenehm. Spaziergang in den Tuilerien. Ausflug zu den Invaliden, Marsfeld, Militärschule. Alles schön, großartig. Letzteres herrliches Gebäude. Die Invaliden sehr gut gehalten. Küche, Speisezimmer reinlich, elegant. Silberne Suppentöpfe der Offiziere. Die Statue Napoleons im Hofe nicht gut placirt.

Bei Neuwalls gegessen. Die Familie gefällt mir sehr wohl. Eine französische Dame da, französische Conversation. Macht

sich ganz leidlich. Behauptung, daß Viktor Hugo's theatralische Succesſe mehr die Sache einer Partei sei, die eigentlich Gebildeten aber nur an seinen Romanen Theil nehmen. Woher dann aber die vielen Auflagen seiner Dramen?

Abends mit Many ins Théâtre porte St. Martin, um die Lucrece Borgia zu sehen, die man dort zugleich mit einem Lustspiel von zwei Akten und der tour de Nesle von fünf Akten gibt, zusammen als zwölf Aufzüge. Zum Schluß der tour de Nesle gekommen, wo die zwei Hauptschauspieler ein Geheul vollbrachten, wie Wölfe im Winter.

Lucrece Borgia, die schlechteste Vorstellung, die ich hier noch gesehen. Kein Schauspieler seiner Rolle gewachsen. Die George ein widerliches Weibsbild. Das Stück ist gewiß nicht gut, wenn es aber Tieck so de haut en bas traktirt, so sollte er sich vorher erforscht haben, ob er im Stande sei, eine einzige Scene davon zu schreiben. Es hat große Schönheiten, und mit einigen Aenderungen, wozu besonders das unkünstlerische Wiederkehren derselben Vergiftungs- und Entgiftungs-Verwicklung gehört, könnte ein, wenn auch nicht in jeder Hinsicht befriedigendes, doch höchst achtbares Werk daraus gemacht werden. Die reine, unschuldige Haltung des Gennaro ist ein Meisterstück. Die Figur des Herzogs; die Scene zwischen den beiden Ehegatten. Dazu die eigentliche Sprache der Leidenschaft. Ich wüßte Niemand in Deutschland, der Das machen könnte. Bei dieser Aufführung ging aber Alles verloren. Sogar die äußere Anordnung, mit Ausnahme des letzten Nachtmahles, schlecht. Der Calembourg mit dem Orgia fand in einer Bicoque statt, die unmöglich für das Portal eines fürstlichen Palastes gelten konnte. Eben so das Arrangement des herzoglichen Zimmers ganz gegen die Absicht des Verfassers. Oder wenn er es so gemeint, so habe ich ihm mehr Phantasie zugetraut, als er hat. Die Tischscene im letzten Akt vortrefflich. So was können sie nur in Frankreich. Wie malerisch, wie natürlich. Und wenn dann die Lichter ausgelöscht werden, welche wunderliche Beleuchtung waltet dann

über dem Ganzen. Die Todtenchöre, Mönche und Särge, ganz so wirkungslos, als ich sie mir beim Lesen vorgestellt hatte. Hier einer von den wenigen Fällen, wo das Theatralische und Dramatische von einander abweicht. Dramatisch läßt sich nichts dagegen einwenden. Es ist übrigens die Frage, ob es sich denn doch nicht auch darstellen ließe.

Vor dem Ende fortgegangen, es war ¾ auf 1 Uhr. Das Publikum benahm sich, besonders während der Zwischenakte, ziemlich unanständig. Man pfiff, krähte, heulte. Liebespaare in den höhern Logen wurden mit dem Finger bezeichnet, ausgelacht, aufgefordert, sich näher zu rücken. Besonders unterhielt es die oberste Galerie, kleine Papierchen wie Schneeflocken herabregnen zu lassen. Bedenkt man aber, daß die Leute von 6 bis 1 Uhr da saßen, so muß man ihnen schon einige Aufheiterung zu Gute halten.

Montag. Die französische Dame von gestern hatte mir eine Karte in die Deputirtenkammer versprochen, wo eine interessante Sitzung sein sollte. Der junge Neuwall brachte sie mir. Ging daher schon bald nach 12 Uhr dahin, um nichts zu versäumen und Platz zu finden. Vorher auf die Post, um nach Briefen zu sehen. Nichts. Bis zu diesem Grade der Vereinsamung habe ich es gebracht.

In der Kammer war noch Niemand, als Zuseher. Kaum hatten sich noch drei bis vier Deputirte versammelt, als Trommelwirbel schon die Ankunft des Präsidenten verkündeten. Ein Mann von nicht viel mehr als 40 Jahren, schlank, groß, mit dunkeln Haaren, bis auf die höhere Statur ein wenig dem Kriegsagenten Dembscher in Wien gleichend, setzte sich auf den erhabenen Stuhl. Da er in nichts dem Präsidenten von neulich glich, fragte ich. Es war Dupin, Jener nur ein remplaçant, vielleicht der Vicepräsident. Dupin gefiel mir sehr. Durch nichts in Verlegenheit zu bringen, wohl gar mit einem bon mot antwortend, nachlässig, überlegen, wie zu Hause. Er hatte das weiße Schnupftuch in der Brusttasche stecken, welchen Achtungsverstoß der Zerstreuung er mit einer,

wie mir vorkam, nicht ganz unaffektirten Hast verbesserte. Uebrigens schnitt er ein Buch auf und las, auch während eines großen Theils der Verhandlungen. Als er citirte Paragraphe laut vorlesen sollte, verfehlte er Seite und Absatz und las ganz was Anderes, worauf er von allen Seiten zurecht gewiesen wurde, was ihn aber gar nicht genirte. Ruhig las er von Neuem; wieder was Falsches; wieder unterbrochen, bis er endlich das Rechte fand. Die Verhandlung, die den Zolltarif betraf, sollte, wie gesagt, interessant werden; die Kampfhähne wollten aber nicht recht beißen. Ein Artikel, wenn mir recht ist, über die Foulardtücher, wurde zum Theil verschoben. Ueber die Havannah-Cigarren fing man an, sich zu erwärmen, aber das Centrum mit seinem immerwährenden aux voix! unterbrach Alles, und man bekam keine größere Rede zu hören, als die eines unglücklichen Deputirten, der zu Gunsten der minderen Zollsätze sprach, aber so langweilig, daß die Uebrigen spazierten, diskurirten, lachten. Anfangs schellte der Präsident einmal mit der Glocke, und der Huissier rief mit Stentorstimme: Silence, Messieurs! Dann aber überließ auch er den armen Teufel seinem Schicksale, und er vollendete seine Rede während eines Lärmens, der nicht geringer war, als der auf dem Michaelsplatz nach Beendigung des Burgtheaters. Unmittelbar auf ihn kam ein Mann mit einem Faungesichte, der einige Späße über die Langweiligkeit der Rede seines Vorgängers machte, was Anfangs gut aufgenommen wurde; als er aber weiter fortfuhr, erging es ihm nicht viel besser, man conversirte wie vorher, nur daß er, bei einem kräftigen Organe, doch auch einer der Mitredenden blieb. Von den Ministern sprach d'Argout, der es mit einer Art Superiorität, ja Schärfe that und sich wie verweisend umsah, wenn er gestört wurde. Sehr gefiel mir der Handelsminister Passy, ein großer, hagerer Mann, nicht alt, mit kahlem Kopfe. Er spricht gut, ohne Lebhaftigkeit, aber wie es scheint, bündig und überzeugend. Ungefähr in derselben Art, obgleich gewiß besser, würde bei uns Baron Pillersdorff

sprechen. In der Frage über den Zollsatz des Mahagoniholzes bestieg er gewiß fünfmal die Bühne, um den Gegnern zu antworten. Der Hauptgegner, der eigentliche diabolus rotae, war ein junger Mann, den ich nach seinem Sitze für de Sade halten muß. Er scheint der Rapporteur des Ausschusses der Kammer gewesen zu sein, und ihm lag ob, all die Aenderungsvorschläge zu vertheidigen, die diese Commission gegen die Anträge der Regierung gemacht hatte. Das that er denn recht klug und verständig, mit Beredtsamkeit und Lebhaftigkeit. Er sprach wohl zwölfmal gegen die Minister und ihre Redner. Es war aber Alles umsonst. Die Anträge der Regierung wurden durchweg angenommen.

Ich ging vor der Ballotirung und kam erst um sechs Uhr zu Tische. Meine Schweden sagten mir, daß im théâtre du palais royal ein paar gute Stücke gegeben würden. Wir gingen hin. Acteon, eine Art Parodie, wo Chiron als Pferdemensch mit dem Regenschirm unter dem Arme vorkömmt. Die Hauptrolle spielt ein Herr Alcide recht gut. Das Theater ist wegen seiner derben Späße bekannt. Einer der besten, daß, als Acteon fragt, ob er (Chiron) schon einen Jäger (chasseur) mit Hörnern gesehen habe, dieser antwortet: er glaube, bei der Nationalgarde. Eine der Albernheiten Chirons fertigt Acteon damit ab: jetzt habe sich einmal wieder seine partie de derrière geltend gemacht. Hierauf zwei Akte von les chansons de Desaugiers, wo Levassor und Mad. Dejazet in verschiedenen Verkleidungen auftreten. Ersterer als Engländer, Milord Dov, recht gut. Ich habe eine ähnliche Figur aber von Alexandre viel besser gesehen. Die Dejazet als Postillon wollte mich nicht recht ansprechen. Im Anfange des zweiten Aktes liegen die Beiden, als Herr und Madame Denis, in zwei Himmelbetten, wo es denn an Zoten nicht fehlt, ohne daß ich dabei einen sonderlichen Spaß entdeckt hätte. L'enfant du Faubourg, das Stück en vogue, ist eine schlechte Nachahmung des Gamin de Paris. Levassor spielt den ersten Akt als Taugenichts, recht gut, dann ver-

schlechtert er sich zugleich mit dem Stücke. Zuletzt stirbt er als Galeerensklave, von seinen eigenen Kameraden ermordet, was mich höchlich überraschte, da, wenn in dem Stücke irgend ein Sinn wäre, es ihm nach seiner Besserung eher besser, als schlimmer hätte ergehen müssen. Ich wartete das letzte Stück Coliche nicht ab. Das Theater ist sehr klein, kleiner als unser Leopoldstädter. Im Nachhausegehen verfehlte ich den rechten Ausgang des palais royal, irrte eine Weile herum und fühlte alle Anzeichen einer Verkühlung, als ich mich, seit Langem zum ersten Mal vor Mitternacht, zu Bette legte.

Dienstag, 19. April. Sehr schlechte Nacht zugebracht. Meine Gesundheit leidet sichtlich unter dem Andrange so vieler Gegenstände und Neuigkeiten. Wäre doch höchst unangenehm, hier krank zu werden. Doch ich kann meiner Natur schon etwas zutrauen. Besonders die Verdauung schlecht, obschon ich wenig esse. Nur einmal des Tags und da, außer Suppe, ein Stückchen Rindfleisch, eine Cotelette, eine Obstspeise und irgend ein Nichts als Dessert ....

Muß heute beim Gesandten speisen. Aergere mich schon jetzt darüber.

Mit Brant zum Kirchhofe des père Lachaise. Ich bin ein guter Fußgänger, Brant geht mich aber doch in Grund und Boden. Er will von Fiacre oder Omnibus nichts wissen, und so geht es denn zu Fuße in diesen ungeheuern Entfernungen. Der Kirchhof wunderschön. Es gibt nirgends etwas dem Aehnliches. Ein fortgesetzter Hain mit Grabmälern, einige mit Gärtchen, Blumenstöcken, alle mit Kränzen von Immortellen. Obgleich die Rührung, die der letztere Schmuck erregt, etwas dadurch gemindert wird, daß diese Kränze auf allen Zugängen schon fertig zu Hunderten verkauft werden, so zeigt es doch immer Aufmerksamkeit der Angehörigen. Grabmal Abailards und Heloisens mit den ganzen Figuren Beider, liegend unter einem gothischen Baldachin-Gewölbe. Heloise, schöne Züge. Heloise! —

Sanct Anna sitzt im Nest und brütet Heloisen.

Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, Eine Person müsse sich eben jetzt in Paris befinden. Ich sehe mich auf allen Straßen um, und erschrecke manchmal. Und doch ist es ein Unsinn — Herzlosigkeit und ein Raum von 300 Meilen liegt dazwischen.

Eins ist, was altergraue Zeiten lehren,
Und lehrt der Morgen, der erst heut getagt;
Des Menschen ew'ges Schicksal heißt entbehren,
Und kein Besitz, als den du dir versagt.

Der laute Tag verlebt in froher Runde,
Beim heitern Fest genippter Götterwein,
Des Theuern Kuß auf deinem heißen Munde,
Dein wär's? Sieh zu! ob du vielmehr nicht sein.

Denn der Natur alther nothwend'ge Mächte,
Sie hassen, was in freien Bahnen zieht,
Als vorenthalten ihrem ew'gen Rechte,
Und ziehen's lauernd in ihr Machtgebiet.

All was du hältst, davon bist du gehalten,
Und wo du herrschest, bist zugleich du Knecht;
Genuß sieht vom Bedürfniß sich gespalten,
Und Pflicht, als Dorn, umstellt das süße Recht.

Nur was du abweis'st, kann dir wiederkehren;
Nur was du denkst, ist dein; denn du bist's, es ist du;
Drum laß gefaßt ein Aeußres uns entbehren:
In Selbstbewahrung liegt zuletzt die Ruh' [1].

Mittags beim Gesandten gegessen. Gut empfangen. Niemand da, als die Familie. Doch einige Aufhorchereien, ob man mit Börne und Heine schon gesprochen. Die Ministerin den Börne gelobt. Heißt das, wenn nicht — obschon. Ich finde es natürlich. Habe nun mein Futter. Werde nicht leicht wieder hingehen. Die Frau habe ich mir natürlicher, herzlicher vorgestellt. Die Söhne benahmen sich, als ob ich

[1] Vgl. Bd. I, S. 79.

eben aus China angelangt. Die Ministerin zeigte ihren Wunsch, mich öfter zu sehen, wenn nur dem Fremden in Paris seine Augenblicke nicht so kostbar wären, in welche Wahrheit ich herzlich einstimmte. Der Minister meinte, zu dem tanzenden Frühstück, das er am 3. Mai geben wolle, müsse ich denn doch kommen. Allerdings. Mögen leicht zu den Besten einer schlechten Gattung gehören. Mir ist, als witterte ich etwas Uriasartiges bei meinen hiesigen Landsleuten, mit Ausnahme der Familie Neuwall. Gut, gut! Wird sich ja aufklären. Oder auch nicht. Die Straßen von Paris können sie mir doch nicht wegnehmen und die Theater auch nicht.

Des Abends mir Ruhe gegönnt. In einem Lesekabinet zum ersten Mal seit drei Wochen die Zeitungen gelesen. Nichts Neues gefunden. In Spanien die alte Trägheit. Um ½ 11 Uhr nach Hause. Will mich ausschlafen.

Mittwoch, 20. Gut geschlafen. Heiterer aufgestanden bis auf eine Unbehaglichkeit des Magens, die gewöhnlich bis 1, 2 Uhr steigt, sich dann vermindert und nach dem Essen ganz verschwindet.

Um zwölf Uhr zu Börne. Den Wagen nach Auteuil versäumt, mit einem elenden Cabriolet hinausgefahren. Die Gegend außer der Barriere von Passy recht hübsch. Die Bäume in voller Blüthe. Habe zum ersten Male den Frühling empfunden.

Traf Börne allein. Er hatte eben ein Schläfchen gemacht und mußte sich erst finden. Er wohnt sehr hübsch da draußen. Mehrere Zimmer sehr gut möblirt, eigene Bedienten. Ich freue mich, daß er so viel hat, um leben zu können, sonst würde es ihm bei allen diesen Censur-Verboten übel ergehen. Kamen eben ins Gespräch, als zwei Herren angemeldet hereintraten, die mir Börne als deutsche Verbannte, ehemalige rheinbaiersche Deputirte vorstellte. Die Namen habe ich vergessen. Das Gespräch wendete sich um staatsrechtliche Fragen, Politik, Literatur. Wunderte mich, wie dieser eigentlich gescheite Mensch sich noch immer in dem Kreise von Bestrebungen herumtreiben mag, die mit der letzten Spur der Mög-

lichkeit gewissermaßen ihren Gegenstand verloren haben. Börne scheint übrigens mit den übrigen deutschen Malcontenten darin in Streit zu sein, daß ihm, bis auf das System der Regierung, das französische Wesen gefällt, indeß diese, in ächtdeutscher Verblendetheit, ihren Landsleuten das Uebernatürlichste zutrauen und von den Franzosen als einem höchst unglücklichen Volke reden. Der Eine der beiden Männer dauerte mich wirklich, so angegriffen war er, so bitterer Ernst schien es ihm. Arme Teufel! Ich wette drauf, es sind ehrliche Männer, seien sie nun erleuchtet oder verblendet. Man sprach übrigens mehr von französischen als deutschen Zuständen. Börnen schien die politische Wendung nicht angenehm, entweder weil er mir doch nicht ganz traute, oder mich nicht für voll nahm, da ich gleich von vorn herein meine gemäßigten Gesinnungen deutlich erklärte. Er fragte mich, ob ich für den Mittag geladen sei, was ich bejahte, theils weil ich heimische Klagen genug auf dem Herzen habe und keinen Beruf fühlte, sie beim offenherzig machenden Glase Wein an Uebertriebene gelangen zu lassen, theils weil ein Besuch bei Börne schon Stoff genug für einen Gesandtschaftsbericht ist, ein Mittagmahl aber gar, und noch dazu in solcher Gesellschaft, ohne Zweifel die Zahl der sieben Todsünden um eine achte vermehren würde.

Ich weiß wohl, daß ich Unrecht habe. Die Gemäßigten werden weder geliebt noch gefürchtet, stehen daher von allen Seiten schlecht. Sei's! Ich hege auch weder Furcht noch Liebe, höchstens Mitleid und Verachtung.

Mittags im Palais royal. Abends in der Oper, La Juive von Halevy. Die Musik großentheils blinder Lärm, bis auf einige choralmäßige Chöre, die wirklich schön sind. Von den Sängern die Weiber Dorus und Falcon gut, die Märkner unangenehm. Lafont ungefähr wie neulich. Nourrit ein hiesiger Liebling, hohe Halsstimme ohne eigentlichen Klang, nur wirksam, wo er schreit. Serda, schnurrender Baß, aber ausgiebig, wirksam. Nur singt er gern noch um ein paar Töne tiefer, als seine tiefe Stimme reicht. Das Ganze ohne In-

teresse. Aber welche äußere Ausstattung: die Dekorationen Wirklichkeiten, oder nein: Bilder. Dadurch unterscheidet sich die französische Dekorationsmalerei von der der übrigen Nationen, daß letztere die Gegenstände der Wahrheit gemäß abbilden und nun dem Zufall überlassen, ob das unwahre Lampenlicht, die Gruppirung und Bekleidung der Figuren die Wirkung steigern, stören oder aufheben werde. Hier aber malt man das Licht, die Steigerung und Abschwächung, das Wesentliche und die Beiläufigkeit gleich von vorneher in die Dekoration hinein; da man der leidigen Allseitigkeit der Lampenbeleuchtung nicht los werden kann, so wird in den Gruppen Licht und Schatten durch helle und dunkle Farbe der Bekleidung ausgedrückt. So entstehen eigentliche Bilder, von deren Wirkung man bei uns keine Vorstellung hat. Der Marktplatz einer Reichsstadt gleich beim Aufziehen des Vorhangs, eine Kirche im Vorgrunde, dunkel gehalten mit stehenden und knieenden Gruppen. Gegenüber Männer auf Barrieren, Eckſteinen sitzend, mit den Füßen schlenkernd, stehend, liegend, Straßenjungen. Im Hintergrunde, perspektivisch sich emporhebend, gewappnete Männer, die Harnische graulich glänzend, um nicht zu sehr vorzutreten. Dazu aus der Kirche Orgeltöne, Chorgesang, Frauen mit schlepptragenden Pagen, die in die Messe gehen. Der Kardinal erscheint auf den Stufen. Man muß das gesehen haben. Ich glaube Phantasie zu haben. Hier zum ersten Male in meinem Leben habe ich ein theatralisches Arrangement gesehen. Der Einzug des Kaisers. Pferde. Prächtig. Bei uns ist derlei Spielerei, hier nicht, weil es die Wirkung des Ganzen erhöht. Tänze eingeflochten, nicht eingezwängt. Die Kostümes von einer Pracht, die ärgerlich wäre, wenn sie ihren Zweck nicht so vollständig erfüllten; von einer Genauigkeit, die ans Absurde streift, durch die Großartigkeit des Ganzen aber nur noch als volle Wahrheit wirkt. Dazu die Geschicklichkeit all dieser Leute. Nichts, was stört. Keiner geht, sitzt wie der Andere, Alles künstlerisch geordnet und natürlich aufgefaßt und wiedergegeben. Alle Ehre den Künstlern unserer

Theater, aber unsere Bühnen sind elende Marktbuden im Vergleich dieser Wirkungen. Hier kann ein Mann von Phantasie und Geschmack einer Vorstellung beiwohnen. Die Dekoration des letzten Aktes war schlecht.

Das Haus gedrängt voll, der Beifall groß. Die Leute meinten, es wäre die Oper, was ihnen gefiel.

Donnerstag, 21. April. Ziemlich gute Nacht. Die Gesundheit bessert sich. Nur gar so wenig Besinnung. Kann man ein Greis und ein Knabe zugleich sein, indeß man das Mittlere zwischen beiden sein sollte: ein Mann.

Mit Brant englisch gelesen. Wie es mir in England mit der Sprache gehen wird, weiß vor der Hand Gott allein. Ich habe mich geflissentlich in diese Reise geworfen, wie ein Nichtschwimmer ins Wasser, die Noth sollte die Bewegungen von selbst lehren. Ertrunken bin ich vor der Hand auch wirklich noch nicht, aber Wasser habe ich in Mund und Nase bekommen teufelmäßig, und wer weiß, was noch kommt?

Soll ich die Schuld auf Mangel an Charakter schieben? Kein wirkliches Unglück, keine eigentliche Gefahr hat mich noch unmännlich gefunden. Aber diese kleinen ennuys, diese immer wiederkehrenden Plackereien matten mich auf eine Art ab, daß ich dagegen durchaus nicht aushalten kann. Das eigentliche Unglück ist, daß ich das Fehlerhafte, das Absurde meiner Stimmungen und Eigenthümlichkeiten völlig einsehe und mir alle Mühe gebe ....

Bin hier im Schreiben durch Hagberg unterbrochen worden und konnte den ganzen Tag nicht wieder dazu kommen. Jetzt da ich mich wieder dazu hinsetze, habe ich die merkwürdigen Ereignisse rein vergessen. Weiß nur noch, daß ich die Kirche St. Eustach besah, dieselbe, die Ludwig der Vierzehnte aus einer gothischen in eine haarbeutelmäßige so glücklich verballhornen ließ. Die Reste noch immer schön. Die Halle aux blés gesehen mit der riesenmäßigen Dachkuppel. Merkwürdiges Echo in der Mitte, das trotz der ungeheuern Entfernung des Daches jedes gesagte Wort wiederholt, beinahe ehe man's

zu Ende gesprochen. Ich finde die natürlichen Erklärungen der natürlichen Dinge äußerst unnatürlich.

Großer Marktplatz, schmutziger als irgend etwas bei uns. Dames de la Halle. Die sehen eher nach einer Revolution von 1830, als nach der von 1792 aus. Gott ist mächtig in den Schwachen. Heißt das: Gott in Frankreich. Was sonst geschah, deckt die Nacht des Vergessens.

Mittags bei Neuwall. Nach Tisch waren wir schon im besten Zuge, uns gegenseitig zu ennuyiren, da erklärte ich, ins Theater gehen zu wollen.

Ging in die Variétés. Kam zum dritten Akte eines fünfaktigen Drama le Marquis de Brunoy. Verstand daher nicht viel von der Verwicklung. Frédéric Lemaitre spielte die Hauptrolle sehr gut, bis auf eine Art Wahnsinn zum Schluß, was sich nicht recht geben wollte. Ueberhaupt alle Schauspieler recht gut. Was müßte man einer deutschen Truppe anbieten, damit sie sich eine solche Treue des Kostümes gefallen ließe, wie man sie hier täglich auf dem Theater sieht. Gepuderte Frisuren, Reifröcke, Haarbeutel.

Zum Schluß ma femme et mon parapluie. Ein Klavierstimmer, dem man beide diese Einrichtungsstücke entführt, der um beide ungefähr im gleichen Maße trauert und in seinen Klagen sie ewig vermischt und verwechselt. Vernet, der ihn spielte, vortrefflich. Das ist der Unterschied zwischen unsern Wiener Komikern und den hiesigen, daß erstere immer mehr oder weniger Possenreißer sind, d. h. Späße aus freier Faust einmischen, indeß die Pariser für ihre Komik immer bloß den Charakter und die Situation ausbeuten. Einer, der plötzlich ins Theater einträte, ließe sich gar nicht einfallen, daß Vernet der Komiker des Stückes sei, bis er nach und nach aus der Wirkung es bemerkte. Nicht einmal auffallend gekleidet hatte er sich. Er sah wie Tausende aus, die unbeachtet auf der Straße an uns vorübergehen. Sehr gut war auch Prosper als Mr. Coquerdon. Mehr chargirt, aber doch vollkommen wahr. Nur ganz gegen das Ende fingen Beide an, sich ein wenig gehen zu lassen.

Freitag, den 22. Leidlich geschlafen. Früh Morgens kam Meyerbeer, der mir ein Billet für die heutige Vorstellung seiner Hugenotten versprach, auch Wort hielt. Besuch von Schlesinger. Hagberg kam. Ging mit ihm, die Galerie im Luxembourg zu besehen, was höchste Zeit ist, da ich ungebildeter Weise noch gar nichts von schönen Künsten und Wissenschaften mitgemacht habe. Da die Galerie des Louvre der Ausstellung zu Liebe ausgeräumt und daher nicht zu sehen ist, so interessirt mich das Uebrige auch im Grunde wenig. Also: Galerie Luxembourg. Ist Das Schofel! Süßigkeiten und Uebertreibungen, grau in grau gemalt. Guérin's Hippolyte sieht aus wie eine Demoiselle, der man die Röcke überm Knie abgeschnitten. Zudem ist er mit seiner chevelure aus der Mode gekommen! Dazu von Farbe keine Spur. Dadurch sei nicht abschätzig von dem Talente des Künstlers gesprochen. Er gab eben der Mode seiner Zeit nach, und da die Fluth vorüber ist, liegt er auf dem Trocknen. In neuerer Zeit fangen sie an, die Niederländer zu studiren, und eine sterbende Königin Elisabeth sieht aus, als sei Rubens wahnsinnig geworden. Eine Beistehende, die schöne Hände übers Gesicht schlägt. Das Beste von Horace Vernet, der in seiner Art vielleicht keinem der Münchner Künstler nachstehen dürfte. Hat er Cornelius' Großartigkeit nicht, so ist dafür seine Farbe besser.

Zurück. Noch einmal Notre-Dame besehen. Daß die Arbeit viel roher ist als an unsern Kirchen, kein Zweifel. Dazu die Façade etwas gedrückt, obgleich schön. Das Schiff würde mir kaum gefallen, wenn es auch nicht geweißt wäre. Dafür die Nebengänge, besonders der links, mit der Aussicht in eine Säulenhalle, schön. Sollten die Säulen des Schiffes schon bei der Erbauung so gewesen und in der Folge nichts daran geändert worden sein?

Erinnere mich eben, daß ich gestern auch auf der Börse war. Das Aeußere mit seiner Colonnade wunderschön. Das Innere macht einen wüsten Eindruck. Die aufeinander gestellten zwei Reihen Pilaster lassen das, durch die äußeren

Säulenordnungen erhobene Gemüth unangenehm wieder herabfallen. Gedränge, Lärm. Von der Galerie herab macht es den Eindruck eines aufgeregten Meeres. Gegen das obere Ende des Saales ein zirkelförmiges Gelände, um das die Sensale herumstehen und in den innern leeren Kreis hineinschauen, als ob da Orakel am Boden aufgeschrieben wären; sich dann plötzlich umwenden und mit Stentorstimme Preise und Anträge herausschreien, welche Anstrengung nothwendig ist, da man sein eigenes Wort nicht hört.

Heute mit Hagberg noch ins Louvre zur Kunstausstellung gegangen. Unabsehbare Menge von Bildern. Wie überall, und natürlich, nicht viel Gutes. Wieder Horace Vernet bei Weitem der beste. Ein Bild von einem Siege des Marschalls von Sachsen vortrefflich. Vorzüglich rechts im Vorgrunde die Gruppe eines, wie es scheint, östreichischen gefangenen Generals, der seinen Sohn wieder findet. Der junge Mensch, mit seinem durch die ungeschickte Kleidung durchleuchtenden schönen Körper, halb emporgehoben in der Umarmung des kräftigen alten Mannes, hinreißend. Auch einige Napoleongeschichten von demselben Maler. Besonders gut auf einem derselben der Kaiser, über die Schulter zurück nach vorwärts schauend. Ausgezeichnet schöne Porträts. Einige in englischer Manier mit glücklicher Kühnheit. Unser Amerling fände hier würdige Nebenbuhler. Weiberköpfe, wunderschön als Weiber und als Bilder. Nirgends mehr Grecs und Romains, aber leider auch keine Griechen und Römer. Die Farbe durchaus besser, als auf jenen David-Gerard'schen ungebleichten Kattun-Figuren.

Zu Tische. Traktirte meinen schwedischen Freund und mich mit einer Bouteille Champagner, der aber schlecht war, wie aller, den ich noch in Paris getrunken. Ins Café de la régence. Wenige Schachspieler da. Die besten sollen Vormittag zwischen 1 und 5 Uhr kommen.

In der Oper. Ungeheuer voll. Meyerbeer hatte mir eine stalle im ersten Rang verschafft. Vortrefflicher Platz.

Die Ouverture ging an, vielmehr nur Introduktion. Ich war zu gespannt, als daß sie mir besonders hätte gefallen können. Der Vorhang geht in die Höhe. Eine Art Fest katholischer Herren. Das Arrangement nicht besonders. Das Opernbuch hat den Fehler, um $^3/_4$ zu lang zu sein. Die Musik muß nur immer hinter den Worten herlaufen, daß ihr ja keines entgeht, wodurch sie sich, besonders Anfangs, zu wenig in sich selbst concentriren kann. Macht daher eine etwas zerstreuende Wirkung. Dazu sind zu complicirte Zustände, so daß man sich, selbst mit dem Buche in der Hand, kaum zurechtfinden kann. In der Mitte des dritten Aktes fängt mit einem Duo eigentlich die Musik der Oper an und erhält sich recht kräftig, oft ausgezeichnet, bis ans Ende. Ich war aber durch die Bemühungen, schon dem Anfange zu folgen, viel zu sehr hergenommen, als daß sich mir die Folge klar auseinander gesetzt hätte. Muß daher noch einer Vorstellung beiwohnen, um auch nur gegenüber von mir selbst mir ein Urtheil zu erlauben.

Von den Darstellenden die Weiber Dorus und Falcon sehr gut, besonders die letztere. Die Männer, was man dramatische Sänger nennt, das heißt: schlechte. Sie verstehen sich nämlich vortrefflich darauf, die Winkelpoesie eines erbärmlichen Opernbuches geltend zu machen, sind aber nicht im Stande, die musikalischen Intentionen einer guten Composition ins Leben zu bringen. Aus einem Chor herauszuschreien, oder die Lichter auf finstere Violin-Hintergründe aufzusetzen, dazu sind sie ganz die Leute; die Cantilene mag aber besorgen, wer Lust hat. Ueberhaupt kommen sie, wie neuere Soldaten, erst dann ins Feuer, wenn die Kanonen, d. h. die Bässe donnern.

Samstag, 23. Die Körperstimmung wieder etwas gedrückt. Besinnung und Erinnerungskraft besonders schwach. Weiß mich am folgenden Morgen kaum zurecht zu finden, was am Tage vorher geschehen. O die Zeit meines Lebens! Ich habe geträumt bis heute, weiß es, und werde fortträumen bis zum Tode. Δος μοι που στω.

Was also diesen Samstag Vormittag geschah, weiß ich heute, Sonntag Morgens, nicht mehr. Doch ja. Ging zu Frau von Neuwall, mich für Sonntag Mittag zu entschuldigen, da Meyerbeer mich zu Tische geladen. Darauf — ja doch! den Montmartre bestiegen und von da die Stadt betrachtet, was einen gewaltigen Anblick gibt, doch um nichts bedeutender und um Vieles weniger schön, als die Ansicht Wiens, allenfalls vom Kobenzl aus.

Werde täglich erinnert, meinen Empfehlungsbrief an Mr. Rothschild abzugeben, auch Heine soll ich besuchen, verschiebe es aber von Tag zu Tag.

Mit Brant bei einem Restaurant im Palais royal gegessen. Nach Tisch in den Cirque olympique Franconi's, wo man nun seit zwei Monaten alle Tage Jérusalem délivrée gibt. Demungeachtet das Haus so voll, daß wir kaum noch ein paar der schlechtesten Plätze fanden. Freilich ein wenig Brants Schuld. Man bot uns vor der Thüre stalles an; da sie aber fünf Francs das Stück kosteten, und Brant sparsam ist, so nahmen wir Plätze auf den Seiten, wo man ziemlich schlecht sieht.

Ueberhaupt ist mir Brant ein großer ökonomischer Nutzen in Paris. Obgleich etwas ängstlich bei größeren Ausgaben, lasse ich mich doch bei kleineren gern gehen, wenn ich einmal im Zuge bin. Vor den Nullen habe ich allen Respekt, aber die Einheiten fliegen. Da ich nun viel mit Brant bin und er das Seine sehr zu Rathe hält, fehlt mir die Gelegenheit, meine Einkaufwuth in Gang zu erhalten. Ein paar hundert Franken mag Das im Ganzen wohl austragen.

Von dem befreiten Jerusalem nun wüßte ich nichts zu sagen, als daß es dabei sehr bunt herging. Dekorationen gut; Kleider prächtig; Comparserie, zwei Heere im eigentlichsten Verstande; 30 bis 40 Pferde zugleich auf der Bühne. Letztere ist durch bretterne Steige mit der Arena in Verbindung gesetzt, und da fliegen denn nun Ritter und Knappen, Mann und Weib in voller Carriere auf und nieder. Gesang, Chöre,

Tanz, Flugwerke, feuerspeiende Drachen. In Wien würde das Stück nicht bloß zwei Monate, sondern ein ganzes Jahr Tag für Tag gegeben. Besonders ein Aufwand von Harnischen, wie er seit Erfindung des Schießpulvers nie mehr vorgekommen. Uebrigens weiß ich nicht, ob hier die Schauspieler zugleich Kunstreiter, oder die Kunstreiter zugleich Schauspieler sind; denn die Hauptpersonen des Schauspiels, die eben nicht so übel sprechen, machen Dinge zu Pferde, die Einem die Haare empor treiben. Das Beste des Ganzen ein förmliches Rennen von sechs Rittern, Anfangs mit Lanzen, dann mit Schwertern, wobei die Hiebe auf den Harnischen klatschen wie nichts Gutes. Endlich bearbeiten sich die zwei allein Uebriggebliebenen mit Kolben und Streitäxten, daß man wahrhaft meint, sie müßten sich die Hirnschädel einschlagen, Hieb auf Hieb, klitsch, klatsch, wohin's trifft, ohne auszusetzen oder zu pariren. Endlich fiel der Sarazene vom Pferde und — wir gingen. Wenn sie nicht in den folgenden Akten Einen wirklich todt geschlagen haben, so konnte das Gesehene nicht mehr überboten werden, und wir hatten daher ganz recht, uns fortzumachen.

Ich ging noch in ein Café, um mich abzukühlen. Auf gut Glück nahm ich ein Zeitungsblatt in die Hand und las bons mots auf die Gräfin Apponi, als eine Art faiseuse politique, eine Fürstin Lieven. Aha! Daher also manche Verschiedenheiten mit Dem, was ich früher von ihr gehört hatte. Daher dieses air de triomphe. Man spricht hier von einer Heirath des Kronprinzen mit der Tochter des Erzherzogs Karl. Das hat wohl sie gemacht, heißt das: vermittelt.

Wieder eine meiner politischen Voraussagungen eingetroffen! Wäre ich nicht so bête, d. h. ehrlich, und Herr meiner Stimmungen, ich hätte einen Staatsminister abgeben können.

Sonntag, 24. Eins gibt dem Andern die Thüre. Werde erinnert, meinen Empfehlungsbrief an die Baronin Rothschild

gewiß morgen abzugeben. Einladung auf morgen zu Mr. und Mad. Valentin. Der geheime Rath Koreff. Der Rummel ginge an. Gott sei Dank, daß ich in vierzehn Tagen wieder fortkomme. Koreff sagt, Rossini habe die Idee, aus der Ahnfrau eine Oper zu machen. Proficiat.

Hagberg bietet mir an, die Galerie des Palais royal zu sehen, wozu er Billete erhalten hat. Muß es leider ablehnen, da ich Many Neuwall und Brant versprochen, mit ihnen ins Diorama und, was weiß ich, wohin noch zu gehen. Ein plötzlicher Regen hindert alle Pläne. Spazieren demungeachtet in den Straßen ein wenig herum. Der Koth ennuyirt uns, unsere eigene Unterhaltung will dagegen nicht auslangen. Es ist vier Uhr geworden, und ich gehe nach Hause, um mich anzukleiden.

Um fünf Uhr zum Essen zu Meyerbeer in meinem Hotel. Er ist noch nicht zu Hause. Finde die Mutter. Gespräch, durch ein nicht hübsches, aber scheinbar gutartiges und daher mir angenehmes Gesellschaftsfräulein unterstützt. Kruschmann kommt. Ein Franzose, der Theaterdirektor, oder etwas dieser Art. Meyerbeer, der mir verblümt zu verstehen gibt, ich hätte seine Mutter doch früher einmal besuchen können, welche Bemerkung mich wenig genirt. Bin in derlei Grobheiten noch von Wien her eingeübt. Endlich Herr Leo, der Deutsche, den ich bei Valentins getroffen. Zu Tische. Machte der Einladung, was das Essen betrifft, Ehre. Verfiel, nachdem ich mich eine Weile im Gespräche recht gut gehalten, in meine gewöhnlichen Abwesenheiten, während denen ich aber zu sprechen pflege, ohne zu wissen, was. Meyerbeer mag ziemlich erstaunt gewesen sein über diese Worte eines Verstorbenen. Erfahre, daß heute Concert im Conservatorium gewesen, über dessen Vortrefflichkeit Giacomo (so nennt ihn die Mutter) nicht fertig werden konnte. Wußte nichts davon. Wäre froh, Paris wieder im Rücken zu haben. Was brauch' ich all das Zeug zu sehen und zu hören. Werde Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigstens allein sein kann. Wenn nur dort der schändliche

Geistesdruck nicht wäre und die Erniedrigung der Nebenmenschen. Was mit mir selbst geschähe, sollte mich wenig anfechten. Mich erniedrigen sie nicht, und wenn sie tausend Jahre dran versuchten.

Leo ist ein gescheiter Mensch. Er lebt 20 Jahre in Paris, und obschon ein Deutscher, überströmt er vom Lobe der hiesigen Zustände. Gleich mir hält er Louis Philipp nicht bloß für tief verständig, sondern auch für einen ehrlichen Mann. Der gegenwärtige Wohlstand Frankreichs soll unbeschreiblich sein. Merkwürdige Details über die arbeitende Klasse, die, nach Leo, eine angestrengtere Existenz führen, als selbst die Negersklaven, aber nur durch 12 bis 15 Jahre, dann ziehen sie sich zurück und leben von ihren Renten. Gewohnheit unter allen Ständen, ihre kleinen Kinder aufs Land zu geben. Nicht aus Herzlosigkeit, denn die Mütter seien selbst in Verzweiflung darüber, sondern aus Unmöglichkeit, sie zu behalten. Die Mütter nämlich haben sämmtlich ihren angewiesenen Platz im Geschäft. Ungeheurer Lohn der Ammen; aller Dienstleute überhaupt. Ein Bedienter bekommt monatlich 100 Franken. Die männlichen Diener im Allgemeinen schlecht, die weiblichen gut. Details über den innern Verkehr, der durch nichts gehemmt wird. Fühle mich unglücklich, von solchen Dingen nichts zu verstehen, ja selbst die Erklärungen darüber nicht zu begreifen.

Wir gehen gegen neun Uhr. Ich zu Brant, dem ich's versprochen habe. Trinken Thee und ennuyiren uns. Ich bleibe geflissentlich, weil ich durchaus dieser Stimmung Herr werden will. Finde es unmöglich. Um halb eilf Uhr nach Hause.

Montag, 25. April. Kann nicht ausweichen, heute der Frau v. Rothschild meinen Brief abzugeben. Wollte vorher noch die Gemäldeausstellung sehen; war verschlossen. Ging in den Tuileriengarten, las die Zeitungen. Der Kronprinz geht nach Berlin und Wien. Die östreichische Heirath dürfte sich bestätigen. Fängt an zu regnen. Flüchte mich in die

Galerien des Palais royal. Möchte einige Kleinigkeiten kaufen, kann sie nirgends finden. Nach Hause gegangen, umgekleidet. Zu Rothschild. Von der Frau sehr gut empfangen. Sie ist liebenswürdig, gebildet, spricht wahrhaft gut. Sie gehen aufs Land. Soll sie dort besuchen. Sie gibt mir die Adresse von Heine. Gehe von ihr fort, meine Reisegefährtin zu besuchen. Hermine kommt heraus, sagt mir, daß viel Gesellschaft bei ihren Schwestern sei, Franzosen, zweifelt, ob mir Das angenehm sei. Spreche mit dem Mädchen, finde sie weniger hübsch als auf der Reise. Sonst ganz dieselbe. Ein alter General, der bei den Schwestern war, kommt, um Abschied von ihr zu nehmen. Thut ziemlich bekannt. Der Aushängschild zeigt das Gewerbe. Gehe endlich auch, eben als Auber, der Operncompositeur, sich entfernt, der mit den Schwestern artistische Conferenz gehalten hat. Bin gar nicht begierig, seine oder irgend Jemands Bekanntschaft zu machen. Noch ehe ich zu Rothschild ging, besuchte mich Lapique, der Gefährte unserer Reise von Nancy nach Paris. Es plagt sie offenbar die Neugierde, zu wissen, wer Hermine ist. Ich mag es ihnen aber durchaus nicht sagen. Muß sie aber doch besuchen. Sie sind gar zu freundlich und gut.

Mittags bei Valentin. Der üble Eindruck, den ich am ersten Abende unserer Bekanntschaft erhielt, verschwindet. Es sind liebenswürdige Leute. Leo, den ich damals absprechend fand, ist es vielleicht, aber nicht mehr, als alle Deutsche, die Verstand haben. Ein Doktor Julius aus Berlin da, der eben aus Amerika kommt und der aller Orten die Gefängnisse untersucht, auch ein sehr gutes Werk darüber geschrieben haben soll. Er gibt mir einen Brief an den Londoner Buchhändler Murray, der mich gleich in den Mittelpunkt der dortigen gelehrten Welt setzen soll. Guter Gott! Mich in den Mittelpunkt der gelehrten Welt! Nahm übrigens den Brief, der wohl nie aus meinem Portefeuille herauskommen wird.

Hatte Dr. Koreff versprechen müssen, ihn in der Oper, wo er eine Loge genommen hat, zu besuchen, um die Bekannt-

schaft seiner Frau zu machen. Gehe um neun Uhr hin. Die Frau äußerst hübsch. Ein wenig auffallend angezogen. Der Verfasser des Gräuelstückes la tour de Nesle ist bei ihr. Ein gut aussehender junger Mann. Ich suchte vergebens nach dem Kainszeichen an ihm. Gehen während der Zwischenakte ins prächtige Foyer, wo die Leute auf und ab spazieren. Man zeigt mir Jules Janin. Ziemlich jung, wohlbeleibt, unelegant gekleidet, heiteres, französisch-behagliches Gesicht.

Meine eigene Behaglichkeit fing nach und nach an, zu Ende zu gehen. Die letzten Akte der Oper machten auf mich weniger Eindruck, als das erste Mal. Nach dem Schlusse ging ich mit Dr. Julius, der auch gekommen war, ins Café, Eis zu essen. Wollte sich kein rechter Austausch geben.

Dienstag, 26. Hagberg hatte mir versprochen, mich in die Bibliothek abzuholen. Ich wartete bis ein Uhr. Er kam nicht. Ging, Heine aufzusuchen. Madame Rothschild hatte mir eine falsche Adresse gegeben. Er war ausgezogen. Da ich nun schon in der rue des petits Augustins und somit am andern Ufer der Seine, entfernt vom Mittelpunkte der Stadt war, beschloß ich, den jardin des plantes noch einmal zu besuchen. Kam so der Kirche Notre-Dame näher und betrachtete mir sie wieder. Sie ist unleugbar schön. Die Breite der Façade sticht vortheilhaft gegen die Dürftigkeit jener der Stephanskirche in Wien ab. Was letztere auszeichnet, ist der Thurm und das Innere. Das Hauptschiff von Notre-Dame will mir auch jetzt noch nicht gefallen. Die vier Nebengänge aber, von denen die zwei äußersten sich um den Hochaltar herumschlingen, machen einen wunderbaren Eindruck. Was mir am Hauptschiff nicht gefällt, ist das etagenmäßige Uebereinandergebautsein von Säulen, Säulchen und Wänden.

Außer einigen Gaffern, gleich mir, waren nicht drei oder vier Menschen darin. Die Depots von zu vermiethenden Stühlen machen einen widerlichen Eindruck.

Erinnerte mich des palais de justice, und daß ich noch keine Gerichtssitzungen gesehen. Herrliches Gebäude, die mittlere

Halle großartig. Ging zuerst in die Criminalsitzungen (oder ist es bloß police correctionelle?). Da war Alles so voll, daß ich kaum an der Thüre festen Fuß fassen konnte. Ein concierge, huissier oder dergleichen, um bessern Platz zu verschaffen, war nicht zu sehen. Es handelte sich um eine öffentliche Gewaltthätigkeit. Eine Flinte und ein sackartiges Bündel lagen als corpus delicti auf der Tafel. Drei Richter. Links vom Zuseher der procureur du roi. Rechts die Beschuldigten, die ich aber vor Gedränge nicht sehen konnte. Der Advokat war mitten in seiner Rede. Er sprach gut. Der Beschädigte, zur Angabe seines Schadens aufgefordert, weigerte sich, einen Ausspruch zu thun. Er verfolge eine Sache der öffentlichen Moral, sagte er, nicht des Vortheiles.

Der Richter resumirte den Fall, ich konnte es aber über dem Anstoß ewig neu Zudrängender nicht aushalten. Ich ging in ein anderes Zimmer, wo das Gedräng geringer war, ich daher auch sehr leicht guten Platz fand. Dafür war aber auch der Gegenstand minder interessant. Der Diebstahl einer Uhr. Zwei übel aussehende Bursche und zwei garstige Weibsbilder, in der Reihe von Stadtsoldaten getrennt dasitzend, waren die Angeklagten. Hier war der Richter eben in seiner Rede an die Geschwornen. Er sprach aber ziemlich schlecht, stotternd, sich selbst unterbrechend und verbessernd. Die Jury entfernte sich, und da sie gar nicht wiederkommen wollte, ging ich endlich auch. Mein gutes Glück führte mich durch die mittlere, säulengetragene Halle zur Abtheilung der Civiljustiz. Ich hörte ein paar Prozesse plaidiren. In einer Stunde waren zwei Fälle abgethan, um die man bei uns zehn Jahre gestritten hätte, oder wenn auch nicht abgethan, doch der Entscheidung nahe gebracht, obgleich mir Ersteres schien. Beim zweiten Prozesse unterbrach der Richter den zuletzt sprechenden Advokaten. Sie wüßten schon genug, sagte er, der eben enthüllte Umstand entscheide die Sache.

Die Advokaten sprachen nicht alle gut. Das Ganze nimmt sich würdig aus. Die schwarzen Talare und Mützen der Richter

und Anwälte, die anständige Dekorirung der Richtersitze. Man fühlt, um was es sich handelt. Das Publikum nimmt aber auch den lebhaftesten Theil an den Prozeduren. Besonders die peinlichen Gerichte zum Ersticken voll. Leute der niedrigsten Stände, die ihr Gefallen und Mißfallen bestimmt, obgleich anständig und leise zu erkennen geben. Ein paar Schusterjungen mit bloßem Kopf traten ein, von Niemandem gehindert, hörten eine Weile dem plaidirenden Advokaten zu und gingen dann eben so ruhig wieder fort. Was für eine Wirkung muß Das nebst der Journallektüre auf die Bildung der Masse haben. Das gemeine Volk spricht aber auch so gut, graziös möchte ich sagen, daß man lediglich auf die Marktplätze gehen muß, um eigentliche Pöbelsprache zu hören.

Mittags mit Brant und Many zu Very bestellt. Vortreffliche Küche. Interessirt mich nicht sehr. Bezahlen dafür aber auch für zwei Portionen Suppe, eben so viel filet de boeuf, eine Portion Turbot, ein Poulard mit Salat und zwei Portionen Pudding, der noch dazu nicht ganz gar gekocht war, endlich zwei Flaschen Chablis, 25 Francs.

Da die Mars, die gewöhnlich nicht mehr auftritt, im Theater Odeon zum Benefiz eines Akteurs spielt, im Fiaker hinaus. Kamen um halb neun Uhr eben zu recht, um eine Mlle. Reisner auf der Blasbalgharmonika (accordéon) recht hübsch spielen zu hören. Dann sang ein Herr abscheulich zwei Romanzen.

Hierauf Mlle. Mars in der gageure imprévue. Hat meine Erwartungen nicht erreicht. Mad. Löwe in ihrer guten Zeit war mir lieber. Ueberhaupt will mir, was ich von der haute comédie gesehen, nicht recht ein. Der Franzose ist in allen Künsten nur da ausgezeichnet, wo er sich unbekümmert seiner Natur überläßt; wie ihm einmal das Wort Kunst in den Kopf steigt, macht er die wunderlichsten Schnirkel. Mlle. Mars gibt den vornehmen Ton noch abgeschliffener und farbloser, als er ist. Man glaubt Flöhe husten zu hören, und man greift im Leeren herum, wie Einer, dem

die Luft ausgeht. Uebrigens kann man von einem Male kein Urtheil fällen, auch war Stück und Umgebung ziemlich langweilig.

Mlle. Mars dagegen sehr gut in Valerie, was bei uns Gabriele heißt. Die Sechzigjährige so zart, warm, weich, furchtsam, liebenswürdig. Das Entzücken nach vollbrachter Augenkur dagegen schwach und für jeden Fall unter der Aufgabe.

Im Nachhausegehen geriethen wir auf einen Weg an den Kai's, den zu gehen verboten ist. Die Schildwache, die uns zurückwies, fing ihre Rede mit Messieurs an. Ein deutscher Krieger hätte sich kräftiger ausgedrückt.

Mittwoch, den 27. April. Hatte endlich die Wohnung Heine's erfragt, ging heute 12 Uhr zu ihm. Cité Bergère Nr. 3. Als ich schellte, öffnete mir ein hübscher, runder, junger Mann im Schlafrock, der mir wie einem alten Bekannten die Hand reichte. Es war Heine selbst, der mich für den Marquis de Cüstine hielt. Er zeigte große Freude, als ich mich nannte, und führte mich in seine tolle Wirthschaft hinein. Tolle Wirthschaft. Denn er wohnt da in ein paar der kleinstmöglichen Stuben mit einer oder zwei Grisetten, denn zwei waren eben da, die in den Betten herumstörten, und von denen er mir eine, eben nicht zu hübsche, als seine petite bezeichnete. Er selbst sieht aber auch wie die Lebenslust und, mit seinem breiten Nacken, wie die Lebenskraft aus. Machte mir einen sehr angenehmen Eindruck, denn mir ist der Leichtsinn nur da zuwider, wo er die Ausübung Dessen, was man soll, hindert.

Wir kamen gleich in die Literatur, fanden uns in unsern Neigungen und Abneigungen ziemlich auf demselben Wege, und ich erfreute mich des seltenen Vergnügens, bei einem deutschen Literator gesunden Menschenverstand zu finden. Er scheint durch die Bundestagsbeschlüsse sehr alterirt und schrieb eben an einer Denkschrift an die abgeschmackte Versammlung. Vom Ultra-Liberalismus will er durchaus nichts wissen und

spricht mit Verachtung von den deutschen Refugié's. Mit Börne steht er schlecht. Beklagt sich, daß dieser ihn für seinen Freund ausgegeben, was er nie gewesen. Ging nach einer Stunde, herzlich entlassen.

Der Besuch hatte mich heiter gestimmt. Ging zu Brant, um mit ihm in die Pairskammer zu gehen, wohin Many Neuwall mir Billets gebracht hatte. Englisch gelesen. Die Nothwendigkeit, mich wenigstens verständlich machen zu können, leuchtet immer deutlicher ein. Brant war erstaunt, mich das erste Mal heiter zu finden.

Regnet in Strömen. Wir benützen endlich einen leidlichen Augenblick und gehen ins Luxembourg; nach Brants Gewohnheit zu Fuß.

Der Saal der Pairs viel weniger schön, als der der Deputirten, obwohl viel reicher. Vielleicht nur, weil die Einrichtung älter ist. Blauer Sammt mit Goldstickerei. Statt der Bänke Armsessel. Die ältern bis zum Grau verschossen und daher abstechend zu den neuen, lebhaft blauen. Baron Pasquier, der Präsident, geistreiches Gesicht, lebhaftes Benehmen, kahles Haupt. Ein Pair liest eben von seinem Stuhl eine Rede ab, die die ganze Welt langweilt. Die übrigen Bären geniren sich nicht; machen sich wohl auch sichtlich über ihn lustig. Der Finanzminister d'Argout antwortet in artigeren Formen, als in der Deputirtenkammer. Der Bär duplicirt. Das war nicht mehr auszuhalten. Brant schlief schon, ich war nahe daran, und so gingen wir um halb fünf Uhr.

Als wir in den Hof kamen, goß der Regen in Strömen. Die Mitte der Straßen glich eben so vielen Waldströmen. Kerls, die durch Brücken auf Rädern die Verbindung herstellen und schreiend die Darübergehenden um eine Vergütung ansprechen; Niemand hört, Niemand zahlt, Parapluis, Wagen, Kabriolets. Der Uebergang über die Beresina kann nicht viel ärger gewesen sein.

Endlich nach Hause. Ziehe mich um. Mittags zu Neu-

wall. Die Gesellschaft war angenehm überrascht, mich zum ersten Mal erträglich zu finden. Leidesdorf spricht recht gut. Angenehme Conversation bis neun Uhr.

Hatte Leo versprochen, den Abend dort zuzubringen, da ich das Mittagsessen ablehnen mußte. Fand Börne nicht mehr da. Hiller, der Klavierspieler. Musik. Vortreffliche Pariser Fortepiano. Thee. Gespräch. Jean Paul. Die Frauen sind gegen ihn. Ist mir lieber, als sie beteten sein Lob nach. Gegen zwölf Uhr nach Hause.

Donnerstag, 28. April. Ging früh aus, weil ich mir einbildete, es sei Einlaßtag in die Bibliothek. Habe Donnerstag mit Dienstag verwechselt. Durchstreife für mich allein die Stadt. Finde mich doch schon recht gut allein zu rechte. Erst in die Straße Louis le grand, um Leo das Billet in die Deputirtenkammer zurückzustellen. Dann zur rue J. J. Rousseau, wo die Post ist. Keine kleine Aufgabe. Fand Alles auf, aber keinen Brief. Tu l'as voulu, George Dandin! Dann die rue St. Honoré entlang. Marché des Innocents. Noch einmal St. Eustache. Vortreffliche Bildsäule Colberts am Hochaltare knieend. St. Roch. Scheint die besuchteste der Kirchen zu sein. Doch wenigstens eine Messe da, was mir bis jetzt noch nicht vorgekommen. Viele Grabmäler in der Kirche. Endlich zu Brant. Zwei Stunden mit ihm englisch gelesen. Gebe die Hoffnung auf. Was ist Das für eine kokette Sprache. Gar nicht aus Buchstaben, nur aus Worten bestehend, gleich der chinesischen. Fühlte mich ungeheuer angestrengt.

Gingen ein wenig in der Stadt herum. Mußte mir die Haare schneiden lassen, Brant deßgleichen. Nach seinem Gesetze der Sparsamkeit führte er mich zu einem Friseur für 10 Sous, wo augenscheinlich ein Lehrling an mir seinen ersten praktischen Versuch machte. Er ließ mir nichts als die Haut auf dem Kopfe und eine kleine Auswahl von abwechselnd kurzen und langen Haaren, daß ich aussah wie eine Vogelscheuche und den Tag meiner Geburt verfluchte. Hierauf ins Palais

royal wieder zu einem wohlfeilen Traiteur, wo ich nichts gut fand, als die Suppe, die ich verabscheue, und meinen Hunger zuletzt mit Käse stillte, der mir noch jetzt im Magen liegt.

Abends allein in die opéra comique. Fand keinen Platz im Parterre, mußte eine stalle d'orchestre zu sechs Francs nehmen. Erstes Stück: die zwei Savoyarden, die zu gleicher Zeit mit den Haarzöpfen zu gefallen aufgehört haben. Zugleich die niederträchtigste Vorstellung. Die beiden Menschen spielten, als ob sie aus Wien von Duports kleiner Oper verschrieben wären, und sangen, wie die Dienstmägde bei der Wäsche. Die Männer muß man aus den Billeteurs und Feuerwächtern rekrutirt haben. Von einem solchen Chor hat man keine Idee. Sie trafen nie auf den Taktstreich zusammen und thaten, als ob in einer komischen Oper auch die Musik ein Spaß wäre.

Ich war schon im besten Schlaf, als mich die Ouvertüre des zweiten Stückes, Sarah, Oper in zwei Aufzügen, Musik von Grisar, aufweckte, deren zweite Vorstellung heute war. Ouvertüre schön, kam mir, so viel ich davon verstehe, gut gearbeitet vor. So ging es denn recht lobenswerth fort. Leider hatte sich meine Natur einmal zu dem ihr eigenthümlichen Theaterschlaf geneigt, und da das Sujet, ich weiß nicht, ob gar zu einfach oder wirklich langweilig ist, so überhörte ich Vieles in süßem Vergessen. So oft ich aber wieder zu mir selbst kam, hörte ich immer was Gutes, und der zweite Akt, den ich ganz vernahm, gefiel mir theils recht wohl, theils fand ich ihn ausgezeichnet. Mlle. Jenny Colon, deren zweites Debüt war, spielt sehr und singt recht gut. Sie ist hübsch, hat aber Neigung zum Embonpoint, was ihr in der Folge schaden kann. Die beiden Tenore, Jansenne und Conderie, für die komische Oper vorzüglich. Von einem Baß war nichts zu hören, es müßte denn Dougal, Deslande etwas der Art gewesen sein. Er spielte aber recht brav. Die Chöre gingen viel besser, als die der ersten Oper, jedoch bei schwierigeren Stellen ohne Genauigkeit. Das Orchester oft ausgezeichnet, immer

gut. Vorzüglich Hörner und Violinen. Um elf Uhr nach Hause.

Freitag, 29. Mein Schwede ist entweder krank, oder es hat ihn verdrossen, daß ich einige seiner wahrhaft gütigen Anerbietungen nicht annehmen konnte. Er hat sein Versprechen, mich in die Bibliothek zu führen, nicht gehalten. Ging daher heute allein. Das Gebäude, rue Richelieu, von außen unscheinbar, gefängnißartig, von innen freundlich, schön; der Hof ein Garten. Die Büchersäle nichts weniger als imposant oder prächtig. Mit dem Wiener nun schon gar nicht zu vergleichen. Die Einbände, mit Recht als Nebensache behandelt, häufig schmutzig, immer gewöhnlich. Die Bücher nach Materien geordnet. Gleich beim Eingange Voltaire's Bildsäule von Erz, dieses Napoleons der geistigen Welt, oder Robespierre's vielmehr, dieser Guillotine verjährter Ansprüche und Ueberzeugungen. Man hat ihn mit Recht in einen Imperatorsessel gesetzt, denn er hat die Welt beherrscht und gemacht; der einflußreichste Mensch aller Zeiten. Er ist jetzt in Frankreich vergessen, man kauft seine Werke 10 Sous den Band, aber er war der Pflug, der die Erde aufriß, in die die Zeit ihren Samen legte. Noch allerhand Spielereien. Ein Parnaß mit spannhohen großen Männern. Ein plastischer Aufriß der Gegend um die Pyramiden. Was mögen Das für Kolosse sein! Ich benahm mich ganz wie der unwissende Reisende, den mein guide des voyageurs beschreibt, und begaffte die Sachen, ohne mich um irgend etwas näher zu bekümmern. Theils sieht man derlei überall, theils verstehe ich's nicht, theils fehlt es mir an Zeit, etwas zu approfondiren. Nicht einmal Herrn Hase suchte ich auf, der die Deutschen so freundlich empfängt. Ich fürchtete, weiter hineingezogen zu werden, als die Umstände räthlich machen. Goethe's Widerspiel, möchte ich außer der Poesie und dem allgemein Menschlichen sonst nichts betreiben.

Die Münzen, in interessanten Suiten unter Glas, der allgemeinen Beschauung frei gegeben. Ueberhaupt die Ein-

richtung vortrefflich, daß man ohne Führer und scheinbar ohne Aufsicht die Säle durchwandelt und besieht, was und wie man Lust hat. Aegyptische Mumien, Rüstungen. In einem eigenen Saale zu ebener Erde der Thierkreis von Denderah. Sogar in den Himmel haben diese Chinesen der alten Welt ihre Scheußlichkeiten übertragen. Inschriften=Bruchstücke. Ich bin der Meinung, daß man bei kurzem Aufenthalte gleich von vorn herein Vieles ausschließen muß, was man nicht sehen will, wenn man nicht erdrückt werden soll. Dazu gehört nun für mich hier in Paris alles gelehrte und alles Kunst=Wesen, mit Ausschluß der Theater. Sie würden mich todt von hier wegführen müssen, wenn ich Das auch noch mitmachen sollte. Ich leide ohnehin schon . . . . .

Mit Brant englisch gelesen. Der Mann ist sehr geplagt mit mir. Heute schlief er mir unter dem Lesen ein. Dann die Kirche St. Sulpice besehen. Nach Notre=Dame die schönste Kirche in Paris. Die Façade prächtig, ohne gerade schön zu sein. Die doppelt übereinander gestellten Säulen wollen mir nicht gefallen. Das Innere wunderschön. Nichts ist gefährlicher, als auf Säulen am Aeußern eines Gebäudes immer Pilaster folgen zu sehen. Die von Sulpice aber sind von so schönen Verhältnissen, so schlank bei aller Tüchtigkeit, daß sie dem Eindrucke nichts entziehen. Alle Wände mit Bildern geziert. Die Fresken darunter höchst mittelmäßig, bis auf eines, St. Roch während einer Pest darstellend, mit häufig unrichtiger Zeichnung und auffallender Nachahmung der Raphaelischen Stanzen, aber eben vielleicht aus diesem letzteren Grunde, und weil recht gut zusammengestellt, Wohlgefallen erregend.

Drauf mit Brant und Moreau, weil wir Abends in die Oper gehen wollten, wieder in ein wohlfeiles und schlechtes Gasthaus in der passage de l'opéra. Die Beiden wollten ins Parterre; mußten daher schon um sechs Uhr sich aufmachen. Mir hatte Meyerbeer eine stalle im Amphitheater der ersten Loge gegeben, mir blieb daher eine volle Stunde;

da es aber den ganzen Tag grimmig kalt gewesen war und ich es im Freien nicht aushalten konnte, ging ich in ein Café und las Zeitungen. Endlich ins Theater. Fand meine frühere Meinung bestätigt. Die Schuld des ersten Aktes liegt im Buche. Die verwickelte Lustspiel-Intrigue und der zu viele Text machen es der Musik unmöglich, zu folgen. Im zweiten Akt hätte sich gute Musik machen lassen, sie wurde aber nicht gemacht. Der Anfang wenigstens böte Gelegenheit, dann kommt wieder ein Stück Komödie, wie im ersten Aufzuge. Der dritte Akt beginnt mit einem sehr guten Chor, nimmt dann etwas ab, erhebt sich aber sehr in dem Duett zwischen Valentine und Marcel. Gegen den Schluß kam mir meine gewöhnliche Theaterschwäche. Ich erinnere mich aber, daß er mir das erste Mal gefiel. Von nun an ist die Musik wahrhaft großartig. Man vergißt das etwas sparsam gehaltene melodische Element weniger, und die Situationen werden von der Composition aufs Hinreißendste unterstützt, mit Ausnahme einer Cavatine gegen den Schluß, die in Nourrits Munde sich etwas abgeschmackt ausnimmt. Ueberhaupt die Sänger nicht nach meinem Geschmacke. Serda mit seinem, zwar nicht angenehmen, aber durchgreifenden Basse wirkt allein musikalisch, die Andern singende Komödianten. Derivis, der den Grafen von Nerves gibt, blöckt, wird aber sehr beklatscht. Blöckt ist nicht der Ausdruck. Man glaubt statt aller Vokale immer ein unreines E zu hören, mit widerlicher Vehemenz herausgestoßen. Levasseur ein vorzüglicher Darsteller. Aber es klingt bei Allen, als ob man ein Violinstück auf einer Bratsche spielte. Rauh, unangenehm, klanglos. Ich glaube, wenn Einer falsch sänge, man würde es nicht sehr merken. Es sind so Kommuntöne. Die Dorus gefiel mir heute weniger. Bei aller Richtigkeit, ja Geläufigkeit, ist sie doch die hiesige Grünbaum, sogar im Herausschlagen und -Schnellen der Passagen. Sie und Mlle. Flecheux, der Page, kalte Stimmen mit hartem A-Klang. Die Krone von Allen Mlle. Falcon, die ich, mit Ausnahme der großen Italienerinen, dem Besten

an die Seite stelle, was ich in diesem Fache jemals gehört. Ihr Gesang thut dem Spiel, ihr Spiel dem Gesang nirgends Eintrag. Dabei von einem Fleiß, einer Hingebung, um das Wort Anstrengung nicht zu gebrauchen.

Wenn ich die Hugenotten mit Robert dem Teufel vergleichen sollte, so hat letzterer bei Weitem mehrere schöne Einzelnheiten, dafür aber nichts, was sich so sehr auf gleicher Höhe erhielte, als die zwei oder, wenn man will, die drei letzten Akte der Hugenotten.

Samstag, 30. April. Heute gerade ein Monat, daß ich diese wunderliche Reise antrat; ich nenne sie wunderlich, denn was war ihr Zweck? Zu sehen? Ich suche Zerstreuung? Zerstreut wäre ich wohl genug. Wenn ihr Zweck aber Sammlung, Fassung, Ermuthigung gewesen wäre, so bin ich davon so weit entfernt, als da ich von Hause abging. Indeß, vielleicht kommt die Wirkung, wie bei den Bädern, hintennach.

Es ist entsetzlich kalt, demungeachtet meine Gesundheit besser. Die Wolken des Innern theilen sich, ein wenig Licht schimmert durch. Gehe schon um 12 Uhr zu Brant. Wir lesen viel englisch. Die Zunge fängt an, sich etwas zu gewöhnen. Wir beschließen, einige Sehenswürdigkeiten nachzuholen. Kaum auf der Gasse, beginnt es heftig zu schneien. Oh, la belle France, was ist Das?

Wir treiben uns in bedeckten Gängen, Passagen herum bis zur Essenszeit. Brant hat Lust, mich zum Essen wieder in eine Kneipe zu schleppen, wo man für 32 Sous speist. Setze es doch durch, daß wir zu einem menschlichen Restaurateur gehen. Ich bin beinahe froh, bald wieder von Paris weg zu kommen. Paris gesehen habe ich. Es kennen zu lernen, braucht's ein Jahr und darüber. Diners und Gesellschaften mag ich nicht mitmachen, weil ich übler Laune bin und mich derlei genirt. Hätte ich meinen Brief an die Rothschild früher abgegeben, so war ein Haufen Einladungen kaum zu vermeiden, jetzt hoffe ich früher loszukommen, eh es eigentlich

losgeht. In London kenne ich Niemand, da will ich eigentlich leben, wie mir's gefällt. Kein Gesandter dort. Den Brief, den mir der hiesige Rothschild an den dortigen mitgeben soll, warte ich nicht ab. Ein paar kleine Empfehlungen, die ich für den Fall der Noth bei mir habe, will ich eben nur im Fall der Noth brauchen. Und so bin ich mein eigner Herr. So lieb und gut die Neuwalls sind, so hat mir ihr Haus doch den hiesigen Aufenthalt verleidet. Ich verliere alle Haltung und Richtung, wenn ich üble Stimmungen nicht mit mir allein abmachen kann, sondern mich Andern gegenüber zwingen muß. Vor Allem durch das gewöhnlich fruchtlose Streben, meine Stimmung zu verbergen, zu überwinden, die Andern nicht darunter leiden zu lassen.

Also wir aßen im Café français, ganz gut bei schlechtem Weine. Brant wollte mich für den Abend zum Thee, ich beschloß aber, ins Theater zu gehen, das für mich denn doch ein Hauptzweck ist. Vielleicht überwinde ich dadurch meinen Widerwillen dagegen und kann auch zu Hause wieder hineingehen. Dießmal sollte es ins Palais royal, wo die Dejazet und Achard spielen. Da das Ding erst um acht Uhr anfängt, trank ich eine Tasse Kaffee im Café de la régence, dem Zusammenkunftsorte der guten Schachspieler, fand aber keine einzige Partie.

Die Zugänge zum Theater gedrängt voll. Mußte Queue machen und kam endlich gegen halb neun Uhr in meine stalle.

Esther à St. Cyr, ein munteres Stück. Alcide Tousaz spielt eine Art Haremswächter sehr gut. Ein trockener Komiker, nach Art unsers Korntheuer. Eben so einseitig und wirksam als er. Mlle. Theodore als Gouvernante recht gut. Eben so auch Herr Octave. Dabei ein bildhübscher Mensch.

Hierauf la Marquise de Pretintaille, was eigentlich jetzt das Zugstück dieses Theaters ist. Eine Verspottung des alten Adels. Das Kostüme der Zeit Ludwigs XV. treu bis zum Abgeschmackten und in dieser Genauigkeit völlig wirksam. Die Dupuis sieht aus wie die Madame Vativia in der Hunds-

komödie, und nach den ersten zehn Worten stört es nicht mehr. Levassor der Chevalier als schwindsüchtiger Roué, dünn wie eine Kerze, in rother Chevauxlegers-Uniform, die dümmste Suffisance im Gesichte, das er nie verleugnet bis ans Ende. Achard, als Jean Grivet, von einer Vortrefflichkeit, von der man keine Vorstellung hat. Der hübsche Kerl, mit feurigen schwarzen Augen und eben solchen Augenbrauen, in einer weißgepuderten Stutzperrücke nimmt sich prächtig aus. Die altmodische Kleidung, als ob er nie eine andere getragen hätte, dabei sein Spiel, jede seiner Bewegungen so Eins mit seiner Rolle, der damaligen Zeit und der heutigen Empfindung, daß man nur anstaunen kann. Derlei ist nirgends als hier. Nicht viel weniger gut die Dupuis als Kammermädchen. Was die Dejazet, den Liebling des Publikums des Palais royal, betrifft, so gefällt sie mir nicht. Man kann ihr Spiel nur loben. Sie weiß die Momente zu ergreifen und durchzuführen, aber für mich hat sie eine verletzende Gemeinheit. Es ist ein delabrirtes Sichgehenlassen der Liederlichkeit in ihr, das mich anwidert. Damit stimmt auch das sackmäßig Hängende ihrer nicht übeln Züge überein. Es war einmal eine junge Schauspielerin auf den Wiener Vorstadttheatern, auf die mich ihr Wesen erinnert, Demoiselle Groll oder Hoch oder Groß. Nur spielt die Dejazet unendlichemal besser. Arien singt sie ganz gut, mit Spuren von Schule; die eigentlichen Vaudevilles aber gellend, pöbelmäßig, widrig.

Das dritte Stück, La fille du cocher, recht hübsch. Eine Mlle. Emma, äußerst gut, liebenswürdig. Dazu sieht sie recht gut aus. Dürand, der ehemalige Kutscher, wie ein dermaliger. Den Hauptspaß des Stückes macht eine deutsche Ehrenwächterin, die kein Wort Französisch versteht, ihre Kenntniß der deutschen Sprache aber durch die Worte: Was isch das? und Nix beurkundet. Daß sie sich mehr wie ein Thier als ein Mensch benimmt, versteht sich von selbst.

Der Colonel des Stücks schien Anfangs seine Rolle nicht hinlänglich memorirt zu haben. Schon wollte ein Sturm los-

brechen, als er glücklicherweise abzugehen hat. Beim Wieder-auftreten ging die Rede wie am Schnürchen. Um ein Viertel auf zwölf Uhr nach Hause.

Sonntag, 1. Mai. Sollte ein großer Tag sein, als erster Mai und als Namenstag des Königs, der höchst glänzend gefeiert werden sollte, und wozu die Vorbereitungen schon seit vier Wochen getroffen worden. Aber schon seit ein paar Tagen ist es ungeheuer kalt, und heute droht es zu regnen.

Many kommt, der Verabredung gemäß, mich abzuholen. Wir gehen zu Brant. Es war noch zu früh für Leute, die erst um halb sieben Uhr essen und bis dahin fortwährend auf den Beinen bleiben wollten. Endlich, um halb zwei Uhr machten wir uns auf. Doch treten wir kaum aus dem Hause, als ein ungeheurer Platzregen uns zurückjagt. Nach einer halben Stunde konnte man's von Neuem versuchen, und wir gingen durch den Tuilerien-Garten, an den drei Fronten eines prächtigen Feuerwerks — derzeit noch im Embryo — vorüber in die Champs Elysées, deren lange Haupt-Allee, von der einen Seite zum königlichen Schloß, von der andern zum Stern der Barriere von Neuilly führend, mit der Aussicht auf beide, durch zusammenhängende Festons sehr großer Talg-lampen verbunden waren, so daß der Stern von Neuilly, der ganz mit Lampen und Feuerwerkshülsen bedeckt stand, einen zauberischen Schluß- und Augenpunkt abgeben mußte.

Trotz des Regens, der nie ganz aufhörte und von Zeit zu Zeit goß, wimmelte es von Menschen, obgleich, wie man mir sagte, nicht der fünfte Theil der sonstigen Anzahl. Unter den Bäumen auf erhabenen Bühnen vollzählige Orchester, die abwechselnd spielen, ohne daß man aber vor dem Lärm mehr als je und dann eine Trompetenpassage vernehmen könnte. Obsthändler, Orangenverkäufer, Fleisch- und Würste-brater, die ihr Erzeugniß, in ein Stück vortreffliches Brod ein-geklemmt, nicht unappetitlich dem Käufer überliefern. Vor einer solchen Braterin stand ein Savoyardenbube, schmutzig, zerlumpt, in versunkener Betrachtung der allzu kostbaren Speise,

die Miene halb aus der Witterung eines Wachtelhundes, halb aus dem Tiefsinne zusammengesetzt, mit dem Newton dem Gravitationsgesetze der Welt auf die Spur kam. Ich weiß aber noch nicht, ob die Ursache seiner Betrachtung Dürftigkeit oder Sparsamkeit war. Denn als wir ihm ein paar Sous schenkten, war seine erste Bewegung, mit dem Geschenke fortzugeben, erst später kehrte er zurück und holte seinen Antheil aus dem Glückstopfe, der wie so oft in der Welt ein Fleischtopf war. Von allen Seiten Geschrei der Lotterie- und Glückshafen-Unternehmer, bei denen man vom Biscuit bis zur silbernen Uhr gewinnen und auf der andern Seite, nur etwas leichter, auch wieder bis zur silbernen oder goldenen Uhr verlieren kann. Eine Unzahl ist dieser Lotterien, die nebst dem Scheibenschießen die Hauptlust des gemeinen Parisers ausmachen. Geschossen wird mit Armbrüsten, doch auch — mitten im Gedränge — mit Feuergewehr; wenigstens knallt das Gewehr wie ein solches. Die Scheibe gibt häufig ein ohne Schmeichelei gemalter Kosak zu Pferde ab, oder man schießt nach kleinen Gipsfiguren. Keine der tausend und tausend solch kleiner Schießstätten stehen einen Augenblick leer. Ein Anderer hat einen Popanz aufgestellt, auf den man, mit einer übergestülpten grotesken Maske vermummt, also blind, losgeht und ihn abzustechen versucht. Selten gelingt's. Das Gelächter ist groß. Dort schreit ein Kreis Zuseher wie Wüthende. Wir gehen hinzu. Es ist eine Art Blindekuhspiel, wobei Einer mit verbundenen Augen einen Andern zu fangen sucht. Die Umstehenden schreien dabei aus vollem Halse: à droite, à gauche! und zappeln vor Vergnügen. In einigen der vielen aufgeschlagenen, sehr hübsch dekorirten Tanzsäle fängt man jetzt schon zu tanzen an, Ladenpursche und Grisetten, viel geringer angezogen als die gleichen bei uns, sich aber tausendmal anständiger benehmend. Schon Das ist schön, daß nicht der plump-sinnliche Walzer, sondern Contretänze getanzt werden, die nicht den Ausbruch, sondern den Verlauf des Vergnügens bezeichnen und die Theilnehmenden zu einer Art Anstand nöthigen.

Endlich das Hauptvergnügen: spectacle gratis. Zwei große, hübsch dekorirte Theater, in der Entfernung von ein paar hundert Schritten einander gegenüber aufgeschlagen, in denen nur bei Tage und abwechselnd so gespielt wird, daß, wie der Vorhang bei einem sinkt, er bei dem andern aufgeht. Die Zuseher im Zwischenraum, unzählig, glücklich, aufjubelnd, sich in seliger Bequemlichkeit nur rechts und links wendend, je nachdem hier oder dort die endlose Lust sich anknüpft. Die Stücke wie natürlich à grand spectacle. Auf einer Seite Franzosen und Spanier, die endlos fechten und feuern. Dazwischen wird gesprochen, wovon man natürlich kein Wort versteht. Das andere Theater beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Orient. Scenen aus Algier. Indianer und Wilde beiden Geschlechts. Dazwischen regnet es unaufhörlich auf Zuseher und Schauspieler, welche letztere durch nichts geschützt sind. Die Zuseher spielen mit, indem sie laut aufschreien, ihre Landsleute auf dem Theater zur Tapferkeit ermuntern und sich über ihre Siege und Heldenthaten erfreuen. Dabei nicht ohne Gedräng, aber ohne Unhöflichkeit. Der Franzose genirt ohne Bedenken, läßt sich aber auch eben so gutwillig wieder geniren. Nichts wird übel genommen als die Absicht zu beleidigen. Ich habe keinen Streit vernommen, keine Unartigkeit gesehen, und obschon Viele ihre Parapluies aufgespannt hatten und dadurch den Uebrigen die Aussicht benahmen, hörte man zwar häufig à bas les parapluies, aber lachend ausgesprochen. Die Rückstehenden ließen sich's gefallen, nichts zu sehen, weil die Vorstehenden doch nur von ihrem Rechte Gebrauch machten.

Zwischen beiden Theatern ein mat de cocagne. Ein ungeheurer, fettbestrichener Baum, mit Uhren, einem silbernen Becher u. dgl. behängt, auf dem man hinanzuklimmen versuchte. Der Eine hatte sich fast nackt ausgezogen. Alle hatten Säcke mit Asche oder derlei anhängen, mit denen sie während des Klimmens die Hände rauh zu erhalten suchten. Aber der Regen hatte die Glätte des Baums verdoppelt. Keiner brachte

es höher als auf die Hälfte. Nun strömte der Regen wieder von Neuem. Er hatte uns schon einmal vertrieben, und wir waren im Omnibus nach Hause gefahren und hatten uns wärmer angezogen, denn es war zugleich unerträglich kalt. Nun war es nicht mehr auszuhalten. Der Magen wollte auch nicht mehr gehorchen. Zudem nahte die verabredete Stunde des Mittagsmahls, sechs Uhr, um welche Zeit die Eltern Neuwall uns bei den frères provençaux erwarteten. Vortreffliches Diner. Suppe, filet de boeuf, ragout, morue à la maître d'Hôtel, homard, meringue à la glace, was weiß ich noch Alles. Die Kochkunst in ihrer höchsten Ausbildung. Saucen von einer Feinheit, die unsern Fürsten und Schmeckern unbekannt bleibt. Verhältnißmäßig wohlfeil. Sammt zwei Flaschen Chablis fünf Franken auf den Kopf. Nach Tisch im Wagen die Beleuchtung anzusehen. Konnten nicht weit fahren, mußten anhalten, eben als die ersten Raketen des Feuerwerks auf dem Platze Louis XV. platzten. Ich mit Mandy aus dem Wagen. Sahen eben noch die letzte prächtige Fronte und mehrere échappés von Tausenden dreifarbiger Raketen, von denen besonders die letzte einem feuerspeienden Berge glich, der sich in ein Firmament von Sternen auflöste. Damit die französische Effektmacherei nicht fehle, entwickelte sich, da Alles schon sich zum Gehen wendete, eine neue Feuergarbe, die mit einem Kanonenschlage Alles endete. Das Publikum war in bester Laune, obschon die beabsichtigte Beleuchtung größtentheils zu Wasser wurde, namentlich in der großen Allee nur einzelne Lampen unausgelöscht blieben, welchem Schicksale nur die Gaslichter entgingen, als z. B. am Hotel des Finanzministeriums. Auch der alte Talleyrand hatte beleuchtet. Die übrige Einwohnerschaft setzte sich in keine Unkosten, auch fiel Niemand ein, die Lustbarkeit auf dessen Geber und Gegenstand zu beziehen. Von einem Vivat oder Dergleichen nichts zu hören, obschon sie Louis Philipp wirklich lieben. Der Enthusiasmus will eben, wie alles andere Feuer und Licht, nicht vom Regen gestört sein. Bei gutem Wetter wäre es vielleicht anders gewesen.

Unabsehbare, unabwartbare Massen, die sich durch die Straßen nach Hause wälzen. Tuilerienplatz und =Garten öde. Der Tambour gibt das Schlußzeichen. Gehen nach Hause. Schon um halb zehn Uhr klappernd vor Kälte in meiner Stube angekommen, die noch etwas kälter ist als die Straße.

Montag, den 2. Mai. Schlechte Nacht zugebracht. Mein Bette blieb Eis, und die Glieder starrten. Dazu, obschon ich nicht sonderlich viel gegessen, machte der unverdauliche homard den Magen beschweren. Hätte Abends Thee oder Kaffee nehmen sollen, wie mir Many rieth. Wälzte mich schlaflos umher. Die Unbehaglichkeit bezog sich immer deutlicher auf den Magen . . .

Am Morgen noch immer leidlich genug erwacht. Schwarzen Kaffee getrunken. Unerträgliche Kälte. Man bringt mir die Rechnung für das verflossene Monat. Leidlich für ein so theures Gasthaus als das Hôtel des princes, obschon sechsundzwanzig Kreuzer schweres Geld für ein und ein halb Schalen Kaffee mit Brod ohne alle Zuthat nicht gerade wohlfeil sind.

Zu Brant, um das Englische fortzusetzen. Leider kommt ein Comte tel et tel, der sich eben auch anschickt, nach London zu gehen, und der sich bei Brant über Allerlei Rathes erholen will. Gedenkt später über Wien nach Konstantinopel zu reisen, schreibt sich daher meine Adresse auf, da es ihm wohl an Empfehlungen fehlen mag. Unsere Lektion gestört. Es ist drei Uhr. Ich begleite Brant auf die Post. Die Sonne kommt etwas hervor. Wir gehen durch einige Gassen. Da erwacht in mir ein Zweifel, ob ich nicht bei Neuwall für diesen Mittag eingeladen sei. Ich gehe hin, den Bedienten zu fragen. Während ich mit diesem spreche, erkennt man im Nebenzimmer meine Stimme. Neuwall, der Vater, kommt heraus. Ich muß hinein. Die Einladung bestätigt und wiederholt. Die Leute meinen es gut, und ich finde sie liebenswürdig, aber meine Freiheit wäre mir unendliche Male lieber. Auf einen Augenblick nach Hause. Um sechs Uhr zu

Tische. Das heißt seine Zeit an einem interessanten fremden Ort ziemlich vergeudet, aber die jämmerliche Kälte hindert jede zweckmäßige Benützung. War mit den drei Neuwalls allein zu Tische. Unterhielten uns recht gut.

Abends in die große Oper. Le philtre. Wehe mir, daß ich zur Strafe meiner Sünden einem solchen Geheule beiwohnen muß. Die Dorus recht niedlich, im Gesang nicht besser und nicht schlechter als sonst. Die einfachen Tonfolgen (daß ich nicht Cantilene sage) machen sich recht gut, nur bei den Passagen, die sie liebt und von denen ihr, materiell, keine zu schwer ist, zeigt sich das unangenehme, weniger Gestoßene als Geschleuderte ihrer Methode. Scheußlich aber die Männer. Da zeigt sich, was ein dramatischer Sänger, d. h. ein solcher, der die musikalischen Zwecke der Darstellung der Situation unterordnet, für ein häßliches Ding ist. Ihr Gesang ist ein Theil ihres Spiels. Bei komischen Stellen machen sie eigentlichen Spaß mit ihrer Stimme. Ich glaubte hundert Mal, davon laufen zu müssen. Lafont gab den Bauerburschen mit einer Gemeinheit, die mich anekelte, dazu seine quäckende Stimme, die die Empfindung aus dem Halse und die Stärke aus der Mundhöhle herverholt. Levasseur, der in den Hugenotten seinen alten Diener nicht übel gibt, brachte heute keinen gesunden Ton hervor. Er war offenbar der Meinung, er müsse das Lächerliche seiner Rolle (des Charlatans) auch auf den Gesang übertragen. Wodurch Prevost, der Soldat, sich für einen Sänger hält, gehört unter die Unbegreiflichkeiten. Ohne Spur von Stimme, ohne Methode, wäre er kaum zum Choristen gut genug. Madame Larotte, als junge (alte) Bäuerin, war so unmaskirt schlecht, daß selbst die Franzosen sie auslachten, indeß sie die Andern beklatschten, die im Grunde viel schlechter waren als sie. Denn die Arme sang nur ein paar Mal falsch, indeß die Andern den ganzen Abend häßlich sangen.

Endlich das Ballet la tempête von Coralli, eine wunderliche Verschmelzung von Shakespeare's Sturm mit „Fee und

Ritter" oder einem andern Ballet, von dem letzteres etwa der zehnte oder hundertste Nachklang ist. Das Tableau beim Aufziehen des Vorhangs vortrefflich. Die übrigen Gruppirungen und Chortänze nicht sonderlich. Albert ein sehr guter Tänzer. Die Damen Noblet und Alexis, mit denen er ein pas de trois tanzt, nicht zu verachten. Endlich die beiden Schwestern Elßler, um derentwillen ich eigentlich dießmal ins Theater gegangen war. Therese, ein tanzender Straßburger Münster oder St. Stephansthurm, konnte mir hier so wenig gefallen, als in Wien, obschon sie bewundernswürdige Sachen macht und so viel Grazie hat, als die Umstände erlauben. Fanny, bei Weitem niedlicher als sie, obgleich auch ein wenig aus dem Frakturalphabet, scheint sich im Tanze sehr gebessert zu haben. Im Spiele habe ich, verglichen mit ihrer Leistung in „Fee und Ritter", eher das Gegentheil gefunden. Es ist ein immerwährendes Wiederkauen derselben Bonbons, ein Küssen und Hinneigen und Beugen in allen Nüancen, das dem Freunde der Wirklichkeit auch in der Nachahmung immer wieder gefällt. Auch Fanny hat nicht das Aetherische, Luftige, das mir den Tanz allein zu einem Genusse macht. Ein tanzender Körper mit Begierden, statt Seele und Leidenschaften. Uebrigens unendlich viel Gutes. Die Füße mehr Kraft als Elasticität. Arme und Hände oft wirklich graziös. Die Büste ohne Geschmeidigkeit. Das Ganze sich zum Derben hinneigend. Vielleicht zeigt nichts mehr den Verfall der schönen Tanzkunst in Paris, als der ungeheure Beifall, den ich übrigens meinen Landsmänninen von Herzen gönne.

Auch die Composition dieses Ballets verhielt sich zu Nina oder der fille mal gardée wie ein Bauernkirchtag zu einem Ball in den Tuilerien.

Dienstag, den 3. Mai. Fühle noch immer die Folgen des gestrigen Uebelseins. Unerträgliche Kälte. Muß zum ersten Male während meines Hierseins Feuer im Kamin anmachen lassen und genieße nun das in Frankreich so gerühmte Vergnügen, mir Kopfweh zu holen durch Herumstören, Ab-

und Zulegen an dem widerwillig brennenden Feuerherde. Gott möge Das alles zum Besten lenken. Wäre meine Heimath nicht gar so entwürdigt, ich würde mich dahin zurücksehnen.

Ich sehe immer mehr, der hiesige Zustand der Dinge ist befestigter, als man bei uns glaubt. Nicht Louis Philipp und seine Dynastie. Man liebt ihn, oder vielmehr, man ist der Ueberzeugung, daß er für die Bedürfnisse des Landes paßt. Er dürfte aber nur gewisse Grenzen überschreiten, an denen er beinahe schon hinstreift, und es wäre um ihn geschehen. Aber auch der Herzog von Bordeaux, wenn man ihn, um einer Republik zu entgehen, die Niemand will, nähme, müßte als erster König einer neuen Race regieren. Eine Fortsetzung der Bourbonherrschaft ist undenkbar. Man müßte Frankreich erst arm machen, wenn man ihm eine Ungleichheit, ein aristokratisches System aufdrängen wollte. Der allverbreitete Wohlstand, der Reichthum jedes Tüchtigen und Fähigen ist es mehr als die Freiheitsliebe, was sich jeder Rückkehr widersetzt. Der Franzose ist genußsüchtig und eitel. Er unterscheidet sich aber von den Eiteln und Genußsüchtigen unter uns dadurch, daß ihm keine Anstrengung zu groß ist, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er ist immer bereit, eine Gegenwart zu opfern, um sich eine Zukunft zu sichern. Müßig sein mag der Franzose so gern als ein Anderer, wenn er nicht zu arbeiten braucht, ja das Ziel ungeheurer Anstrengungen der hiesigen erwerbenden Klasse ist nur, sich für spätere Tage Freiheit von Sorgen und Geschäften zu sichern. Er ist aber nie träge. Trägheit ist ein deutsches Laster. Vielleicht ein russisches noch mehr. Die praktischen Folgen davon sieht Jedermann ein.

Wollte den Besuch in der Bibliothek wiederholen, theils konnte ich mich aber nicht entschließen, bei der unerträglichen Kälte die Wohlthat meines Feuers aufzugeben, das erst nach zwei Stunden Flamme etwas Wärme zu geben anfing, theils fürchte ich die kalten, ungeheizten Säle, die schon neulich bei gutem Wetter und besserer Gesundheit mir arg zugesetzt hatten.

Ich blieb daher bis ein Uhr zu Hause und machte dann nur eine Wanderung von meinem zu Brants Kamine. Wir lasen an zwei Stunden englisch. Mir geht's hier, wie einst in den Schulen. Während des philosophischen Kurses holte ich die alten Sprachen nach, die ich im Gymnasium hätte lernen sollen, in den juridischen Hörsälen die Philosophie; so daß ich die Rechte eigentlich nie lernte. Eben so treibe ich in Paris Englisch, das ich zu Hause hätte betreiben sollen, und mein Französisch vergesse ich da, wo ich mich darin hätte völlig ausbilden können. Es gibt eben absurde Menschen! Aber mich befällt ein Schauder, wenn ich an London denke, und daß die Leute da englisch sprechen, eine Sprache, die ich ohne Meister gelernt, in der ich nie zehn Worte geredet und worin meine Aussprache, aus dem pronouncing dictionary zusammengelesen, so originell ist, als Grabbe's Tragödien oder die Romane des jungen Deutschland.

Um vier Uhr wollten wir einen Gang durch die Stadt machen. Erneuter Regen zwang uns aber bald, durch bedeckte Passagen uns ins Palais royal zu flüchten, wo wir in den Gängen Motion machten, bis die fünfte Stunde erlaubte, uns im Café français an einer rauchenden Suppe und ein paar Gläsern Chablis zu erwärmen. Nach Tisch kaufte ich bei Baudry Bulwers Rienzi, um vor dem Schlafengehen etwas zu lesen und nebstdem Uebung im Englischen zu haben. Dann verließ ich Brant und ging ins Théâtre français, wo man Delavigne's neuestes Trauerspiel in einem Akt: Une famille au temps de Luther und ein Lustspiel: les deux Anglais gab. Ueber ersteres enthalte ich mich zu reden; ja ich will versuchen, in Zukunft auch nicht mehr daran zu denken. Wäre mir nicht Manches entgangen, so würde ich es eine bis zum Unsinn gesteigerte Gräßlichkeit, oder einen bis zur Gräßlichkeit gehenden Unsinn nennen. So aber bescheide ich mich und bin froh, daß es überstanden ist. Hatte die hiesige Darstellungsweise mir neulich imponirt, so mußte ich dafür heute das Lehrgeld zahlen. Ligier, der tragische

Schauspieler par excellence, ist, wie alle, in den gehaltenen Momenten gut, oft sehr gut. In den Ausbrüchen aber schlägt er eigentliche Triller der Wuth. Er dehnt nämlich die letzte Silbe des prägnanten Wortes ungeheuer, heult nach Möglichkeit und füllt den Zwischenraum mit einer Art Trommelwirbel aus. Musikalisch würde sich das Ding ungefähr so bezeichnen lassen: de mon pètr .... re; Das macht nun, so oft es vorkommt, auf die Zuseher einen solchen Eindruck, daß sie in vollem Sturm losbrechen und ich nicht begreife, warum die übrigen Schauspieler es ihm nicht nachthun, da es die leichteste Sache von der Welt ist. Aber nur die Mutter, Mad. Dorval, trat in Wettkampf mit ihm und traf es mitunter ganz genau. Herr Volays, der zweite der (mir) feindlichen Brüder, spielte natürlicher und wurde nur von dem Stücke gehindert, einen guten Eindruck zu machen. Der Diener Marco, Herr Samson, qui a, wie die hiesigen Blätter sich ausdrücken, créée cette rôle (bei uns thut Das der Dichter), gefällt sehr. Er ist nicht übel. Einen angenehmen Eindruck machte Anfangs Mde. Plessy. Schön aussehend, mit einem Organ und einer Aussprache, wie kein deutsches Theater es aufzuweisen hat, schien sie ein Himmelslicht unter diesen Höllenbreughels; gegen das Ende aber nahm sie sich zusammen und that einige Quitsche und Nothsignale, daß mein Mittagmahl sich mir im Leibe umkehrte und ich glaubte, der eine der Brüder habe im Eifer des Spiels dem andern wirklich das Messer in den Leib gestoßen. Ein paar Franzosen, die neben mir saßen und mit denen ich mich recht gut unterhielt meinten: c'est horrible, mais c'est beau. Auf meine bescheidenen Zweifel ließen sie doch mit sich handeln und äußerten die Ueberzeugung, daß diese gräßliche Epoche der Literatur bald vorüber sein werde, wie denn das Publikum schon anfange, das Ding satt zu haben.

Das Lustspiel les deux Anglais ist auch in Wien schon gegeben worden. Die Darstellung war im Allgemeinen nicht besser als bei uns, weßhalb ich mich auch langweilte, wie bei

uns, und das Ende kaum abwarten konnte. Höchstens möchte man Perrier, der den Lord spielte, vorzüglich nennen. Im Ganzen finde ich überhaupt das sogenannte höhere Lustspiel durchaus unbedeutend. Ich glaube, es ist in Wien besser, wenigstens entspricht es durchaus seinem Rufe nicht. Nur die Schauspieler der kleinen Theater sind vortrefflich. Nicht bloß die Hauptpersonen, die die foule machen; Alle, Alle!

Um halb zwölf Uhr nach Hause in mein kaltes Bett.

Mittwoch, den 4. Es regnet immer fort. Die Luft ist eisig. Englische Lektüre mit Brant. Locke on the conduct of unterstanding. Die Klarheit der Darstellung erquickt mich. Das Interesse an dem Buche wirkt selbst vortheilhaft auf den Accent. Hierauf gehe ich, eine Karte bei Dr. Koreff abzugeben, der mich mit Güte überhäuft und erst gestern wiederholt da war, mich ins Théâtre de la porte St. Martin abzuholen, wo man ein neues Stück von Alexandre Dumas gibt: Don Juan de Maraña, über das die Leute hier sonderbar reden. Ich glaube es, denn ein guter und ein böser Engel treten darin auf, nebst andern Kuriositäten. Fand wider Erwarten Koreff zu Hause und brachte eine angenehme Stunde mit ihm zu. Mußte ihm den Plan von Hero und Leander erzählen, über den er entzückt schien. Glaube es wohl. An dem Plan ist auch wenig auszusetzen. Es fragt sich nur, ob die Ausführung nicht hinter dem Vorsatze zurückgeblieben, und darüber kann mich Niemand zur Gewißheit bringen. Koreff besteht darauf, mit ihm bei Alexandre Dumas zu frühstücken, der ein gewaltiger Freund der deutschen Poesie ist und sehr wünscht, meine Bekanntschaft zu machen. Auch zur Mars will er mich führen. Das Letztere verbitte ich mir. Gegen Dumas ist nichts einzuwenden, obschon ich eigentlich kein großes Verlangen darnach trage. Es wird sich ja doch Alles zeigen. Koreff verspricht zugleich, in London für mich Quartier zu bestellen und mir einen Deutschen zuzuweisen, der, dort vollkommen bekannt, mir behülflich sein könnte. Das ließe sich hören.

Finde Brant im Palais royal. Gehen zu den deux frères essen. Ist mir der angenehmste Restaurateur. Meine Schweden und Dänen dort. Hagberg war krank. Zahnschmerz, dessen Spuren ich auch zu fühlen anfange. Meine Wohnung zeigt Spuren von Feuchtigkeit.

Einer der Dänen will mich morgen abholen in die Bibliothek, Hase's Bekanntschaft zu machen. Nach Tisch ins Café de la régence, um noch was Erwärmenderes als Wein in den Leib zu kriegen. Abends macht uns, mir und Many Neuwall, der gute Brant Thee, und wir plaudern bis eilf Uhr. Ich war im einfachen Rocke. Schütternd und geschüttelt kam ich nach Hause. Das heißt seine Zeit gut zubringen!

Donnerstag, den 5. Mai. Befinde mich recht übel. Ein rheumatisches Unwohlsein fängt an, sich durch Geschwulst und einen Ausbruch am Munde Luft zu machen. Kälte geht wie ein brummender Orgelpunkt fortwährend durch das ganze Stück. Hoffe, ohne Feuer zurecht zu kommen. Finde es endlich unmöglich. Ziehe wiederholt die Klingel. Muß endlich selbst den Einheizer holen. Er kommt, ich genieße schon in Gedanken die wohlthätige Wärme; da tritt, ehe das Feuer noch brennt, mein hülfreicher Schwede ein, mich seinem Versprechen gemäß in die Bibliothek abzuholen. Ich verlängere das Gespräch des Empfangs nach Möglichkeit, um mich während desselben zu erwärmen. Umsonst! Noch erstarrt, muß ich in die Büchersäle, die, ungeheizt, wie sie sind, ein frostiges Gegenstück zu meinem eigenen Museum bilden. Suchen und finden Herrn Hase, den deutschen Kustode. Sehr freundlich empfangen, merke ich erst nach und nach, daß mein Besuch gar keinen eigentlichen Zweck hat. Zum Glück interessirt mich, das System der Anordnung, Katalogisirung und Aufstellung der Bibliothek zu kennen; ich lasse mir das erklären, was Herr Hase mit großer Gefälligkeit thut. Endlich verfällt er selbst darauf, mir Handschriften der Minnesänger und Troubadours zu zeigen. Wir gehen in das Manuskriptenzimmer, wo ich einen solchen Kodex in die Hand bekomme. Unendlich wichtiger

ist mir der erste Band des gedruckten Katalogs der hiesigen Bibliothek, die Theologie umfassend. Ich durchgehe ihn mit großer Aufmerksamkeit, den Hut auf dem Kopfe, da die Temperatur des Lesezimmers ungefähr die einer porte cochère bei schlechtem Wetter ist. Um ein Uhr kommt Brant, mich abzuholen. Herr Hase war inzwischen von andern Geschäften abgerufen worden und hatte vorher noch mir versprochen, des andern Tages um zwei Uhr mich zu einer kleinen Sitzung des Institut royal zu führen. Ich nahm mit Vergnügen an, da ich denn doch nichts Besseres zu beginnen wußte. Brant machte mir die Nothwendigkeit begreiflich, einmal wieder nach mehreren Tagen dem Körper Bewegung zu verschaffen. Es ist Pferderennen im Champ de Mars. Wir beschließen, hinzugehen. Die Sonne kommt hervor. Schon werden unsere Hoffnungen kühner und kühner. Das Pferderennen beginnt. Keines der größten. Die prägnanten Punkte von Zusehern besetzt, der übrige Theil der Bahn ziemlich leer. Drei Pferde laufen. Zwei davon machen sich den Sieg ziemlich streitig. Da umziehen schwarze Wolken von Neuem den Horizont. Wir eilen, nach Hause zu kommen. Bald aber bricht der Platzregen los. Schon durchnäßt, flüchten wir unter die Säulen des Palastes der Deputirtenkammer. Da hatten wir Zeit genug, die abgeschmackt placirten Statuen an den Stufen dieses sonst herrlichen Gebäudes und die noch viel alberneren des Pont de la concorde zu betrachten. Endlich während eines mäßiger gewordenen Regens zu Brant. Englische Lektüre, durch Locke's gesunden Menschenverstand erheitert. Ich gehe nach Hause, mich umzukleiden. Finde eine Einladung von Rothschild auf morgen zum Essen. Wohl! Wird dann abgethan sein. Zugleich sagt mir der Portier, eine Madame Chese oder Chise, die seit drei Wochen schon in Nr. 12 hart neben meiner Stube wohne, habe sich angelegentlich nach mir erkundigt. Sollte das Mde. Chezy, die Dichterin, sein? Ich kann es kaum glauben. Wäre übrigens doch möglich. Beschließe endlich, wie gewöhnlich, den Göttern die Aufklärung

zu überlassen. Kaum in meinem Zimmer angelangt und halb ausgezogen, poch! poch! an meiner Thüre, und die leibhafte Frau von Chezy, Dichterin der Euryanthe u. s. w., tritt ein. Sie scheint betrübt und hat, wie natürlich, gealtert. Sonst gut und herzlich wie immer. Bei der Erwähnung ihres ältesten Sohnes steigen ihr die Thränen in die Augen. Er scheint ihr Kummer gemacht zu haben. Sie ist hier, um ihre Pension zu sollicitiren. Sie will mich überall hinführen und mit der ganzen Welt bekannt machen. Ich, nach meiner stockischen Art, wehre mich dagegen aus Leibeskräften. Muß ihr (nicht gerne) versprechen, morgen bei ihr zu frühstücken. Endlich kann ich mich ankleiden und zu Neuwalls zum Essen gehen. Die französische Dame von neulich, eben so groß im Essen als Reden, speist da. Unterhalte mich ziemlich lange mit ihr im gewähltesten Französisch. Sie scheint zufrieden, was von einer französischen Dame gegenüber einem deutschen homme d'esprit immer genug ist. Später gehe ich mit Brant Thee trinken, und wir beschließen den Tag.

F r e i t a g, den 6. Habe die Bemerkung gemacht, daß die unerträgliche Temperatur meines Zimmers daher rührt, daß durch den immerwährenden Regen die Nässe bei einigen Stellen der Mauer eingedrungen ist. Will ein anderes Zimmer begehren oder das Hotel verlassen. Das Wetter scheint sich übrigens etwas aufzuheitern. Bin eben im Begriffe, mich zu waschen, als Madame Chezy an meine Thüre pocht, mir zu sagen, daß der Kaffee fertig sei. Ziehe mich in der Hast an und den Ueberrock über die Nachtweste und gehe zu ihr hinüber. Ihr Zimmer noch kleiner als das meine. Nur ein Bett mit so viel Raum, um hinein und heraus zu steigen. Wo sie Platz für den Kaffeetisch hergenommen hatte, weiß ich noch jetzt nicht. Aber wenigstens die Wände trocken. Ein vernünftiges Feuer im Kamin, an dem sie den Kaffee macht, den sie lobt, ohne daß ich ihn besonders gefunden hätte. Plaudern eine Stunde. Sie, in ihrer grandiosen Naivetät, verglich unter Anderm einen Roman der Madame Sand mit

einer wohlgekleideten Dame, die in Gesellschaft die Röcke, obwohl nur für einen Augenblick, über den Kopf hebe. Lob dieser Schriftstellerin, die von ihrem Manne übel behandelt werde, obwohl sie sich im ganzen Leben nur zweimal vergangen. Jetzt freilich scheine sie in einem intimen Verhältniß mit einem jungen Republikaner, dem Sohne des bekannten Arago, zu stehen. Sie sei sehr hübsch, geistreich, gut, ziehe sich manchmal als Mann an, rauche Cigarren und betrinke sich ein wenig (se grise). Ihr Stil werde kaum dem Chateaubriands nachgesetzt. Ich soll durchaus in die Abendgesellschaften der Damen Brady und Abrantes gehen. Meines Vaters Sohn deprecirte. Kehre endlich in mein Zimmer zurück, wo ich von den Resten des Holzes von gestern, das bald nach meinem Fortgehen ausgelöscht sein mußte, Feuer zu machen versuche. Umsonst. Endlich Hülfe von Gott. Den Wandschrank nach Papier durchsuchend, finde ich — einen Blasbalg und einige Stämmchen Reisig. So muß Robinson zu Muthe gewesen sein, als der Blitz einen Baum entzündete und er nun Feuer hatte für alle künftigen Tage. Bald flackert die Flamme auf und dauert noch jetzt fort, da ich dieses schreibe. So bald sie verlöscht, gehe ich aus, da das Wetter besser geworden ist, es wenigstens nicht regnet.

Um zwei Uhr auf die Bibliothek zu Hase, um mich von ihm in die Sitzung der Académie des inscriptions et belles lettres führen zu lassen. Warten bis drei Uhr auf der Bibliothek der Akademie, wo Hase meinen Namen einschreiben läßt und mir dadurch das Recht verschafft, hingehen und lesen zu können. Endlich die Sitzung. Schöner Saal. Lichtbraun in Holz ausgetäfelt. Die Fenster hoch oben. Dazwischen schöne Porträte berühmter Männer aller Fächer: J. J. Rousseau, d'Alembert, Gretry. Von andern nur die Namen in Gold. Der Fond hellblau, was zusammen einen hübschen Eindruck macht. Der immerwährende Sekretär liest das Protokoll der letzten Sitzung. Niemand versteht ein Wort. Darauf die eingelangten Bücher vorgezeigt und besprochen. Dépôt à

la bibliothèque, remerciment à l'auteur. Hase, als Präsident, verspricht sich nicht selten. Endlich die Abhandlungen. Erstlich eine über die verschiedenen Schriftzeichen. Dann Raoul Rochette, die Fortsetzung eines schon früher begonnenen Aufsatzes über antike Ueberbleibsel. Er war eben bei den Eßwaaren und Küchengeräthen. Das nächste Mal kamen vielleicht die Nachtstühle an die Reihe. Da werden denn Eierschalen, Fischgräten und Hühnerknochen hergezählt. Endlich doch auch die Grabmäler, besonders über den Umstand, daß christliche Gräber mit heidnischen Emblemen gefunden werden. Raoul Rochette, ein hübscher Mann, mit klarem deutlichem Vortrage. Endlich ein verzwickter Poet, dessen Namen ich vergessen, der deklamirt wie auf dem Theater und sich gegen Diejenigen ereifert, die behaupten, Anakreon sei ein ivrogne und kein honnête-homme gewesen. Sein Gerede ward auch den Akademikern zu viel. Einer ging nach dem andern, und der Vorleser erbot sich endlich selbst, die Vorlesung auf ein nächstes Mal zu verschieben; was mit Dank angenommen wurde.

Hierauf zu Rothschild zu Tische. Vortreffliches Diner. Man kann nicht gemeiner aussehen und zum Theil sich benehmen, als der Hausherr. Die Hausfrau gegen ihn eine Göttin, obschon sie mir weniger gefiel, als das erste Mal. Heine ist da, unwohl, leidend. Man fetirt ihn sehr, ne noceat, wie man sagt. Hambro aus Kopenhagen. Die Familie Neuwall. Rossini. Letzterer ist ganz Franzose geworden, spricht die Sprache, wie kein Italiener sie je gesprochen und ich es am Wenigsten Rossini zugetraut. Meine Frage, ob er sich mit einer neuen Arbeit beschäftige, wies er beinahe mit Widerwillen zurück. Paris, meint er, sei eine ville de plaisir, Das müsse man da suchen; Das werde man finden, sonst aber auch nichts. Für die Musik besonders sei es die letzte Stadt der Welt. Selbst meine Falcon will er mir nicht gelten lassen. An Wien erinnert er sich noch mit Vergnügen. Als wir mitsammen fortgingen, führte er als seinen Grund gegen Italien an, daß alle Aeußerungen dort verboten seien. Er ist äußerst

munter, gesprächig und hat eine eigene Weise, die Leute auf eine gutmüthige Art zum Besten zu haben, welche Gabe er an einer der anwesenden Damen exercirte. Heine war nicht sehr angenehm und ging bald. Da man sich erst gegen sieben Uhr zu Tische setzte, war es bald zehn Uhr. Ich machte eine kleine Tour über die Boulevards und legte mich gegen eilf Uhr zu Bette.

Samstag, 7. Eine fürchterliche Nacht zugebracht. Anfangs ziemlich gut geschlafen, aber sehr früh aufgewacht. Alle Anzeichen eines starken Fiebers. Der Puls heftig, Kopf schwer. Jeder Andere würde ärztliche Hülfe gesucht haben. Ich pflege derlei nicht. Ging früh aus, weil mir die Temperatur meines Zimmers unerträglich war und das heftige Feuer, das sie hier anmachen, mir nicht weniger widerlich ist. Dazu das Nachsehen und Anblasen, ohne welches es auslöscht. Ging also aus und befahl, das Feuer in meiner Abwesenheit zu machen. In den Tuileriengarten. Wollte mich in den spärlichen Sonnenstrahlen erwärmen. Aber die Luft war so kalt, der Boden feucht. Fast bis ans Ende der elysäischen Felder gegangen. War müde, ohne auch nur ein wenig Transpiration gewonnen zu haben.

Brant besucht. Der junge Neuwall war früher bei mir gewesen, zu melden, daß seine Eltern morgen nicht nach Versailles fahren, wie doch seit Langem ausgemacht war und mich in Verlegenheit setzte, da ich um deßwillen keine andere Gesellschaft gesucht hatte. Brant will auch nicht gehen. Wir lesen englisch. Befand mich in einer wahrhaft betrübten Stimmung. Paris fängt mir an, zur Last zu werden, und der Gedanke an meine Heimath ist mir unerträglich. Untergehen; versteht sich von Gottes Hand, aber nicht durch eine widerliche Krankheit in der Fremde.

Gehe mit Brant über die Boulevards: die Sonne kommt etwas hervor. Ich fühle mich erheitert. Will für morgen einen Platz nach Versailles bestellen. Alle Plätze sind genommen.

Bei Tische finde ich meine Schweden, die gerne die Partie mit mir gemacht hätten, aber nun sind sie bereits versagt. Nach dem Essen kommt das Fieber wieder, mit einer Heftigkeit, daß es mir die Klarheit des Sehens benimmt. Setze mich ins Théâtre des variétés, wo ich, halb schlafend, vier Stücke ansehe und nur Vernet in der Madelon triques durch die Vortrefflichkeit seines Spieles mich manchmal aus meinem widerlichen Zustande reißt. Uebrigens ist er doch ein klein wenig possenhaft, mehr als die übrigen hiesigen Komiker. Derlei abgerissene, übrigens höchst ergötzliche Faxen entstellen unter andern auch seine Darstellung des Rausches im zweiten Akte der Madelon.

Sonntag, 8. Mai. Bessere Nacht. Kopf und Magen noch immer leidend ... aber ohne fieberhafte Zufälle. Gleich des Morgens kommt der eine meiner guten Schweden, Carlson, um mir zu sagen, er und Hagberg hätten ihre Gesellschaft nach Versailles aufgegeben, um mit mir hinauszufahren. Die Sonne scheint. Es verspricht ein hübscher Tag zu werden. Glücklich, daß les grandes eaux sich dießmal auf die Fontainen beschränken werden.

Wir gehen zu Drei nach den Champs élysées und nehmen Platz in einem Coucou, zu vier, sage vier Francs die Person. Bis zu dieser Unverschämtheit haben es die Wiener Zeiselkutscher noch nicht gebracht. Zwei solche Fahrten zahlen dem Kerl Pferd und Wagen.

Die ganze Straße mit Fuhrwerken aller Art bedeckt. Postchaisen, Gondoles, Parisiennes, Citadines, Cabriolets, reich und arm, die ganze Strecke von vier Lieues eine Reihe von Gespannen. Unser Kutscher überhäuft die vornehmen Equipagen mit Grobheiten, die seinem Karren im sausenden Fluge zu nahe kommen. Die Gegend wirklich schön. Endlich Sevres erreicht, der halbe Weg. Wir halten an. Der Fuhrmann gibt seinem Pferde etwas Heu, so sparsam, als ob es Biscuit wäre. Indeß fliegt die tolle Jagd unausgesetzt an uns vorüber. Die Gondoles mit fünf Pferden in gestrecktem Galopp. Die

Restaurants machen gute Geschäfte. Man trinkt sich aus den Wagen und den Wirthshausfenstern wechselseitig zu. Endlich wird eingesessen. Wir hatten unser zweites Frühstück auf Versailles verspart. Rechts am Wege zeigt sich St. Cloud, links, wenn ich nicht irre, Meudon. Hübsche Lage. Endlich hält die Wagenreihe. An der Barrière von Versailles wird visitirt. Das ist noch dummer als bei uns. Endlich la grille. Die Wagen stürmen von Neuem vorwärts. Das Schloß liegt vor uns, wir steigen aus.

Das Schloß präsentirt sich von der Stadtseite nicht gut. In einander geschachtelte Gebäude, widerlich bemalt, an die man vorn einige griechische Dinge angebaut hat. In den Garten. Dahinaus geht die Hauptfaçade. Prächtig, ungeheuer. Doch verliert der Eindruck dadurch, daß das Mittelgebäude zu weit vorragt und dadurch die zurückweichenden Flügel dem Betrachter verkürzt. Das Schloß von Schönbrunn präsentirt sich, bei aller Albernheit seines Baustiles, besser. Eben so die Hauptansicht des Gartens. Der von Schönbrunn durch den Hügel mit der Gloriette schön abgeschlossen, hier geht die Aussicht auf ewig lange Wasserstücke, die etwas Lachenartiges haben und sich wie Ueberschwemmungen eines ausgetretenen Flusses ausnehmen. Ueberhaupt zu viel Wasser im Garten. Der Fontainen kein Ende. Doch auf diese war es ja, zur Feier des königlichen Namenstages, heute abgesehen. Auch von unten, an der schönen Gruppe des Neptun im großen Teiche, nimmt sich das Schloß nicht zum Besten aus. Die Treppe, die sich von der obersten Terrasse herabsenkt, sieht in der Ferne wie eine Mauer aus, und von Menschen besetzt, glaubt man eine belagerte Stadt zu sehen.

Die oberste Terrasse nach beiden Seiten großartig. Das Mittelstück des Gartens nicht so imposant als in Schönbrunn. Man muß sich diesen Garten erst zusammensuchen. Man hatte uns gesagt, die Wasser würden um ein Uhr springen. Hier erfahren wir, daß es erst um fünf Uhr geschehen werde, les grands eaux erst um sechs. Da wir nicht hoffen konnten,

in Versailles ein Mittagsessen zu bekommen, und nach Paris erst um neun Uhr zu kommen hofften, beschlossen wir, uns noch vorher ein wenig zu restauriren. Mein Vorschlag, etwas Warmes zu nehmen, fand keinen rechten Anklang, wir nahmen daher in einer Art Kneipe nur etwas Wein, wozu man uns Zuckerwerk und erst nach mehrmaligem Verlangen Brod gab. Zeche: vier Francs, mehrere Sous. Das Ganze mochte die Sous werth sein. Hierauf in den Garten zurück. Er verliert im gegenwärtigen Augenblicke dadurch, daß viele der Bäume, die die Ferne bilden, noch nicht hinlänglich belaubt sind. Es war drei Uhr. Da wir noch zwei Stunden vor uns hatten, gingen wir, die beiden Trianon zu sehen. Das sind die Perlen des Parks. Im kleinen der beiden Schlösser oder vielmehr Pavillons war die Treppe so mit Menschen besetzt, daß wir das Innere aufgaben und nur den Park besuchten. Welcher Park! Im ganzen Leben habe ich nichts Schöneres gesehen. Soll man hier die Natur bewundern oder die Kunst? Dazu schien die Sonne warm, das getretene Gras duftete, die Luft offenbar blauer als bei uns. Ich schlug an meine Brust. Ich war wie ein Kind. Alles so schön, so schön.

Zum großen Trianon. Die Zimmer durchwandert. Die Zeit des Einlasses ging zu Ende. Wir wurden erinnert. Prächtiger, aber viel weniger reizend, als sein Nachbar. Aber wenn man auf die Terrasse gegen den Garten hinaustritt! Hyacinthen-, Tulpen-Beete. Die schönsten Baumgruppen. Aussichten, zwar nur wieder auf Bäume und Laubpartien, aber weit, weich, verschlungen, paradiesisch. Es war fünf Uhr. Wenn die Wasser gesehen werden wollten, mußten wir gehen.

Als wir in den großen Garten zurückkamen, war denn das große Werk bereits angegangen. Da sah man erst die vorher zerstreute Menge beisammen. Genug, um zwei Städte damit zu bevölkern. Und Alles fröhlich, geschwätzig, glücklich. Denn die Wasser spielten. Die Gruppe des Neptun im untern Teiche nahm sich herrlich aus. Weniger die Latona mit den sie anspeienden Bauern und Bäuerinnen von Delos, die eben in

der Verwandlung begriffen sind. Endlich zu einem großen, abseitig gelegenen Teiche gekommen, sahen wir den ganzen Umkreis mit Stühlen besetzt. Wir fragten. Es ist wegen der grands eaux, sagte man uns. Wir bildeten uns ein, daß diese nur hier zu sehen seien, und standen wohl eine Viertelstunde in Erwartung, da dieses Hauptspektakel erst um sechs Uhr angehen sollte. Endlich erfuhren wir, daß das Spiel der großen Wasser sich auf alle Bassins erstrecke und dieser Teich, als Hauptfronte, nur den Schluß bilde. Wir gingen wieder in den Garten zurück, wo denn nun alle Springbrunnen in voller Thätigkeit waren. Früher müßig scheinende Figuren und Gegenstände zeigten jetzt erst, weßhalb sie da waren. Von überall her stürmten Wasser gegen den Himmel. Jetzt erst nahm sich die früher etwas armselige Latona gut aus, und die von allen Seiten springenden Quellen bildeten ein bewegliches silbernes Thronbach über die mißhandelte Göttermutter.

Bin im Schreiben unterbrochen worden und kann jetzt erst, nach zwei Tagen, wieder fortfahren. Kurz, wir besahen uns den ganzen Wasserspaß, fuhren in einem elenden Coucou nach Paris zurück, stiegen, von der Elendigkeit des Fuhrwerks gelangweilt, an der Barrière ab, verirrten uns in den Champs-Elysées, trennten uns auf der Place de la Concorde, und um halb zehn Uhr Nachts nahm ich in einer elegant aussehenden, aber, wie es sich zeigte, elenden Restauration mein Mittagmahl ein, wo ich mich besonders von dem Wein eigentlich vergiftet fühlte.

Montag, den 9. war Börne bei mir und lud mich für den andern Tag dringend zum Frühstück nach Auteuil ein. Konnte ihm's nicht versagen, obschon bei meiner edlen Gewohnheit, Alles bis auf den letzten Augenblick zu verschieben, mir die Zeit schon kostbar zu werden anfängt. Ich will nämlich Samstag abreisen. Die Gesundheit nicht zum Besten. Das Wetter streng kalt.

Muß Brant wieder in eine seiner wohlfeilen Restaurationen

begleiten, wobei sich heute wenigstens meine angegriffene Verdauung nicht übel befindet. Abends in der großen Oper einer unsäglich schlechten Vorstellung, der Belagerung von Korinth, beigewohnt. Dießmal fehlt sogar das Orchester.

Darauf ein Anfangs niedliches, später absurd-langweiliges Ballet, l'île des Pirates. Die Elßler. Sehr hübsch, aber immer das Nämliche. Zwar Das gilt von der ganzen neuern Tanzkunst.

Um Mitternacht nach Hause gekommen, finde ich ein Billet der Gräfin Kielmansegge. Bedauert, wünscht mich zu sehen; ist liebenswürdig. Soll sie morgen zwischen ein und drei Uhr besuchen. Geht nicht, wegen Börne's Dejeuner.

Dienstag, den 10. Schreibe der Gräfin einen der artigsten Briefe, die seit Erfindung der Schreibkunst je geschrieben worden sind. Würde im Laufe des Tages bei ihr vorsprechen, um eine andere Stunde für die projektirte diplomatische Entrevue entgegen zu nehmen. Nach Auteuil zu Börne. Er steht schon erwartend auf dem Balkon, da ich um eine ganze Stunde zu spät gekommen bin. Macht mich mit seinen Hausgenossen bekannt. Eine liebenswürdige Frankfurterin mit ihrem wackern Manne. Sind aus Anhänglichkeit für Börne zu ihm nach Paris gezogen. Nun begreife ich, daß der Mann hier aushalten kann. Börne herzlich, gutartig. Keine Erwähnung von Politik. Nur ganz einfache Verunglimpfungen beiderseitiger Regierungen, Systeme und Bureaukraten. Man hätte selbst bei uns nicht viel damit riskirt. Sumptuoses Frühstück, einem ziemlichen Mittagsmahl nicht unähnlich. Die Frau erbietet sich, mir das Bois de Boulogne zu zeigen, an dessen Eingang Auteuil liegt. Börne bittet, zu bleiben. Sie aber weiß, daß er gern ein Viertelstündchen schläft, und besteht darauf. Ich nehme gern an, um die warme Luft zu genießen, und da ich das historische Wäldchen doch gesehen haben will.

Wir gehen in dem jungen Waldanflug spazieren. Sprechen über Börne. Er hat die Frau zu seinen Ansichten über Goethe

bekehrt. Ich erkläre mich aufs Bestimmteste für die entgegengesetzte Ansicht. Sie meint, ich möchte bei unserer Zurückkunft Börne ein wenig damit aufziehen. Wenn das Gespräch es fügt, warum nicht? Ich hatte ihm schon neulich, als er, obschon sehr manierlich, einen Seitenblick auf unsern großen Dichter that, warnend mit dem Finger gedroht. Ohnehin verzeihe ich ihm noch am Ersten seine Ketzereien darin. Er trägt seinen politischen Haß gegen Goethe, den Aristokraten, nur auf Goethe, den Dichter, über. Jeder Mensch, der lebhaft Parthei nimmt, ist ungerecht. Was soll man aber von den Menzeln und derlei Geschmeiß sagen?

Wir kommen zurück. Das Gespräch lebhaft und angenehm. Lenau hat ihm seinen Faust zugeschickt und gebeten, das Gedicht zu besprechen. Börne scheint damit nicht sehr zufrieden. Da ich den Schluß nicht kenne, konnte ich nur über die erste Hälfte mich lobend, warm aussprechen. Was auch an dieser Hälfte, wie bei allem Menschlichen fehlt, war freilich auch mir nicht entgangen. Auch Auersperg hat ihm seinen „Schutt" gesendet. Armer Thor, der ich war, als ich mir's mein ganzes Leben zu einer Gewissenssache machte, auch nicht mit einem Worte Kritiker und Journalisten für mich zu stimmen.

Börne fordert mich auf, entweder den Abend da zu bleiben oder mit ihm zu einem großen Diner zu fahren, wo eine große Menge Literatoren, fremde Polen, Refugié's und Dergleichen sich versammeln und wo eine Gesundheit au plus grand poëte de l'Allemagne mir nicht entgehen könne. Ich mochte Beides nicht. Wir fahren zusammen in die Stadt. Am Tuileriengarten trennen wir uns. Er zu seinem radikalen Diner, ich Place Vendôme zur Gräfin Kielmansegge. Unter dem Hausthor begegnet mir der Mann. Soll Samstags bei ihnen essen. Es ist der Tag, wo ich morgens abreise. Verspreche bis Mittwoch, sie zu besuchen.

London, 26. Mai. Ich nehme spät wieder mein Tagebuch zur Hand, und die Wahrheit zu sagen, habe ich so ziemlich die Lust dazu verloren. Wie und warum, wird die Folge zeigen.

Die letzten Tage meines Aufenthaltes in Paris waren höchst unruhig. Das Widerliche, aus einem einmal gewohnten Aufenthalt neuerdings in all die Widerwärtigkeiten eines Zigeunerlebens überzugehen und noch dazu alle Anstalten selbst besorgen zu müssen, ich, dem es zu Hause schon unerträglich war, nur einen Geschäftsgang über die Gasse machen zu müssen. Dazu in ein Land zu kommen, dessen Sprache ich wohl im Lesen recht sehr gut verstehe, aus dem Munde eines Sprechenden gehört, aber nicht dem zehnten Worte nach verstehe, vielweniger, daß ich sie irgend selbst sprechen könnte. Dazu einige Besorgnisse über die hohen Preise des Lebens daselbst und Zweifel, ob mein Ausgesetztes zureichen wird. Endlich meine schlechte Gesundheit, die durch die Seereise, nach früheren Proben, nur noch mehr gestört werden mußte. Doch was war zu thun? Ich hatte mir die Reise einmal als eine Art Buße, als einen Versuch auferlegt, mich an Menschen und äußere Thätigkeit wieder zu gewöhnen. Je schwieriger, um so besser zum Zwecke. Auch begann mir Paris nach und nach schon widrig zu werden. Der gute Brant (für mich wenigstens) langweiliger als billig, die Güte der Familie Neuwall, gerade durch das allzugroße Maß, beinahe drückend. Immer auf dem Punkte, in literarische Bekanntschaften hineingezogen zu werden, welche zu vermeiden meine bestimmte Absicht war. Dazu schlechtes Wetter, schlechte Wohnung, üble Laune. Obwohl mir Alles anlag, länger zu bleiben, und Koreff gar nicht sich darein finden konnte, bestellte ich doch meinen Platz auf der Post für Sonntag 15. (für Samstag war kein guter mehr zu haben), verschwieg es aber sorgfältig, um die Bekanntschaftwerber mit einer längern Aussicht hinzuhalten. Konnte doch nicht vermeiden, mit Koreff bei Alexandre Dumas zu frühstücken, der mit einer hübschen Schauspielerin lebt und

ein junger gut aussehender Kerl ist. Er hatte Viktor Hugo geladen, der nicht kam. Thut mir leid. Gerade Den hätte ich am Liebsten gesehen. Das Gespräch war etwas kauderwälsch. Offenbar endoctrinirt Koreff den jungen Mann in deutscher und spanischer Literatur. Ich ging um vier Uhr, weil ich der Chezy versprochen, die Herzogin von Abrantes zu besuchen, die denn doch eine interessante Person ist. Da sie jedoch krankheitshalber zu Bette liegt und ihre Dienerschaft von meiner Ankunft nicht unterrichtet war, so ward ich abgewiesen, ließ meine Karte da und ging. Um so besser. Zwei Tage vor meiner Abreise speiste ich noch mit Neuwalls im Café de Paris, vortrefflich. Den letzten Mittag mit Brant und Many bei den frères provençaux. Die andern Ereignisse habe ich vergessen. Besuchte noch Koreff, der mir eine Adresse nach London und ein Mittel gegen meine hartnäckigen Obstruktionen versprochen hatte. Fand ihn nicht zu Hause, was mir dießmal leid that. Das Verhältniß mit Brant macht sich immer schlechter. Er begreift nicht, daß ein Fremder, der nur fünf Wochen in Paris lebt, anders leben muß als ein eigentlicher Einwohner, und bei seiner Sparsamkeit ärgert es ihn, so oft ich ins Theater gehe. Lieber sollte ich den Abend bei ihm an seinem Kaminfeuer zubringen, in das er verliebt ist, und an dem wir uns beim Thee ennuyiren. Kam dießmal beinahe zu einer harten Erklärung. Er verleidete mir und Many für den Abend das Theater. Wir gingen also nur noch nach dem Spielhause Rue Richelieu, dem ersten hier, das aber in kleinerem Styl ist, als ich dachte. Das in Neapel war viel grandioser. Huren und Silbergeld-Spieler. Many verlor vierzig Francs, ich gewann fünf, nachdem wir eine halbe Stunde mitgemacht hatten. Letzte Nacht in Paris.

S o n n t a g, den 15. Tag der großen Sonnenfinsterniß und meiner Abreise. Ich war in dem unliebenswürdigsten Humor von der Welt. Die Chezy brachte einen jungen deutschen Dichter auf mein Zimmer, der mir die Visirung meines

Passes auf den affaires étrangères zusagte, endlich aber mit der Nachricht zurückkam, daß er Niemand von den Beamten da gefunden, was meine üble Stimmung vermehrte, da ich Anstände befürchtete. Koreff, der mir einen Besuch zugesagt, kam nicht. In medizinischer Hinsicht unangenehm. Many Neuwall wollte mich ins Diorama führen, was ich ablehnte, theils weil ich nicht gestimmt war, theils um Koreff nicht zu versäumen, wenn er doch kommen sollte. Die Chezy hielt treulich bei mir aus, besserte mir ungenirt einen Schaden an meinen Beinkleidern aus, wozu sie, da die poetische Frau weder Zwirn noch Seide führte, den Faden aus einem ihrer Hüte herauszog. Frühstückte à la fourchette. Meine Freundin aß die Reste und nahm ein Glas Chablis an. Endlich die Stunde der Abreise. Brant kam, leidlich ausgesöhnt. Er ist ein vortrefflicher Mensch, und die Ursachen unserer minderen Harmonie lagen gewiß in mir. Wir machten noch einen Gang durch ein paar Straßen. Die Sonnenfinsterniß war eben auf ihrem höchsten Punkte. Ich hatte keine Lust, hinzusehen. Es schlug halb vier Uhr, und wir gingen in den Packhof, Rue St. Honoré, Lafitte's und Gagliards Etablissement. Der Wagen ist bereit. Im Coupé außer mir nur noch eine kranke Frau aus Boulogne. Brant, meine Schweden standen am Wagen. Abschiedszurufe. Die fünf Pferde setzen sich in Gang. Ich hätte nun viel über meinen Aufenthalt in Paris nachdenken können, aber ich dachte nichts und war verstimmt. Diese Plackereien und Beschwerlichkeiten, ganz allein, genöthigt, für Alles selbst zu sorgen, und dazu noch in den Ausgaben höchst beschränkt. Was sollte nun erst in London werden? Es ging weiter und weiter. Das Land recht hübsch. Muntere Bauersleute. Die Mädchen elegant, am Wege Ball schlagend, im Kreis tanzend. Es wird Nacht. Gegen alle Erwartung schlief ich recht gut, Folge der letzten Aufregungen und darauf nothwendiger Abspannung. Der Morgen leidlich hübsch. Frühstücke in Abbéville, wenn ich nicht irre. Das Interieur des Wagens bloß mit Engländern besetzt,

die von meinem Englisch so wenig verstehen, als ich von dem ihren. Das wird gut gehen. Endlich Boulogne. Schon eine Post vorher schrie ein Mann englisch in den Wagen, daß ein Paketboot noch diese Nacht unmittelbar nach London abgehen werde. Das änderte auf einmal alle meine Entschlüsse. Sollte ich nun einen halben Tag und Nacht in Boulogne bleiben, dann nach Dover übersetzen, dort wieder schlafen und, weiß Gott wie lange, mich nach London hinrädern lassen? Ich zog eine zwölfstündige Wasserreise vor. In Boulogne, im Hôtel de l'Univers, abgestiegen. Leidliches Mittagsmahl. Dann sogleich in den Hafen, Anstalten für die Ueberfahrt zu machen. Es lagen, statt einem, zwei Dampfschiffe da. Ich zog das theurere vor, da ich das andere mir überfüllt dachte. So war es auch. Da ich, der Seekrankheit wegen, doch in keine Kajüte gehen wollte, miethete ich mich im second cabin ein, d. h. da die Betten schon von Damen in Beschlag genommen waren, auf dem Verdecke. Ging ein wenig auf dem Hafendamm spazieren und sah die Sonne im Meere untergehen. War nicht mehr übellaunig, sondern traurig. Daß ich so von allen Banden des Lebens losgetrennt bin, eben so unwillig, das Vergessensein zu ertragen, als die Lasten der Berühmtheit, wenn ich dieß Wort brauchen darf.

Endlich zum Gasthaus zurück. Fand dort schon einen Franzosen mit einer Engländerin, die die Ueberfahrt auf demselben Dampfboote machen wollten. Wir vereinigten unser Gepäcke und gingen nach dem Hafen zurück, der unterdeß dunkel geworden war und vom Verwirre der Einschiffung ertönte. Der Platzbediente besorgte das Gepäck, wir traten ins Schiff. Ich wählte mir einen Platz auf dem Verdeck, den ich für die Nacht nicht zu verlassen beschloß. Eine gute Bank in der Mitte des Schiffs, wo die Bewegung am Geringsten sein mußte. Wickelte mich in meinen Mantel und erwartete die Dinge, die da kommen sollten. Die Nacht wird immer dunker. Große Sterne am Himmel. Die Schiffsglocke läutet, die Seile rasseln. Es ist Fluthzeit, das Schiff wird beweglich. Imm—

dickerer Rauch qualmt aus dem Schornstein, wir sind im Gang. Der „Emerald“, so hieß das Schiff, bewegt sich langsam an dem andern Fünfshilling-Dampfschiffe „Sovereign“ vorüber. Das Verdeck des letzteren ist mit Passagieren bedeckt, die uns den Abschiedsgruß zujubeln. Wir nahen uns dem Ausgang des Hafens, wir sind in See. Meine Eingeweide verhielten sich ganz leidlich, obgleich ein ziemlich starker Wind die Wellen erregte, der noch dazu sehr kalt war, so daß ich den Mantel hart an die Augen emporzog. Die Passagiere verloren sich in die Kajüten, wo sie gespieen haben mögen oder nicht. Ich blieb zuletzt allein mit dem Steuermann, der ein Lied knarrte, und dem Kapitän, der auf und nieder ging die ganze Nacht. Selten überfiel mich der Anfang eines Schlummers, von dem ich jedoch bald wieder emporschreckte und jedes Mal ein Uebelbefinden fühlte, das sich aber glücklich wieder verlor. Endlich bleicht sich die dunkle See; im Osten röthet sich hinter Wolkenmassen der Himmel, der Wind aber nimmt zu. Er war gräulich kalt. Die englische Küste zeigt sich links. Eine Stadt, fern, fern. Es war Southampton, sagte man. Die Küste entschwindet wieder. Es wird Tag. Schon früher waren Schiffe aller Art, ununterscheidbar im Dunkeln, an uns vorübergezogen, jetzt wächst die Menge. Fischerboote, Handelsfahrzeuge, Dreimaster. Bald ist kein Punkt des Horizonts, in dem nicht irgend etwas die Anwesenheit eines Schiffes bezeichnete. Die Reisenden kamen wieder aufs Deck mit sonderbar überwachten Gesichtern. Die Bewegung des Schiffes wird milder, die Wasser der Themse machen sich fühlbar. Endlich geht es hinein in den Strom, die Ufer werden von beiden Seiten sichtbar. Ein paar Wachtschiffe, Handelsfahrzeuge vor Anker. Die Küste ziemlich kahl. Endlich zeigen sich nahe liegende Häuser, von London durch keine Zwischenräume mehr getrennt. Im Flusse ein Wald von Kohlenschiffen vor Anker. Die Stadt beginnt. Zwischen unbedeutenden Häusern herrliche einzelne Gebäude; Schiffswerften, Docks. Wieder eine Handelsflottille vor Anker. Nun Thürme und Säulen und

Häuser rechts und links. Vor uns Brücken, rechts der Tower. Wir nähern uns dem Lande, es ist das Zollhaus, neben der Londoner Brücke.

Haufen von Menschen. Wir steigen aus. Die Gesellschaft des Paketboots zerstreut sich, scheinbar nach allen Seiten. Ein einziger Jude war noch in meinem Bereich. Ich fragte ihn, wohin es nun ginge: ins Custom house. Und ich folgte seinen Schritten. Wir kommen an. Die Zöllner sind mit andern Gepäcken beschäftigt; wir müssen warten. Man führt uns in ein Zimmer, wo an allen Wänden die Warnung angeschrieben steht, nicht Mäntel oder Hüte liegen zu lassen, wegen der Gefahr des Gestohlenwerdens. Ich als Fremder muß in die Alien-Abtheilung, meinen Paß abzugeben und eine Aufenthaltskarte dafür zu erhalten. Ein deutscher Jude ist da, ein Platzbedienter, der mich in seine Klauen zu bekommen sucht. Die Beamten sind höflich, betrügen mich aber, wie ich später sah, mit einem veralteten Plan von London und einem schlechten Guide des Voyageurs. Endlich nach ein paar Stunden Wartens kommt die Reihe an das Gepäck unsres Schiffes. Einzeln werden die Eigenthümer eingelassen. Ich warte drei, vier Stunden. Mein Name erscheint immer nicht. Endlich erinnere ich mich, daß der französische Platzbediente in Boulogne beim Einsteigen ins Schiff gesagt, er habe alles Gepäck auf den Namen des französischen Mitreisenden abgegeben. Ich ging damals als gleichgiltig darüber hinaus, merkte aber nun, daß mein Name gar nicht auf der Liste der Passagiers stehen müsse. Mit Mühe machte ich endlich den Zollbeamten auf diesen Umstand aufmerksam, und mit noch größerer Mühe erhielt ich endlich, daß meine Sachen, die letzten, visitirt und gegen Vorzeigung des Passes und weiß Gott welchen Verklausulirungen mir ausgefolgt wurden. Es war nun nahe an fünf Uhr, und ich wußte noch nicht, wohin mich wenden in der ungeheuren Stadt. Ich war an einen Deutschen Namens Friedmann gewiesen, der ein Boarding house in Percy-street hielt, hörte aber im Alien of-

er sei ausgezogen, und man wisse nicht, wohin. Ein anderes Boarding house in golden Square, das mir Sengel empfohlen, wußte ich meistens mit Fremden überladen. Da fiel mir ein, daß Kapitän ... in Paris mir eine Mde. Williams in Charlotte-street Floomsbury square genannt, und ich beschloß, dahin zu gehen. Ein Fiaker wird geholt, die Effekten eingepackt, und es geht nun endlos durch die ungeheure Stadt, die im Vorüberfliegen eben nicht den besten Eindruck auf mich machte. Endlich komme ich an. Ich werde zur Hausfrau geführt, die mit einer recht artigen Tochter im Erdgeschoß sitzt. Ich merke bald, mein Englisch reicht nicht zu, nur die Tochter spricht etwas französisch. Endlich verständigen wir uns. Man führt mich in den ersten Stock in ein Zimmer, das, dreieckig und klein, die Form und Größe eines gewöhnlichen Bügeleisens hat. Ein besseres bei erster Erledigung wird mir versprochen. Ich bin nur froh, unter Dach zu sein, und nehme an. Der Kutscher begehrt vier ein halb Shilling, d. h. etwa dritthalb Gulden Conventionsmünze! Ich nehme Besitz, wasche mich, kleide mich um. Es geht um sechs Uhr zu Tische. Der ist nun nicht glänzend bestellt, wie ich sehe. Ein Hammelbraten, eine pie, etwas Käse, dazu dünnes Bier oder Wasser — voilà tout. Man muß sich fügen. Ich bemerke bald, daß man allenfalls noch mich verstehe, ich aber nicht die Andern. Ich hatte eben in meinem ganzen Leben früher kaum zweimal englisch sprechen gehört; selbst mit Brant in Paris las ich nur; und so war denn die gesprochene Sprache eine Art Chaldäisch für mich. Zum Glück befanden sich einige Deutsche im Hause, die aber da waren, um englisch zu lernen, und die also sich wohl hüteten, ihre Muttersprache über Tisch hören zu lassen. Sonst recht liebenswürdige gefällige Leute. Nach Tisch führte mich einer der Kostgänger, ein Däne, durch ein paar Straßen: great-Russell-street, Oxford-street, bis zum Eingang des Hydepark. Oxford-street fand ich recht schön, aber die Boulevards von Paris wog es nicht auf. Als es dunkel wurde, kehrten wir zurück, tranken Thee. Die Leute charmant,

aber für mich sehr langweilig, da ich kaum das dritte Wort von Dem verstehe, was sie sagen. Um zehn Uhr war ich froh, ein Licht zu bekommen und schlafen zu gehen, denn ich war müde zum Niedersinken. Das Bette ziemlich schlecht. Dennoch gut geschlafen.

Des andern Morgens ziemlich gestärkt aufgestanden. Das Leben in einem solchen Boarding house will mir durchaus nicht gefallen. An eine bestimmte Essensstunde wollte ich mich noch allenfalls gewöhnen, meine Schäferstunde aber, die Zeit des Frühstücks, einzubüßen, das ich seit meiner Kindheit immer allein eingenommen und das als eine Vorbereitung auf den ganzen Tag, ein Moment der Sammlung, für mich so ungeheuren Werth hat, das war zu hart! Man mußte jedoch vor der Hand sich fügen. Um neun Uhr läutet's zum Breakfast. Dieselbe Versammlung, dasselbe englische Gestammel, dieselbe Langeweile. Dazu die Wahl zwischen Thee, der mir nicht bekommt, und Kaffee, den man hier nicht zu bereiten versteht. Dazu Brod mit Butter, die mich krank macht. Kaltes Fleisch, das ich nicht verdaue. Ich greife jedoch zu, bis auf das Fleisch, das mir vor der Hand noch zu englisch war, was, wie ich wohl sah, die Hausfrau etwas beleidigte. Ein paar Engländer, die auch da wohnten und die, wie alle ihrer Nation, im Anfange einer Bekanntschaft höchst unangenehm sind, vermehrten mein Mißbehagen. Ich wünschte mich auf tausend Meilen fort, wußte aber noch nicht, wohin. Nach dem Frühstück ging ich in mein Zimmer zurück, in das der kalte Wind in Strömen einzog, durch ein Fenster, das nicht schloß, wie ich erst später bemerkte. Ein Umstand, der mir bereits eine Art Augenentzündung zugezogen hatte, die ich nothgedrungen vermehren mußte, denn es galt, den Plan von London zu studiren mit seinen kleinen Buchstaben und verwischten Contouren. Ich weiß nicht mehr, wo ich des ersten Tags überall hingerieth. Nur suchte ich, Anfangs fruchtlos, wieder die Oxford-street zu erreichen und wollte mich des Weges nach Drurylane versichern, wo man schon

gestern Hamlet gegeben hatte und das ich heute nicht versäumen wollte. Ich irrte eben in den ungeheuren Straßen umher und mußte fürchten, wenn auch den Weg ins Theater, doch den Rückweg nach Hause sicherlich nicht zu finden.

Unerträgliches Mittagsessen. Der unabhängigste Mensch unter der Sonne von einer lumpigen Sprache abhängig. Der unabhängigste Mensch? Ja, wenn's nur wahr wäre. Es gibt der Sprachen und der Abhängigkeiten noch viele. Abends ins Theater. Man gab drei Stücke, Lustspiele. Das erste weiß ich nicht mehr. Das zweite: „Etiquette" oder so, wurde vortrefflich gegeben. Viel besser, als man es in Deutschland oder selbst in Paris aufführen könnte, an welchem letzteren Orte nur noch die Boulevard-Posse blüht, aber auch unerreichbar dasteht. Die englischen Schauspieler haben etwas Festes, auf sich selbst Beruhendes, Männliches, das außerordentlich wohl thut. Wenn, wie man einmal von den Bourbons und der Herzogin von Angoulème sagte, unter den Wiener Schauspielern ein einziger Mann ist, Madame Schröder nämlich, so sind hier alle Männer, selbst die Weiber, versteht sich im besten Sinne. Unbekannt mit den hiesigen Sitten, hatte ich mir keinen Theaterzettel beigelegt und weiß daher nicht, wie die Schauspieler hießen, die mir so wohl gefielen. Da ich wenig von den Worten verstand, ermüdete ich doch auf die Länge und ging gegen elf Uhr, fand auch nach mancher Mühseligkeit den Weg nach Hause. Einer der Schauspieler, erinnere ich mich, war Mr. Farren, der im scape-goat, oder wie das Ding hieß (unser Hofmeister in der Klemme), den alten Präceptor unnachahmlich spielte.

Doch nein, eben finde ich den Theaterzettel und ersehe daraus, daß ich das erste Mal Fidelio mit der Malibran, scape-goat und die Oper Masaniello hörte. Jene drei Lustspiele waren am 19. in Coventgarden, wo ich im Drurylane keinen Platz mehr fand, um wild cats und heart of Midlothian zu sehen.

Also die Malibran. Ich kam der späten Essensstunde

wegen zu spät zum Anfange, hörte daher den ersten Akt nicht. Von vorn herein fand ich jene berühmte Sängerin weit unter ihrem Rufe. Sie singt jedoch hier englisch, was, obgleich sie es sehr gut spricht, einen nicht vortheilhaften Einfluß auf ihre Gesangsweise haben mag. Die große Arie im zweiten Akt vortrefflich. Die Passagen scheinen nicht immer so gerundet, als bei den andern großen italienischen Sängerinnen, manchmal sogar etwas gestoßen, auch haben offenbar die hohen Töne gelitten, heißt das die ganze höhere Oktave, denn die höchsten nimmt sie wieder mit Leichtigkeit. Die tiefe Lage noch immer vortrefflich. Sie hat offenbar die Manie des Spiels, wodurch sie sich so in Bewegung setzt, daß ihre Töne nothwendig darunter leiden müssen. Keinen Augenblick ruhig, wird dieses immerwährende Hervordrängen geradezu lästig. Aber Das gerade gefällt hier. Im dritten Akte, beim Grabmachen, gräbt sie wie ein Taglöhner, daß ihr der Schweiß an der Stirne steht, wo denn nun freilich an kein Singen zu denken ist. Das berühmte Kerkerduett habe ich nicht leicht schlechter singen gehört, ihre Mitteltöne waren unhörbar. Das hiesige Publikum aber, das von Musik rein nichts versteht, bewundert gerade dieses Auftragen, und während sie grub, und als sie die Pistole dem Gouverneur geradezu ins Maul steckte, ihn auch nicht mehr losließ, war des Beifalls kein Ende. Von den übrigen, Herr Templeton, Florestan, gute Stimme, scharfer, mitunter harter Vortrag, sonst lobenswerth. Pizarro, Mde. Giubolei, schöne Stimme, wüthender Vortrag. Rocco, Herr Seguin, so, so. Jaquino, Durusel, der unleidlichste Spaßmacher, hier aber sehr beliebt. Chor schwankt vom Mittelmäßigen zum Schlechten.

Den Eindruck von scape-goat habe ich oben angegeben.

Donnerstag, den 19. Mai, mußte ich meinen Bankier Doxat and company aufsuchen, da es mir an englischem Gelde zu fehlen anfing. Er sollte in der City, Bishopgatestreet wohnen, einer Kirche gegenüber, Nr. 24. Das war nun ungefähr vier Meilen (englische) von meiner Wohnung.

Ich beschloß dennoch, zu Fuße zu gehen, weil man nur so eine große Stadt bald und genau kennen lernt. Es ward daher der Plan genommen und die Lage der Straßen, zum Glücke bloß große, auf ein Blatt Papier nachgezeichnet, da man doch nicht immer zur Belustigung der Vorübergehenden die große Karte zu Rathe ziehen konnte. Um zwölf Uhr machte ich mich auf den Weg. Die größte Mühe hatte ich, um nur aus dem Gewirre kleiner Gassen in der Nähe meiner Wohnung herauszufinden. Als einmal High-street, Holborn und so weiter erreicht war, ging es schon besser. Ich weiß nicht, verdarb mir die Aengstlichkeit des Suchens den Genuß oder verglich ich, halb unbewußt, das Gewöhnliche des Hiesigen immer mit dem Besten von Paris. Auch dieser Gang brachte mich noch nicht zu jener Bewunderung Londons, die mich jetzt durchdringt. Ich ging nahe an zwei Stunden und fand endlich auch Bishopgate-street, auch Nr. 24, aber da war an keinen Bankier zu denken. Von der Kirche gegenüber lag ein Haus, aber ohne Inschrift, mit Gittern verschlossen. Ich fragte in dem Laden nebenan, aber Die geberdeten sich, als ob sie den Namen Dorat nie hätten aussprechen hören. Endlich ging ich in einen andern Laden. Der gefällige Inhaber, der den Namen Dorat gleichfalls nicht kannte, schlug eine Art Adressenbuch auf und schrieb mir die Wohnung des gesuchten Unbekannten, eines der bedeutendsten Bankiers, auf ein Blatt Papier. Sie war Nr. 13 — gerade gegenüber und hart neben dem Laden, in dem ich zuerst nachgefragt hatte, in demselben verschlossenen Hause ohne Hausnummer. Und so war den nächsten Nachbarn, gleichfalls Kaufleuten, ihr nächster Nachbar, Kaufmann wie sie, völlig unbekannt. Derlei findet man oft in London. Niemand weiß, als was ihn zunächst angeht, und man rechnet den Leuten oft als Ungefälligkeit zu, was nichts als reines Nichtwissen ist. Ich erhielt ziemlich trocken mein Geld, worüber ich sehr froh war, denn jede Gefälligkeit wäre mir höchst unbequem gewesen. Den Weg zurück fand ich leicht, ermüdete mich aber bis zum

Sterben. Von Fiakern war ich schon den ersten Tag so ziemlich geprellt worden, hatte auch kein Geld in der Tasche als meine fünf Pfund Noten und einen Sovereign in Gold nebst etwas Kupfergeld. Die Omnibus, für die das letztere hingereicht hätte, fuhren zwar von allen Seiten und geradezu in ununterbrochener Folge, da ich aber die Lage ihrer Richtungen nicht kannte, fürchtete ich, in ein entgegengesetztes Stadtviertel zu gelangen, und ging daher wacker meinen Weg. Nur dem vortrefflichen Pflaster verdanke ich es, daß ich lebend meine Wohnung, nicht ohne Verwicklung in den nächsten Straßen, erreichte.

Etwas besseres dinner mit Fisch, der nicht übel war. Nach Tisch in Drurylane, wo ich keinen Platz bekam und daher nach Coventgarden ging. Hier war es, wo ich die drei Lustspiele sah, deren Namen ich vergessen habe. Das Haus in Coventgarden weiß mit Gold, nicht im besten Geschmacke, höchstens dreißig Mal schöner, als unser schönstes Theater in Wien; dagegen Drurylane, karmoisinroth mit erhabener Goldverzierung, das Herrlichste, was man sehen kann. Selbst die große Oper in Paris muß, denke ich, zurückstehen. Die Form ist dort gefälliger, der Eindruck hier majestätischer. Dazu die Gesellschaft in den Boxes des ersten Ranges, wie ein versammeltes Oberhaus, imposant, erhaben. Das pitt wird Einem durch die gar zu große Ungezwungenheit des Publikums etwas verleidet (obschon es nahe an zwei Conventionsgulden kostet). Wem's einfällt, der behält den Hut auf dem Kopfe. Kommen nun gar die half-price-Leute, so setzt sich Jeder, wo kein Platz ist, und gibt sich scheinbar alle Mühe, die Nebensitzenden nach Möglichkeit zu geniren.

Ueberhaupt zerstören die Halbpreise die hiesigen Theater. Um ihnen das Beste nicht Preis zu geben, werden die guten Stücke zum Anfang gegeben, wo noch die gute Gesellschaft beim Mittagsmahl sitzt. Kommen die ordentlichen Leute ins Theater, so sehen sie höchstens den Schluß des Bessern und für den übrigen Abend das elende Zeug, das, eben des Halbpreis-

Haufens wegen, die weitere Unterhaltung ausmacht. Auch ist die Verwaltung der Theater gewinnsüchtig, elend. Man theilt selbst für die Logen, wo doch nur eine bestimmte Anzahl Platz findet, Billets ins Unendliche aus. Die später Kommenden stürmen nun die Logen, steigen hinter den Rücken auf die Bänke der Sitzenden, drängen sich ein. Die Logenthüren bleiben offen, und ich mußte eine Vorstellung des Julius Cäsar, wo Kemble spielte, im vierten Akte verlassen, bloß weil ich den Schluß nicht mit einer Verkältung erkaufen wollte.

Freitag, den 20. Nahm meinen Weg ins Westende, Oxford-street, Regent's-street, Charing-cross, Parliament-street. Wohnte einer Sitzung des Lordkanzlers bei, in einem kleinen Zimmer, der erhabenen Handlung kaum würdig. Der Lordkanzler selbst in großem Kostüme, sein Stab und ein großer Blumenstrauß vor ihm auf dem Tisch. Er in mächtiger Perrücke, die Advokaten in mäßigern. Die Westminsterabtei vor der Hand von außen besehen. Leider erinnerte ich mich nicht, daß heute das Parlament prorogirt wird, und versäumte, der letzten Sitzung beizuwohnen, auch war es erst drei Uhr, und das Haus sollte sich erst gegen fünf Uhr versammeln. Besah Whitehall, die Horseguards, Admirality und hatte ohnehin den unerläßlichen Gang ins Alien-office, um meinen Aufenthaltsschein bestätigen zu lassen, bei Geld- oder Gefängnißstrafe. O freies England! Erhielt die Verlängerung bis 1. Juli mit großer Höflichkeit. War sehr müde. Ging in den St. James-Park und setzte mich in die kühle Sonne. Darauf zurück, verlor den Weg; gerieth ins Pallmall, das mir mit seinen nicht so außerordentlichen Gebäuden und dem Gedränge von Wagen und Fußgängern in der Erschöpfung der Müdigkeit wie eine Feenwelt vorkam, orientirte mich endlich mit Mühe und kam erschöpft nach Hause.

Abends in Drurylane. Madame Malibran und Sonnambula. Was diese Frau als Sängerin vermag, zeigte sie heute,

ungeachtet der schon neulich erwähnten Wuth, zu spielen, die ihr von vornherein schon nicht erlaubte, auch nur einen Augenblick ruhig zu sein. Heute war ihre Stimme rein, hinlänglich, in den tiefen Tönen schön, zu jeder Verzierung geschmeidig, dem Ausdruck des Gefühles vom leisesten und noch immer vernehmlichen Tone bis zum Sturme des noch immer musikalischen Aufschreis folgsam. Sie ist eine wahrhaft große Sängerin. Die übrigen Leute sangen auch. Herr Templeton sogar manchmal gut, nur ist etwas Seemännisches in seiner Manier.

Samstag, den 21. Beschloß, ins Gesandtschaftshotel zu gehen, der Verlängerung meines Passes wegen. Eine für mich völlig unbekannte Gegend. Chandos-street, Leicester-square. Entwarf mir eine völlige Marschroute. Zugleich galt es, ein anderes Kosthaus zu suchen, da ich mit dem meinigen völlig unzufrieden war. Fand doch meinen Weg. Der Botschaftssekretär nicht anwesend. Ein Commis, ich glaube ein junger Lebzeltern, recht höflich. Wußte meinen Nachfragen nach Herrn Westerholz aus Wien, auf dessen Beistand ich hier gehofft hatte, nicht zu genügen. Fragte in ein paar Boardinghäusern vor, wo es mir aber nirgends sonderlich gefiel. Ueberall kleine schlechte Schlafzimmer, für den Aufenthalt des Tags über an das meistens prächtige Gesellschaftszimmer angewiesen, was mit meinen Neigungen nicht übereinstimmt. Wollte noch ein wenig in meinem alten Hause abwarten, wo ich doch wenigstens einige gefällige Deutsche habe. Essen kann ich ja irgend sonst wo. Ging noch weiter. Regentsstreet, Pallmall, Picadilly, Alles prächtig, herrlich, von Herr abgeleitet. Bunte Bediente, glänzende Equipagen. Strand. Besah ein paar Brücken, die seit der Asen-Welt, wo der Regenbogen eine bildete, nicht mehr so wunderbar vorgekommen sind. Templebar mit dem Thor der City, das der Lordmayor vor dem Könige schließt. Fleetstreet, mit all der wimmelnden Bewegung einer Handelsstadt. Durch Dru-lane nach Hause.

Abends war Concert im Drurylane-Theater. Größtentheils Händelsche Musik. Ausgewählte Stücke aus fünf oder sechs Oratorien. Der Schauplatz vortrefflich hergerichtet. Vorn an einer Balustrade Sopran und Alt (letzterer von Männern gesungen), dahinter auf, in die Coulissen hinein emporlaufenden Stufen Tenor und Baß. Dahinter das Orchester in einem concentrischen Kreise. Die wenigen Blasinstrumente hinter und in gleicher Richtung mit den männlichen Singstimmen. Es wird nämlich die Musik ohne oder mit höchst geringer Vermehrung der Blasinstrumente, ganz wie Händel sie schrieb, gegeben. Die Wirkung scheint mir viel besser. Die Chöre sehr gut, wahrscheinlich wegen vielmaliger Wiederholung. Anfangs auch die Solostimmen gut. Endlich machte man sich's aber leichter, und es ging so schlecht, daß man sich die Ohren hätte verhalten mögen. Das hinderte jedoch den unmäßigsten Applaus nicht. Madame Malibran sang ein paar wenig bedeutende Dinge, wobei sie sich, sehr gut, selbst auf dem Klavier accompagnirte. Sie ist eine hinreißende Frau.

Bald hätte ich vergessen. Der Hintergrund des Schauplatzes ist als gothische Halle behandelt, mit hineingemalten Musikern, so natürlich, daß es einen wunderbaren Eindruck von Unendlichkeit des Orchesters macht. Auch eine gemalte Orgel fehlt nicht.

Sonntag, 22. Machte mit fünf oder sechs der in meinem Hause wohnenden Deutschen, Norweger und Dänen eine Partie nach Richmond. Fuhren um 11 Uhr im Dampfboot ab, durch die Häusermassen und Brücken durch ins Freie. Anfangs unbedeutende Gegend, immer angenehmer und schöner. Unzählige Landhäuser und Parks rechts und links. Die Fahrt dauerte wohl dritthalb Stunden. Endlich Richmond. Bestellten Essen in einem wenig scheinbaren Gasthofe und gingen spazieren. Die Lage wunderschön, die Aussicht so bezaubernd, als es in einer Gegend, der es an Bergen, aber nicht an Wasser fehlt, sein kann. Zu Fuß nach Hamptoncourt, einem königlichen Lustschlosse. Befinden sich Raphaelische Kartons da,

die ich sehen wollte, und die Andern gingen mit. Als wir ankamen, erwartete man den Prinzen von Oranien, und Niemand wurde eingelassen. Verwünschte den Prinzen und gönnte ihm den Verlust von Belgien. Kann das müßige Volk nicht an den Arbeitstagen der Beschäftigten seine Unterhaltungen abthun? Besahen die Gärten. Wunderschön, und Das alles in einer Zeit angelegt, wo das übrige Europa noch tief in der Haarbeutelperiode steckte. Nach Richmond zurück. Das vortrefflichste Mittagsmahl gehalten, dessen ich mich in meinem Leben erinnerte. Ein Kalbsbraten, wie aus einem Elephanten ausgeschnitten und weich und saftig, wie ein junges Huhn. Vortreffliche pies. Käse, Salat, roh zu essen, was ich nicht versuchte. Porter, Ale, wie ich es nie getrunken. Eine halbe Krone per Kopf. Oder vielmehr der Gang nach Hamptoncourt geschah nach Tische. Abends Thee und dann nach der Stadt zurück, zum ersten Mal auf der Outside eine Landkutsche, d. h. auf dem Dache. Vortreffliche Pferde. Im Galopp zu gehen, hinderte ein Engländer, der aus der Inside nach aller Macht schrie und endlich ausstieg aus Furcht. Bei dunkler Nacht angekommen.

Montag, 23. Halber Feiertag, als ehemaliger Pfingst-, hier White Monday. Ging in die Westminster-Abbey, die heute offen steht, heißt das, gegen Bezahlung. Herrliches Innere. Im Styl von Notre-Dame, aber schöner, höchstens mit St. Denis zu vergleichen. Alle Kapellen, alle Monumente besehen, erstere vom Führer gejagt, letztere nach Herzenslust. Kaum ist eines dieser Denkmäler schön zu nennen, aber alle zusammen, was machen sie für einen Eindruck! Und Das ist nicht todt, wie die Geschichte Deutschlands, sondern lebt im gegenwärtigen Leben, in noch bestehenden Institutionen. Wahrlich, dieß Land hat eine Geschichte, wir haben nur Kuriositäten und Begebenheiten. Shakespeare's Denkmal eins der schlechtesten.

Abends spielte Macready den Macbeth. Ich ging hin. Es war aber der Feiertagspöbel da, der einen solchen Lärm

machte, daß ich nicht ein Wort verstehen konnte. Die Hexen von Männern dargestellt. Ihre Scenen gesungen, zu welchem Ende ganze Chöre von männlichen und weiblichen Hexen zu Hülfe genommen wurden. Der Unsinn, der daraus entstand, kümmerte die Leute wenig. Die Composition übrigens gut. Die Scene mit Banquo's Geist anders genommen als bei uns. Der König sitzt, abgesondert von den Gästen, auf einem Stuhl in der Mitte der Bühne. Wenn er aufsteht, kommt Banquo in seiner gewöhnlichen Kleidung aus der Coulisse und setzt sich. Das macht um so weniger Eindruck, als man seinen Tod nicht gesehen hat und der Mord hinter der Scene vorgeht. Wer steht dafür, daß es wirklich ein Verstorbener ist? Das zweite Mal kommt er von der entgegengesetzten Seite, und da ist sein Erscheinen völlig wirksam, da man aus dem frühern Benehmen Macbeths nun weiß, mit was für einem Gast man zu thun hat. Ich wäre unbedingt für die hiesige Darstellungsart, wenn Banquo's Ermordung dem Zuschauer sichtbar vor sich ginge.

Dienstag, den 24. Kann mich durchaus auf die tagweise Folge der Begebenheiten nicht mehr erinnern, will daher nur Einiges, wie es mir einfällt, cumulativ hinsetzen; nur für die Abende geben mir die aufbewahrten Theaterzettel einige Richtung. Guildhall besehen, ein sonderbar alterthümliches Gebäude, in der großen Halle die beiden Kolosse, Gog und Magog genannt, eigentliche Kinderschreck. Die Bank, die Exchange, Post Office, wo ich einen Brief abgab, aber keinen vorfand. Mansion-House. St. Pauls Kathedrale: Gebäude in neuerem Geschmack, prächtig, ungeheuer, ohne sonderlichen Eindruck von außen und innen. Mit Denkmälern angefüllt, großentheils besser, als die in Westminster-Abbey.

Abends in Drurylane. Richard III. Ein neuer Debutant in der Titelrolle. Nicht schlecht, aber ohne alle Großartigkeit. Wüthende Parteien im Publikum. Förmliche Gespräche zwischen Galerie und Parterre. Der dort im schwarzen Rocke hat gezischt, rief mein Nebenmann, let him be gone! Das

Beste: der kleine Herzog von York, von einem kleinen Mädchen recht brav dargestellt. Die Kostümes ohne individuelle Wahrheit, die Comparserie ärmlich.

Desto mehr Pracht verschwendet auf die Jüdin, das zweite Stück, eine Paraphrase der gleichnamigen französischen Oper. Einzüge, Harnischmänner, zu welchem Ende man einen eigenen Gang ums Orchester herum gebaut hatte, der schon während Shakespeare's Richard die Aussicht auf die Bühne störte. Mit aller Anstrengung doch nur ein schwaches Abbild des geschmackvollen Aufwands der Pariser großen Oper. Hatte das Ding im zweiten Akte satt.

Mittwochs den 25. beschloß ich, den Tunnel zu sehen. Fuhr daher im Omnibus bis zur Bank und suchte von da meinen Weg, da ich nicht wußte, daß eigene Wagen dahin gehen. Hatte mir meinen, ungeheuren, Weg aufgezeichnet, am linken Ufer des Flusses. In die unbekannten Regionen des rechten wagte ich mich nicht. Fand mit vieler Mühe endlich die Wapping Stairs an der Themse und ließ mich hinüberrudern. Eingang. Eine ungeheuere Dampfmaschine empfängt den Besucher. Dann auf hölzernen Treppen hinab. Da liegt nun das Riesenwerk, von Gaslampen taghell beleuchtet. Ein dumpfes Getöse, man weiß nicht, ob von den rauschenden Wassern des Flusses oder (was wahrscheinlich) von der arbeitenden Dampfmaschine, umfängt Einen. Tonnengewölbe, unten vom Zirkel nach einwärts abweichend. Beträchtliche Strecke, und doch noch nicht bis zur Hälfte des Flusses fortgeführt. Man kann dem Werke allen Fortgang wünschen, und doch zweifeln am Gelingen. Meinen Namen ins Buch eingeschrieben, und wieder zurück über den Fluß. Aufs Höchste ermüdet, bei der Bank in einen Omnibus eingesetzt und nach Hause.

Abends ging ich in ein Theater, weiß aber nicht mehr in welches, und was man gab.

Donnerstag, 26., waren die Docks zu besehen, ein ungeheueres Unternehmen, da die ostindischen wohl zwei Meilen von meiner Wohnung entfernt liegen.

Erinnere mich erst, daß ich gestern die London-Docks und nebenbei den Tower gesehen hatte. Die ersteren machten mir eben Lust, die übrigen Docks auch zu besuchen. Der Tower weit unter meiner Erwartung. Das Aeußere imposant. Das Innere kostet sieben Shillinge und ist nicht sieben Pence werth. Rüstungen, Waffen; die Kronjuwelen über alle Beschreibung prächtig, besonders die Krone, die allein mehr werth sein dürfte, als das Königreich Dalmatien. Ich war allein. Der alterthümlich gekleidete, mit einem Degen in der Hand vor mir herschreitende Aufseher suchte mir daher so viel möglich von den Sehenswürdigkeiten zu entziehen, und ich kümmerte mich wenig, noch mehr alten Wust zu sehen.

Heute also nach den indischen Docks. Bis zur Bank gefahren. In Oldgate fand ich einen neuen Omnibus, der bis zu den East India Docks geht. Bald verlor ich alle Richtung und fürchtete für den Rückweg, wenn ich den Omnibus verfehlen sollte. Ich redete daher einen mitfahrenden Commis an, der ein Kistchen mit sich führte, nach Madras überschrieben, so daß er nothwendig meinen Weg nehmen mußte. Er war auch gleich bereitwillig, mir, wenn ich mit ihm auf das Douanenzimmer gehen wollte, Alles in den ostindischen Docks zu zeigen und mich dann auf den Weg zu den westindischen zu bringen. Wie gesagt, so gethan. Ich begleitete ihn, dann er mich. Ich staunte die ungeheuern, kokett geschmückten Schiffe an. Groß wie Linienschiffe, scheinbar neu zur Abreise bereit, und wie halb neu von der halbjährigen, stürmischen Reise zurückkommend. Letztere, fremde Thiere, Gazellen, Papageien, seltsame Schweine auf dem Verdecke. Ein Original-Indier in weißem Kaftan. Wir bestiegen zwei der Schiffe. Ein Steuermann war gleich bereit, uns überall herumzuführen. Mahagony-Möbel, blendende Reinlichkeit. Der Schiffe kein Ende. Waarenhäuser auf allen Seiten. Ein- und Ausladen. Nachen mit Handelsleuten, die sich zu den Schiffen hinrudern lassen. Endlich gingen wir. Bei den westindischen Docks angekommen, schüttelt mir mein neuer Freund die

Hand und freut sich, mir behülflich gewesen zu sein. Die Westindia Docks. Wiederholung der vorigen, aber, wenn ich mich recht erinnere, noch ungeheurer, die Schiffe aber kleiner und minder prächtig. Es war schon spät, und ich mußte zu Fuße fort. Auf dem Wege aber holte mich ein Omnibus ein, und ich benützte ihn. Wunderschönes Frauenzimmer unter den Mitfahrenden, scheinbar höchst sittsam. Als sie aber ausgestiegen war, versicherte mich ein Seemann, der neben mir saß und sich um den alten Begleiter derselben sehr zu thun gemacht, ihn auch mit Cigarren beschenkt hatte, es sei leichte Waare und der alte Herr ihr Hüter oder Mäkler. Es war zu spät, um nach Hause zu gehen. Suchte daher einen dining room und gerieth zufällig in einen der schlechtesten. Mutton chops, eine Art gerösteter großer Nieren, guter Käse, keine Mehlspeise zu haben. Gutes Ale, recht guter Portwein.

Abends in English Opera House. The middy ashore. Mrs. Krealy, der Midshipman, recht gut, eben so Herr Salter als Bootsmann.

Hierauf Yeoman's daughter, ein weinerliches Drama, aber vortrefflich dargestellt. Dieselbe Mistreß Krealy, die im ersten Stücke den Seekadetten, einen lustigen Burschen, gespielt, jetzt als sentimentale Yeoman's daughter, aber so vortrefflich, so weiblich, so sanft und englisch liebenswürdig, daß ich nicht so bald einen gleich vortheilhaften Eindruck empfangen habe. Gleich gut Herr Serle, als ihr Liebhaber. Der Yeoman, Herr Williams; der Konstabler, Herr Salter; der Rattenfänger, Mr. Romer; alle nach Wunsch.

Man about town durch das ausgezeichnete Spiel eines Mr. Wrench in der Titelrolle ungemein ergötzlich.

Freitag, 27. Ging in den zoological-garden, Regents-Park. An der Kasse angekommen, verweigert man mir den Eintritt, weil die Erlaubniß eines Direktors dazu nothwendig sei, was ich, da man einen Shilling bezahlt, nicht vorausgesetzt hatte. Während ich nicht weiß, was zu thun, tritt

ein hübscher Mann, eine Dame am Arm, hinzu; unterschreibt eine Karte, gibt sie mir, schreibt eine zweite in der Voraussetzung, daß ich noch ein zweites Mal zu kommen wünschen möchte, und macht endlich von seinem Rechte Gebrauch, mich, als einer der Direktoren, gratis einzuführen. so daß ich mein Geld und noch dazu zwei Karten in der Tasche hatte. Er spricht französisch mit mir und macht mich Anfangs auf Alles aufmerksam, bald aber trennt uns die Menge. So thätige Gefälligkeit findet man nur in England. Ich durchstreife den wunderschönen Garten und besehe die Menagerie, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Und Alles durch Subscription von Privaten. Auf einmal werde ich in meiner Muttersprache angeredet. Es ist ein Deutscher, ein Herr Bulwering aus Liefland, den ich schon neulich auf dem Dampfboote nach Windsor getroffen. Wir tauschen unsere Namen aus. Er ist erfreut u. s. w. Fordert mich auf, des nächsten Tages mit ihm und einem seiner in London bewanderten Freunde die Feierlichkeiten des königlichen Geburtstages mitanzusehen. Ich nehme mit Vergnügen an, und wir trennen uns, da seine Tour schon vollendet ist. Ich genieße noch nach Herzenslust den schönen Garten, die warme Sonne und den Anblick der merkwürdigen Thiere. Zwei Elephanten, wovon ein ostindischer der größten Art. Ein Nashorn. Vier, sage vier Giraffen. Was weiß ich noch Alles.

Abends ins Haymarket-Theater. The housekeeper. Miß Taylor, ausgezeichnet. Ein Herr Vining, zugleich Herr Korn und ein Mann. Er gleich gut, sie etwas schwächer, ja ein wenig gemacht im zweiten Stücke atonement. Ein Bruder des erstern, J. Vining, höchst ergötzlich in der Rolle des Dandy, Captain Popingay. Alles Andere gut. Das Lustspiel ist auf einem hohen Grade der Vollkommenheit in England.

Samstag, den 28. Holte mich Herr Bulwering zur Auffahrt nach St. James ab. Ich gehe mit ihm in seine Wohnung, wo noch zwei Deutsche und ein alter in London eingebürgerter Franzose sich uns anschließen. Durchstreifen den

St. Jamespark, stellen uns am Palaste auf und sehen die Wagen vorbeipassiren. Die Anzahl der Wagen ungeheuer, die Pracht minder, als ich sie mir vorgestellt habe. In Wien ist sie, leider, bei ähnlichen Gelegenheiten größer. Prinzessin Viktoria ein gut aussehendes Mädchen. Die königliche Garde königlich, da kaiserlich zu wenig wäre; vorausgesetzt, daß hier von einem Regiment die Rede ist, und nicht von 60 galonnirten Invaliden auf ausgeborgten Pferden, oder eben so vielen adeligen Strohjunkern.

Um vier Uhr sollte erst der Einzug der mail-coaches sein, wir beschlossen daher, noch vorher eine Dampfmaschinen-Druckerei zu besehen, die des Atlas nämlich, in der Nähe des Strand. Gefällig eingelassen, besehen wir das Ganze. Zauberartige Menschenthätigkeit der Maschine.

Den Zug der Mail-coaches versäumen wir aus Unkenntniß ihres Weges, und ich gehe mit meinen neuen Freunden in ihr Boarding-House zu Tische. Man ißt recht sehr gut da.

Abends mit ihnen ins Haymarket-Theater zu halben Preisen. Sehen ein Ballet Zulema. Nicht so übel. Besonders ein junger hübscher Tänzer, Mr. Massot, und die Favoritsultanin Mlle. Josephine Danse, die auch andern Leuten als Favorite angestanden hätte.

Darauf ein Lustspiel in fünf Akten, married life oder so. Das Stück gut, die Darstellung vortrefflich. Uebersetzt würde es auch bei uns sehr gut gefallen. Gegen ein Uhr Morgens nach Hause.

Sonntag, den 29., machte ich mit mehreren meiner Mitkostgänger einen Ausflug nach Highgate und Hamstead in der Nähe von London, berühmt wegen ihrer hübschen Lage. Alles zu Fuß, ermüdend und nicht ganz belohnend. Die Gegend, außer dem wunderschönen Grün, mit unsern nicht zu vergleichen. Ein Lunch, an dem ich aus Erschöpfung mit Theil nahm, bloß aus Ale und Käse bestehend, setzte meinen Magen in eine etwas unbehagliche Verfassung. Wir kamen Mittags nach Hause, was mir unlieb war, da bekannt

Sonntag das langweiligste Ding in London ist. Im Nachhausegehen auf offener Straße ein junger Methodistenprediger, der sich das Heil seiner Mitmenschen sehr zu Herzen nahm, recht gut sprach, aber nur wenig Zuhörer fand. Nach Tisch mochte ich mich mit der häuslichen Unterhaltung nicht begnügen, besonders da am Sonntag nicht einmal Kartenspiel oder Musik geduldet wird. Ging daher aus und durchstrich die Straßen, die ich nur wenig belebt fand zu meinem großen Erstaunen, da ich bei dem Geschlossensein aller öffentlichen Unterhaltungsplätze nicht begreife, was die ungeheure Volksmenge an diesem Jammertage beginnt. Ging aus Ermüdung in eine Weinstube und trank Sherry-Wein, der nicht übel schmeckte, aber, wie die Folge zeigte, doch verfälscht sein mochte.

Montag, den 30. Fühlte gleich beim Erwachen Kopf und Magen widerlich beschwert, wie denn überhaupt gestörte Verdauung und Hartleibigkeit die beiden Plagegeister meiner Reise sind.

Ging demungeachtet, ein paar Kunstanstalten zu besehen. Zuerst in die Nationalgalerie Pallmall, die ich Anfangs Mühe hatte zu finden, so unbekannt war sie Allen, die ich fragte. Endlich, in einem Kupferstichladen, gab man mir richtige Anweisung. Im gegenwärtigen Lokale ist sie nur provisorisch aufgestellt, daher das Gebäude nicht sonderlich. Die Wahrheit zu gestehen, gefiel sie mir auch nicht besonders. Große Namen, wie mir schien, und mittelmäßige Bilder. An der Aechtheit der Claude Lorrains wollte ich zweifeln; ein guter norwegischer Maler versicherte mich aber vom Gegentheile und ihrem hohen Werthe. Er mag wohl Recht haben und meine Unkenntniß oder kränkelnde Mißstimmung die Schuld tragen. Eben so kamen mir die Correggio's sonderbar vor. Ich bin kein Kenner, obgleich sonst ein ziemlich richtiger Empfinder. Doch Das glaubt Jedermann zu sein. Die Wilkies Jedermann einleuchtend und gewiß vortrefflich. Hogarths Heirath nach der Mode, im Original und, wie natürlich, die Kupferstiche im Ausdrucke weit hinter sich lassend. Für die Wests gebe ich nicht viel.

Rembrandts Ehebrecherin vortrefflich angeordnet und beleuchtet, sonst wohl ein wenig gemein. Rubens, wie überall u. s. w.

Hierauf in die British Institution; eine Ausstellung von Privaten, aus ihren Kunstschätzen zusammengestellt. Hier ging mir das Herz auf. Gleich der Galerie im Vatican, braucht man sich nicht durch Schund und Mittelgut durchzuarbeiten. Nicht viel Bilder, aber Alles von Werth. Murillo's, die ihren Meister in die erste Reihe der Maler stellen. Velasquez voll strengem Ernst. Niederländer wie gestern gemalt. Die vier Menschenalter von Tizian ließen mich kaum von sich. Den sieben Sakramenten von Poussin konnte ich keinen Geschmack abgewinnen. Diese Claude Lorrains leuchteten mir ein. Zwei Landschaften von Ruysdael, wie man nichts Schöneres sehen kann. Ein Magdalenenkopf von Guido, der an weicher Schönheit nicht übertroffen werden kann, besonders der Mund. Eine heilige Familie von Raphael, entweder nicht von ihm, oder aus einer Zeit, wo er noch nicht Raphael war.

Ich hatte mich mit meinen neuen Freunden schon um halb fünf Uhr zum Essen in eine Taverne zusammenbestellt, da Charles Kemble im Julius Cäsar auftreten sollte und räthlich war, schon um sechs Uhr im Theater zu sein, eine Stunde, wo man in den Boarding-Häusern erst zu Tisch geht. Ging daher nach dem Strand, fand die Gesellschaft, und wir aßen gemeinschaftlich, eine halbe Krone per Kopf. Dafür hatte man Suppe (real turtle), sehr guten Fisch, in Portionen, daß Christus mit sieben derselben allerdings hätte dreißigtausend Mann speisen können, roast beef, nach Belieben sich selbst von einem Riesenstücke herabzuschneiden, und Käse. Ich hütete mich sehr im Essen, obgleich die Anstrengung des Sehens mir gewaltigen Hunger gemacht hatte. Auf etwas Ale setzte ich guten Sherry, mit heißem Wasser und Zucker gemischt, ein Magenmittel nach hiesigem Gebrauch.

Darauf ins Theater. Dr. Bulwering bestand darauf, ins pit zu gehen, wir fanden aber schon die ungeheuerste Menschenmasse, die sich auf englische Art, d. h. wie die wilden Thiere

drängte. Ein paar Mal in Gefahr, die Brust zerdrückt zu haben, machte ich mich von meinem Begleiter los und nahm einen Platz in den Boxes, wo ich Anfangs ziemlich gut daran war.

Die Vorstellung gut. Sheridan Knowles, als Brutus, nicht besonders, Cassius, Macready, lobenswerth. Kemble, der den Antonius gab, vorzüglich in der Scene nach Cäsars Tode und in der Leichenrede ausgezeichnet. Die Volksscenen viel besser, als Aehnliches bei uns. Ich hätte gern das Ganze mit angesehen. Aber als um neun Uhr die Halbpreise eintraten, wurde das Theater im eigentlichen Verstande gestürmt. Die Thüren der Logen aufgerissen. Die kalte Luft drang schneidend in den erhitzten Raum. Keine Möglichkeit, die Eingedrungenen wieder zu vertreiben. Hinter den Rücken der Sitzenden stiegen sie auf die Bänke. Huren drängten sich in jede Oeffnung. Unausgesetzter Wortwechsel, selbst Handgemenge. Da sagte ich Shakespearen im vierten Akte Valet, riß mich durch die Menge und erreichte wie ein gehetzter Hirsch meine Wohnung.

Dienstag, den 31. Mai. Die Tochter des Hauses, wo ich wohne, wurde heute vermählt. Großes Frühstück, auf das wir armen Kostgänger aber bis eilf Uhr mit leerem Magen warten mußten. Es ging dabei auf eine Art steif her, wie man selbst in Deutschland keinen Begriff hat. Nebst dem Bräutigam hielten noch drei bis vier Personen kleine Reden, und eine Anzahl Gesundheiten wurden vorschriftmäßig ausgebracht. Hierauf mit ein paar der hier wohnenden Deutschen nach Greenwich, vorher aber eine der größten hiesigen Brauereien besehen. Manche Einzelnheiten kaum so groß, als ich sie mir gedacht, das ganze Etablissement aber so riesenhaft, daß es Einen schaudert. Beinahe Alles durch eine Dampfmaschine verrichtet, die ziemlich unscheinbar, aber unermüdlich ihren Weg geht und das Verschiedenartigste durch denselben Mechanismus verrichtet. Gerstenvorräthe, um eine belagerte Stadt zu proviantiren; Kühlapparate, um darauf Schiffbruch leiden zu können; eine Reihe von vielleicht mehr als 100 Fässern, deren kleinstes 1000, das größte 3500 Barrels hält.

160 Arbeitspferde im Stalle. Hierauf auf dem railway nach Deptford. Der ganze Weg in der Luft auf Bogenbrücken fortgeführt. Dreißig oder vierzig Kutschen, aneinander gehängt, erwarten den Dampfwagen, der sie in Bewegung setzen soll. Man steigt ein. Endlich verkündet ein Schnauben das rückkehrende Ungeheuer. Es wird vorgespannt. Nun stampft es und tobt es, die Bewegung erfolgt. Anfangs langsam, dann rascher und rascher, bis das Ganze ungefähr mit der Geschwindigkeit des Vogelfluges dahinstürmt. Die Schnelligkeit bemerkt man übrigens mehr an dem Vorüberfliegen der Gegenstände, als daß man im Wagen sitzend davon irgend afficirt würde. In sechs Minuten kommt man in Deptford an, was doch eine halbe deutsche Meile entfernt sein mag. Von hier nach Greenwich. Herrlicher Park. Schöne Aussicht. Das Invalidenhaus schöner als ein Königsschloß. Die Kapelle mit den Porträten berühmter Admirale und den Schilderungen großer Seegefechte herrlich, herzerhebend. Die Gesellschaft trennt und verfehlt sich durch unrichtige Zusammenbestellung. Ich und einer der Deutschen, Schulze, finden uns allein. Das Dampfboot nach London geht erst nach fünf Uhr. Gehen daher zur Eisenbahn zurück. Warten auch dort und kommen erst um halb sieben Uhr zum Mittagsessen nach Hause.

Abends in die italienische Oper, Gazza ladra. Rubini wie immer, nicht mein Mann. Tamburini vortrefflich. Lablache hat etwas verloren, nebstdem daß der Podesta wohl nie seine Rolle war. Die Grisi, vortreffliche Stimme, große Geläufigkeit, mitunter mißbraucht. Singt gern zu hoch, was auf mich einen gräßlichen Eindruck macht. Einen großen Moment in Spiel oder Gesang habe ich bei ihr nicht bemerkt. Das Haus schön, ungeheuer, die vornehmste Gesellschaft, voller Putz. Da sitzend und wartend, höre ich auf einmal neben mir — Wienerisch sprechen. Ich frage: es sind wirklich zwei Wienerinnen, die eine hier an einen Buchdrucker vermählt, die andere eine Mde. Reichmann aus Wien. Ich hatte in der ersten Freude meinen Namen genannt und war recht ver-

gnügt, als die Buchdruckerin nach meiner Wohnung fragte und mir wiederholt anbot, mich mit einem Professor der deutschen Sprache am Kings College bekannt zu machen, der mir u. s. w. Das war gegen meine Absicht, und ich benutzte die Applaudissements am Ende der Oper, um mich unbemerkt aus dem Staube zu machen. Ich hatte mich den ganzen Tag sehr übel befunden. Jetzt war ich von Durst ausgetrocknet. Da ich keines der hiesigen geistigen Getränke vertragen kann und Wasser am Brunnen auch nicht zu schöpfen wußte, so trank ich ein Glas Ginger-Beer, was mich erquickte und mir sehr wohl bekam. Will dieses Zeug zu meinem Getränke machen.

Mittwoch, den 1. Juni. Der letzte Monat meines Urlaubs beginnt. Ging ins britische Museum, das die ganze Zeit meiner bisherigen Anwesenheit geschlossen war. Nahm mir vor, bloß die Antiken zu besehen und den naturgeschichtlichen Theil dem Zufalle zu überlassen. Vortreffliche Sachen, die man durchlaufen muß, statt bei jeder stundenlang stehen zu bleiben. O ewige Griechen! Daneben ägyptische Brutto-gewicht-Dinge nebst indischen Scheußlichkeiten, die darstellen wollen, was man höchstens denken könnte. Endlich die Elginschen Marmore. London ist eine nicht üble Stadt, der Parthenon mag aber denn doch mehr werth gewesen sein. Alles zerstört, aber überall Spuren einer Schönheit, die man mit keinem Dampfapparat herstellen und mit ihren höchsten Erzeugnissen nicht aufwiegen kann. Die Gruppe der drei Schicksalsgöttinnen, die Theseusbildsäule, die Metopen, die Friesen. Nicht Riesen-, Götterwerke. Was mag Das gewesen sein. Die Einbildungskraft erlahmt, nur nachzuconstruiren. Es erlahmten aber auch meine Füße. Ich konnte mich, als es vier Uhr war, kaum mehr regen. Doch wollte ich noch zum Gesandten gehen, um mir Eintritt ins Parlament zu verschaffen, das heute nach unglücklicher, zehntägiger Prorogation wieder beginnt. Unglücklicherweise aber regnet es, und ich muß nach Hause, denn bei meinem Gesundheitszustande durchnäßt werden, wäre nicht räthlich.

Abends Concert des norwegischen Violinspielers Ole Bull in Kings Theatre. Einige sagen: ein Schüler Paganini's, die Meisten: sein gefährlichster Nebenbuhler. Ouverture von Mozart aus G-Moll. So schlecht aufgeführt, daß man in den Wiener concerts spirituels zu sein glaubt, mitunter schlechter. Die Gesangsstücke von den ersten italienischen Sängern so unbedeutend, daß man merkt, sie wissen, vor was für einem Publikum sie singen. Ole Bull selbst vortrefflich, was die mechanische Fertigkeit betrifft. Der Körper Paganini's ohne seine Seele. Selbst die Schwierigkeiten weiß er mit dem eigentlich musikalischen Theil nicht so zu verbinden, daß sie zusammen ein Ganzes ausmachten, sie blieben meistens ein Getrenntes. Kunststück zum Bewundern. Moscheles spielte eine Phantasie, d. h. phantasirte zu Hause und spielte dann im Theater. Im Anfang sogar ohne Bestimmtheit und Sicherheit, dann rollte es glatt weg. Thalberg hat mich für die andern Klavierspieler verdorben. Seinen Ton muß man bei Moscheles nicht suchen, selbst in Geläufigkeit, namentlich in den Oktavenpassagen steht er ihm nach. Fand einen Herrn Präger aus Leipzig im Theater, einen liebenswürdigen Mann, der sich nach meinem Namen erkundigte und mich erkannt haben wollte. Schon während des Mittagsessens war ein junger Figdor aus Wien da gewesen, der mich engagirte, mir des andern Tags mehrere merkantilische Merkwürdigkeiten zu zeigen, was ich mit Vergnügen annahm.

Donnerstag, den 2. Ging zu Figdor, wo ich auf dem Comptoir seinen Vater antraf. Gingen zusammen. Besahen erst die Börse, die Winter und Sommer in einem von Säulengängen umgebenen freien Raume abgehalten wird. Dann ins East India House. Viele indische Merkwürdigkeiten. Waffen Tippo Sahebs. Ein Lieblingsspielzeug desselben, vorstellend einen Tiger, der einen Menschen zerreißt, wo denn eine angebrachte Drehorgel das Gebrüll des Tigers und das Geschrei des Menschen nachahmt. Eine conservative Unterhaltung. Meine Begleiter drängten, hätte gern Alles genauer besehen.

In die Goldsmith Hall. Von einer Pracht, die alle Vorstellung übersteigt. Riesenspiegel aus Einem Stücke. Mahagonymöbel, wie aus Eisen gegossen und zugleich wie aus Papier geschnitten. Das Etablissement eines Herrn Morison, mit allen Arten Waaren, vom Seidenband bis zum Shawl und feinsten Vigogne-Tuch. Ein Möbelmagazin, durch sechs oder acht Etagen in Schneckengewinde hinauflaufend. Der Eigenthümer stieg mit uns selbst hinauf, obschon wir gleich erklärten, daß wir nur zum Besehen da wären. Mußte mit den Beiden in ihre Wohnung nach Islington zum Essen. Fängt an zu regnen. Finde die Tochter. Scheinbar ein höchst liebenswürdiges Frauenzimmer. Mittagmahl nach englischer Weise, zwei Gerichte, aber vortrefflich. Guter Portwein. Angenehme Unterhaltung. War höchst liebenswürdig.

Nach Tisch ins Parlament. Mußten zwei Stunden warten, um für unsere halbe Krone in die Fremdengalerie zu kommen. Eine Aeußerung von mir, ich könnte allenfalls den Dichter Bulwer herausrufen lassen, um Einlaß zu erhalten, veranlaßte den Vater Figdor, in diesem Sinne mit dem Constabel zu sprechen; und siehe da, auf einmal kommt Herr Bulwer auf mich zu, was mir natürlich sehr unangenehm war, da meine Aeußerung nur im Spaß gemeint war. Trug dem gutaussehenden jungen Manne mein Anliegen vor, da nun einmal gesprochen werden mußte. Er schien, wie natürlich, nicht sehr au fait der Namen und Sachen, benahm sich etwas cavalièrement, versicherte, heute sei das Gedränge zu groß, wenn ich aber des andern Tags um fünf Uhr kommen wollte. Redensart. Ich war froh, ihn wieder los zu werden. Das Haus, nur ein provisorisches, macht Anfangs einen höchst unbedeutenden Eindruck, der aber bald zum großartigen wird. Ein langer schmaler Saal, mit Stufensitzen zu beiden Seiten. Der Sprecher im Fond. Alles ohne Schmuck. Galerien rings herumlaufend, die zu beiden Seiten für die Mitglieder zum Ausruhen, was sie denn liegend, lümmelnd, mit den Füßen auf der Balustrade höchst unanständig thun. Gegenüber dem

Sprecher die Fremdengalerie, so weit entfernt, daß man nur mit Mühe hören und, der Kronleuchter wegen, immer nur eine Seite des Hauses sehen kann. Wir saßen rechts, also im vollen Anblick der ministeriellen Seite. O'Connell ganz schwarz gekleidet, mit kleiner vorstehender Hemdkrause. Ein starker Mann, schwarzes Haar, eine Papierrolle in der Hand, die er während der Rede der Gegenpartei wie eine Klarinette an den Mund hielt. Seine Züge konnte ich nicht ausnehmen. Er saß auf der zweiten Bank. Beinahe vor ihm auf der ersten Shiel. Hager, blond, lebhaft. Wie wir eintraten, hielt eben der Sekretär für Irland, Lord Morpeth, eine Rede. Stark und kräftig, von hear, hear seiner Parthei und Oh, Oh, und Ey, Ey, der Gegenparthei unterbrochen. Darauf Sir James Graham. Anfangs abgebrochen, ohne Fluß, darauf fortlaufend, mehr im Sprech= als Rednerton, nur bei den häufigen Unglücksprophezeiungen mit erhobener Stimme. Da waren denn die Groons und Eys viel häufiger, manchmal fünf Minuten lang, als ob sich beide Partheien überbieten wollten. Dauerte wohl zwei Stunden. Endlich stand Shiel auf. Seine Stimme ist wie ein zweischneidiges Schwert, von vornherein unangenehm, er selbst eine Feuerflamme. Die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, die Abwechslungen der Stimme, die Bitterkeit seines Hohns, das Donnern seiner Verwünschungen unbeschreiblich. Daß es meistentheils Variationen oft dagewesener Themate waren, ist wohl natürlich. Auch konnte ich der Entfernung wegen, der Schnelligkeit, besonders von Shiels Redeweise, und meiner geringen Fähigkeit, englisch Gesprochenes zu verstehen, sehr Vieles nicht auffassen. Doch machte es großen Eindruck. Mir schien der Strom seiner Rede heute mitunter mehr gemacht als natürlich. Das hinderte doch nicht den Eindruck des Ganzen. Die Engländer mögen nur ruhig sein. Sie kennen die andern Nationen vielleicht nicht genug, um ganz zu wissen, wie allmächtig sie sind. Wenn sie einmal ernsthaft wollen, wird Alles vor ihnen zerstäuben, wie selbst Napoleon zerstäubte. Die Welt ist gesichert.

Als Shiel ausgeredet hatte, brauchte es keine Auflösung der Sitzung, Alles ging auseinander. Ich kam um halb zwei Uhr nach Hause.

Freitag, 3. Juni. Hatte versprochen, um zwölf Uhr zu Figdor zu kommen, einige Dinge in der City zu besehen. Aber es regnete. Ging daher, da gerade ein Einlaßtag war, ins Museum. Durchlief den naturhistorischen Theil, der, außer der Mineralogie mit merkwürdigen Versteinerungen, nichts Besonderes zu sein scheint, und wendete mich wieder zu den Alterthümern, d. h. zu den Elgin-Marmoren. Sog mich voll von den Eindrücken des Minerventempels. Diese Metopen, mehr als halb zerstört, und doch die Denkmäler der höchsten Schönheit. Was für Arme und Beine. Diese Priesterinnen, in halbsoldatischem Ausschritt, und doch so weiblich gelehrig vor dem sie belehrenden Priester. Diese Pferdebändiger, Dasselbe hundertfach abgestuft. Endlich die Figuren der beiden Frontispize. Das östliche kann man sich beinahe vollkommen in Gedanken zusammensetzen. Die drei Schicksalsgöttinnen möchten wohl, wenn unverstümmelt, das Schönste sein, was im Fach der Gruppe auf uns gekommen. Laokoon ist nur im Einzelnen schön, die Knaben haben mir nie gefallen können. Und Das alles an Einem Tempel. Die erhaltenen Säulenschäfte zeigen das Riesenhafte des Baues. O neue Pfeffer- und Thee-Welt, wie kommst du da zur Vergleichung!

Abends wieder ins Unterhaus. Nach einer Stunde Wartens eingelassen. Es sprach eben Mr. Ward, einer der Minister, wie ich glaube. Ziemlich langweilig. Dann stand ein Conservativer auf, How-Vane oder wie er hieß. Drasch das oft gedroschene Stroh. Ward unterbrochen, verspottet, nahm's übel, berief sich auf das Recht, seine Meinung zu sagen. Plötzliche Bewegung, Alles drängt sich, die Zuseher stehen auf. O'Connell fängt an, zu sprechen. Wenn je ein Mensch alle äußern Eigenschaften eines Redners vereinigte, so ist er's. Tüchtige Gestalt, tiefes klingendes Organ, leichte, treffende Bewegungen; im Spott wie im Donner des Ernstes gleich

wirksam. Was er sagte, schien nicht viel Neues, wenigstens was ich davon verstand. Auch war der Fluß seiner Rede nicht immer ununterbrochen, nicht so ununterbrochen als bei der Feuerflamme Shiel. Des Lärmens und Beifalls war kein Ende. Er spie Invektiven und Persönlichkeiten, so daß ihn der Sprecher zurecht weisen mußte. Jeden Augenblick unterbrach ihn seine Partei mit Geschrei und Jubel, so daß er fast keinen Satz aussprechen konnte. Die Irländer scheinen vortreffliche Deklamatoren, die Engländer gute Redner, Sprecher möchte ich eher sagen. Aus der Vereinigung beider würde der gute Redner hervorgehen. Am Ende seiner Rede eine ungeheure Bewegung unter den Mitgliedern, deren Ursache ich nicht abnehmen konnte. Vielleicht wollte man schon abstimmen. Da ertönt plötzlich eine klare, ruhige Stimme, es war Sir Robert Peel. Meine Kraft aber war erschöpft. Ich konnte nicht mehr sitzen. Von sieben Uhr bis ein Uhr gedrängt, bestürmt, ohne Haltpunkt, von der Aufmerksamkeit auf die mir nur halb verständliche Sprache aufgerieben. Dazu drängte mein Begleiter, ein Deutscher aus demselben Kosthause, der trotz seiner athletischen Constitution nicht mehr aushalten konnte und der den nothwendigen Hausschlüssel mit sich führte (die vorige Nacht hatte ich eine halbe Stunde mit Klingeln zubringen müssen). Es war gegen ein Uhr. Ich konnte nicht mehr hören, verstehen schon gar nicht. Dazu peinigte mich ein kaum mehr auszuhaltender Durst. Die Zeitungen mußten ja doch den weitern Verfolg erzählen. Ich ging und schlief wie ein Todter bis neun Uhr in den Tag hinein.

Samstag, den 4. Juni. Gar zu gewöhnlicher Tag. Mußte einige Einkäufe machen; wollte Figdor besuchen. Zuerst zur Gesandtschaft. Fand den unfindbaren Legationssekretär wieder nicht. Sprach mit einem der Beamten und trug ihm mein Anliegen wegen des Eintritts in die Pairskammer vor. Hierauf mit Dankel in die City. Kaufte Rasirmesser, die schlecht waren. Zu Figdor, den ich nicht zu Hause antraf. Holte bereits gekaufte East-India-Schnupftücher, die

ziemlich häßlich sind, ab, und so war der Vormittag vertrödelt.

Schon während des Mittagsessens fing es zu gießen an. Ich wollte in die italienische Oper, was denn nun nicht möglich war. Hatte Vormittags die beiden Nummern des Morning Chronicle gekauft, die die Reden enthielten, die ich mit angehört hatte. Las jetzt bis zum Erblinden das Gehörte nach und fand die Reden, mit Ausnahme der von Lord Morpeth, unbedeutender, als ich mir vorgestellt hatte. Spielte, da es zu regnen nicht aufhörte, ein kasuelles Whist und zu Bette.

Sonntag, 5. Juni. Wer weiß, was für ein schreckliches Ding ein Sonntag in London ist, wird meine Lage begreifen, wenn ich sage, daß es schon am frühen Morgen zu regnen anfing und mit kurzen Unterbrechungen erst am Abende aufhörte. Wollte eine Partie in die Umgegend machen, allenfalls nach Windsor. Das ward Alles durch das Wetter zerstört. Wendete den Vormittag an, theils meine Zeitungen zu lesen und mich so in der Sprache zu üben, größtentheils aber die ausgelassenen Tage in meinem Reise-Journal nachzutragen und dieses so gewissermaßen zu vervollständigen. Freilich sind die ersten Eindrücke unter dem Schwall neuer Dinge vergessen; doch ist es besser so, und in der Folge wird, hoffe ich, die Erinnerung an manches Uebergangene mit Hülfe des wenigen Niedergeschriebenen wieder erwachen und mir die Möglichkeit geben, das Bild dieser ungeheuern Stadt für alle kommenden Tage bei mir festzuhalten. Was mich gleich Anfangs daran hinderte, Tag für Tag das Erlebte aufzuzeichnen, war das völlig Unbehagliche meiner Lage. Schlecht bewohnt, unzufrieden, kaum im Stande, mir Tinte zu verschaffen, durch das abgeschmackte Boarding-Leben, wo das gemeinschaftliche Frühstück den halben Morgen wegnimmt und die Nothwendigkeit, den Plan der Stadt zu studiren, um sich auf seine Excursionen vorzubereiten, die andere Hälfte. Kurz, es war rein unmöglich, und gesteh' ich's nur, meine wenige Bekanntschaft mit der Sprache, die mir allenfalls erlaubte, mich selbst zur

Noth auszudrücken, mir aber, was die Andern sagten, beinahe unverständlich machte, setzte mich so ziemlich in die Lage eines Schiffbrüchigen, der im löchrigen Kahn allein in der Unermeßlichkeit des Weltmeers herumtreibt. Doch hoffe ich, dem Zweck meiner Reise, Wiedergewinnung der eigenen Selbstthätigkeit und der Möglichkeit, mit Menschen beisammen zu sein, durch alle diese Drangsale hier näher gerückt zu sein, als in Paris, wo mir Alles entgegen kam und gerade durch die Unzweckmäßigkeit der Berührung mich störte und verwirrte.

Heute also, nachdem ich bis gegen drei Uhr geschrieben, benützte ich vor Tisch eine regenlose halbe Stunde, um ein paar Straßen zu durchlaufen und mir einige körperliche Bewegung zu verschaffen. Mittagsmahl um fünf Uhr, wie hier des Sonntags gewöhnlich, um den Dienstleuten einen längern Nachmittag zu verschaffen. Nach Tisch ein wenig mit einem der hier wohnenden Engländer gelesen, dann wieder ins Freie durch die sonntäglich wenig belebten Straßen. Bei geschlossenen Buden gibt die Stadt mit ihren schwarzen gleichförmigen Häusern einen traurigen Anblick. Durch Oxford-street, Regent's-street, Picadilly in den Hydepark. Achillesstatue zum Andenken Wellingtons und seiner Armee. Die einbrechende Dunkelheit verbot, weiter in den Park einzudringen, der hübsch genug aussieht. Zurück, vom Wege abgewichen, mich in den Straßen von Grosvenor-square verirrt, durch einen artigen jungen Mann wieder in die Oxford-street zurückgebracht. Nach Hause. Sah den jungen Leuten zu, die der Langweile des Sonntags durch Kinderspiele Herr zu werden versuchten, weßhalb die Frau und Tochter vom Hause in ächt englischer Sonntagsabgötterei sich entfernt hatten. Die Theezeit war längst vorüber. Etwas Käse mit Brod that die nämlichen Dienste. Zu Bette.

Montag, 6. Juni. Wollte zu Figdor gehen, vorher aber meines Passes wegen ins Alien office. Erhielt meinen Paß ohne Bezahlung einer Taxe, eine Folge der neuen Einrichtungen, zufolge deren das ganze Alien office mit 1. Juli

aufzuhören hat. Sehr würdig dieses freien Landes, nicht mehr die Fremden allein als Knechte zu behandeln. Besah die Westminsterhalle, die mir früher entgangen war. Groß, wüst, aber von ausgezeichneter Arbeit in den Skulpturen der ungeheuern Bögen und Tragsteine. Letztere Jagdgegenstände. Aus der Halle die Eingänge in die verschiedenen Gerichtshöfe. Vice-Chancellors court, court of common pleas, Kingsbench. Ging in jeden derselben und wohnte den Verhandlungen bei. Bewunderungswürdige Ueberlegenheit der Richter in Auseinandersetzung der Fälle und augenblicklicher Zurechtführung der Advokaten. Hierauf nach dem Strand. Die Adelaidengalerie besehen. Vor dem Eingange ein hübsches Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, gut gekleidet, so betrunken, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Theilte demungeachtet Ohrfeigen und Riesenpüffe an die Vorübergehenden aus, die sie zum Gegenstande ihrer Neugier machten. Die Galerie höchst merkwürdig. Eine Masse mechanischer Erfindungen und physikalischer Experimente. Auffallende Beweise von der Einerleiheit der magnetischen und elektrischen Kraft. Dampfkanone, die mit sekundenübereilender Schnelligkeit einzelne Kugeln und mit fürchterlichem Geprassel ganze Hagel auf einmal fortschleudert. Verlor einige Stunden im Warten auf die mikroskopischen Darstellungen, da mehr Leute da waren, als das geräumige Zimmer auf einmal fassen konnte. Es war fünf Uhr, als ich herauskam, und ein schnell einfallender Platzregen nöthigte mich, mit höchster Eile meine Wohnung zu suchen.

Nach Tisch ins Drurylane-Theater. Das Mädchen von Artois, original englische Oper von Balfé. Einzelne hübsche Sachen. Das Ganze langweilig und bunt. Mde. Malibran vortrefflicher als jemals. Eine ihrer Arien, ein schönes Duett. Vor Allem aber eine Art Walzer, der das Ganze höchst unschicklich schließt, den sie aber mit einer Virtuosität sang, die Alles hinter sich läßt. Dieser leichte Wechsel von hohen und tiefen Tönen in dem schnellsten Zeitmaße, diese völlig aus-

gebildeten Pralltriller, dieser vollendete Geschmack im Uebergehen zu der wiederkehrenden Anfangsmelodie, dieses Aufjubeln, diese tiefe Empfindung. Die Pasta geht ihr gewiß an Tiefe und Großartigkeit vor, sie aber ist unendlich mannigfaltiger, frei genialer. In den Passagen nach aufwärts ist manchmal ein Anklang von Stoßweisen, überhaupt nicht die vollendete Nettigkeit der Fodor, manchmal ein stumpfer Ton in Verbindung der Höhe mit der Tiefe, der fortgesetzte Triller nicht so bestimmt, so tonreich als bei mancher ihrer großen Nebenbuhlerinnen, aber als Ganzes steht sie gewiß den Besten nicht nach und übertrifft sie alle als Theatersängerin in ausgedehntestem Bereich.

Als ich gegen Mitternacht nach Hause kam, fand ich einen Brief vom Legationsrath, der mir eine Karte zur Pairssitzung für diesen Abend übersendete. Natürlich nicht zu benützen. Sonderbare Gefälligkeit, mehr um eine Bitte abzuthun, als wirklich förderlich zu sein.

Dienstag, 7. Juni. Wollte die Familie Figdor vor ihrer Abreise sehen, ward durch einen Besuch Prägers weit über meine Absicht lange zu Hause gehalten. Nach Wallbrookstreet. Fand die Figdors nicht. Trieb mich in der City herum, wo ich Rasirmesser und sonst Einiges kaufte, von dem immer wieder losbrechenden Regen aber fortwährend in der Nähe der Börse gehalten wurde, wo doch der bedeckte Gang einigen Schutz darbot. Endlich, um nicht ganz durchnäßt zu werden, zeitlich nach Hause.

Abends trotz Regen ins italienische Theater; l'assedio di Corinto. Ich habe der Grisi bisher unrecht gethan. Das ist eine so vortreffliche Sängerin, als je eine war. Weniger stark leidenschaftlich, aber dafür immer wohltönend. Anfangs dieselbe Neigung zum Zuhochsingen, als da ich sie das erste Mal hörte. Später setzte sich Alles zurecht. Ich habe diese Oper oft aufführen gesehen, aber erst heute gehört. Sie hat eine Leichtigkeit und Annehmlichkeit der Stimme wie selten eine Prima Donna, die meistens schon halb ausgesungen sind, wenn

sie zu den letzten Stufen gelangen. Der Chor schlecht. Von den übrigen liebe ich weder Tamburini besonders, noch Rubini überhaupt. Lablache taugt nicht mehr für den Priester, der ihm immer zu tief lag, besonders aber jetzt, wo seine Stimme sehr in Verfall ist. Aber ihr Zusammenwirken, wie natürlich, vortrefflich. Die Ausstattung viel kleinlicher als in Paris.

Mittwoch, 8. Juni. Frühmorgens kam der junge Figdor zu mir, dessen Angehörige eben abgereist waren und der mich nach dem Colosseum abholte. Sahen das Panorama von London, das an Großartigkeit und Treue nichts zu wünschen übrig läßt, aber doch etwas gar zu bleich und verwaschen in der Farbe gerathen ist. Wie ungeheuer! Aber der Eindruck Wiens vom Kahlenberge ist auch nicht kleiner. In den Straßen selbst merkt man, wie groß London ist. Drauf die Schweizer Hütte, eine Spielerei mit einigen artigen Einzelnheiten. Darauf Straßen auf und ab. Corn exchange, ein ungeheures Gebäude zum Behuf des Getreidehandels. Verabredeten für nächsten Samstag eine Partie nach Windsor. Morgen ist großes Dankfest der Pfarrschulen in St. Paul. Mittags zu Hause.

Abends ging ich in Astley's Theater, um es doch auch gesehen zu haben. Schlechte Spektakelstücke. Reiterkünste besser, als man sie irgend sieht. Eine Miß als Pferde-Abrichterin, mit einem herrlichen Pferde voll Gelehrigkeit. Machte darauf im einfachen eleganten Reithabit die Reitschule, zum wahren Genusse. Gruppirungen, Menschenpyramiden, von wirklichen oder vorgeblichen Beduinen dargestellt, bis zum Unglaublichen. Besondere Meister in den unmöglichsten Gliederverrenkungen, Seiltänzer ziemlich schlecht. Der Eine fiel derb aufs Maul, daß er forthinkte. Ein königlicher Prachteinzug, nur in Paris überboten. Ein Wettrennen von Knaben auf kleinen Ponies, den großen aufs Täuschendste nachgeahmt. Ging endlich, übersatt.

Donnerstag, 9. Früh Morgens mit Figdor und einem andern deutschen Kaufmanne in die St. Paulskirche, die mit

endlosen Stufen zum Kinderfest hergerichtet war. Rings unter der ungeheuern Kuppel um Das, was man bei uns Presbyterium nennt, die emporsteigenden Sitze, deren ich sechzehn übereinander zählte. Raum für achttausend Kinder. In der Mitte ein Predigtstuhl, im Fond die Orgel. Die Versammlung im Ganzen bis vierzehntausend Menschen. Die Zuseher waren bald versammelt, unabsehbar, außer der Peterskirche in Rom nichts damit vergleichbar. Nach und nach stellten sich die Kinder ein. Nach den Pfarren in verschiedenen Farben gekleidet. Die Knaben höchst barock, die Mädchen, obwohl im Kostüme alter Weiber, doch durch die außerordentliche Reinlichkeit ihrer Hauben, Schürzen und Halskrägen nach Pilgerschnitt, sämmtlich glänzend weiß, ein wohlthuender Anblick. Blau, grün, roth in allen Schattirungen, schwarz, braun, grau, die Mädchen von unten hinansteigend, die Knaben von oben herab. Als alle achttausend beisammen waren, gab es einen Anblick, dessen Gleichen in der Welt nicht ist. Gegen die Orgel zu ein Fächer von lauter Mädchen, schneeweiß, von dunkeln Knaben eingesäumt, wahrhaftig wie eine Engelsglorie. Die andern saßen horizontal getheilt. Die weißen Mädchen bildeten die Schneeregion des Menschengebirges, nur fiel sie umgekehrt nach unten. Hie und da war die gleiche Linie durch einen Hauben- und Schürzenzwickel nach oben malerisch unterbrochen. Langweilige Gebete, von Chören unterbrochen, die die achttausend Kinder sangen, wie ein Donnerwetter, im Sopranschlüssel gesetzt. Die ziemlich schweren Sachen gingen besser, als ich gedacht hatte. Der protestantische Erzbischof über g a n z Irland (all Ireland, Gott verdamm' ihn!) hielt eine Predigt, die er selbst verstanden haben mag. Der hundertdreizehnte Psalm recht gut componirt. Ein Alleluja von Händel, das den Kindern denn doch zu bunt war. Endlich nach dritthalb Stunden ein nicht unwillkommenes Ende. Wir, die wir schon um zehn Uhr da waren, hatten eigentlich fünf Stunden ausgehalten.

Ging mit Figdor ins London-Kaffeehaus, wo er mich

traktirte. Vortreffliche englische Küche. Salm, für einen Kaiser zu gut. Roastbeef über alle Vorstellung. Johannisbeertorte für einen großbritannischen Gaumen. Grüne Erbsen, in Wasser abgekocht. Grüner Salat, roh zu essen, was wir bleiben ließen. Stilskäse, dem nichts gleichkommt. Das Couvert vier Shillinge. Dazu Ale, Hochheimer und zum Schluß etwas Sherry. Hernach in den Cigarrendivan, wo für einen Shilling die Person eine Cigarre und eine Tasse schlechten Kaffee erhält. Zeitungen in Ueberfluß. Sah und las seit beinahe drei Monaten zum ersten Male wieder die Allgemeine Zeitung. Unter anderm, der Kaiser von Oestreich habe den Erzherzog Ludwig zum Mitglied des Staatsministeriums ernannt, ihn, der so lange die obersten Geschäfte halb selbstständig leitete. Ist Das eine Erhöbung oder Erniedrigung?

Ging darauf in die italienische Oper. **Marino Falieri** von Donizetti. Hübsche Sachen. Die Grisi gefiel mir nicht. Tamburini hat offenbar seine Stimme verloren. Lablache der Beste, ohne sonderlich zu sein. Die Chöre ein Skandal. Mit mir in derselben Loge ein recht artiger Engländer, der recht leidlich französisch sprach und die Musik zu gouliren schien. Zwei seltene Eigenschaften in diesem Lande.

Ich komme um Mitternacht nach Hause und finde, daß die jungen Leute sich eine kleine Abend- oder Morgenunterhaltung machen, wobei sie einen Höllenlärm verbringen. Ich will noch ein wenig schreiben, vielleicht kriegen sie's mittlerweile satt.

Die Ordnung war bewundernswürdig in der Paulskirche, nur störte, was aber nicht anders sein konnte, das Kommandomäßige gewisser Handlungen. So bedeckten bei manchen Stellen der Gebete die Kinder auf ein Tempo sich die Augen mit Händen und Schürzen, was ein wenig heuchlerisch aussah, high-church-mäßig. Die Prinzessin Viktoria war da mit ihrer Mutter und dem Herzog von Oranien. Sie saß Anfangs zu unterst, mitten unter den Kindern. Da nun aber die Leute auf die Bänke stiegen, um sie zu sehen, trotz der Stewards,

die unermüdlich die Obenstehenden mit ihren Stäben berührten und zur Anständigkeit aufforderten, verließ sie ihren Platz und setzte sich in den Chor. Da kehrten sich denn die dort sitzenden Mädchen mit dem Gesichte nach ihr und machten in einem Tempo ihr unablässige Verneigungen, so daß das Ganze aussah wie ein wallendes Meer. Mitten unter den Gebeten fiel es auf einmal ein paar Schulbuben ein, ihr ein lautes Hurrah (Hurräh) zu bringen, in das das ganze Kinderheer einstimmte, zum offenbaren Mißvergnügen des Erzbischofs von Armagh (eines hochtoristischen Lords Beresford); auch scheinen die Kleinen einen Wink zur Unterlassung bekommen zu haben, denn es blieb bei diesem einmaligen Ruf, was sonst nicht in der hiesigen Sitte ist.

Die jungen Leute lärmen noch immer fort. Mein Licht ist zu Ende, ich will mich daher zu Bette legen, vielleicht nimmt es doch bald ein Ende.

Freitag, den 10. Es war ein förmlicher Ball im Hause, was ich nicht wußte, da ich des Mittags auswärts gegessen hatte. Man tobte bis zum hellen Morgen, so daß ich kein Auge zuthun konnte.

Beim Frühstück erfahre ich, daß der Legationssekretär gestern noch einmal da gewesen ist. Das scheint denn doch mehr als leere Höflichkeit. Will versuchen, ihn heute zu sprechen.

Mir thut leid, daß ich Raumers Werk über England vor meiner Abreise nicht lesen konnte oder vielmehr nur in den letzten beschäftigten zwei Tagen durchblättern. Will es zu Hause nachholen. Hier gefällt er den Radikalen sehr, die Tories schimpfen über ihn. Auch in der Allgemeinen Zeitung, die ich gestern las, wird er heftig angegriffen. Auf deutsche Weise, d. h. ungeschickt. Der Mensch hat viele gute Eigenschaften, und nur eine üble, die aber bei einem historischen Schriftsteller alle andern zerstört. Er ist kein Mann. Wer aber Das nicht schon bei der Geschichte der Hohenstaufen sah, Dem ist nicht zu helfen. Manchmal erinnert er sich des Johannes Müller, dann dringt er auf Tugend, Religiosität, und

was weiß ich. Dann fällt ihm wieder ein, daß er ein Freund Tiecks ist, und nun geräth er in einen Tieckischen moralischen Indifferentismus, den Tieck Goethen nachgeahmt hat und er Tiecken. Manchmal thut er liberal, um nicht hinter Rotteck an Popularität zu stehen, dann will er's doch mit der preußischen Regierung nicht verderben und modificirt seine Ansichten, daß nichts übrig bleibt, als was allenfalls im märkischen Sande auch aufkeimen könnte. In Deutschland merkt man aber derlei spät, weil die gesunde Stimme des Publikums für nichts gilt, sondern Lob und Tadel von einigen miserablen Tagblattschreibern ausgeht. Mir ist der Mann immer widerlich gewesen. Eine Art Hormayr, mit mehr Fleiß und weniger Persönlichkeit, übrigens von leidlicherem Charakter.

Beschloß, einen Versuch zu machen, mit meiner Karte vom verflossenen Montag heute in die Pairskammer zu gehen. Vorher zum Gesandtschaftssekretär Humelauer, den ich auch dießmal zu Hause fand. Offenbar ein gescheiter Mensch, doch vielleicht davon zu sehr überzeugt. Seine Augen sind es, durch die das östreichische Kabinet die hiesigen Dinge ansieht. Ich las den östreichischen Beobachter in seinen Worten. In Bezug auf die Lügenhaftigkeit der Whigs und Tories ist er meiner Meinung. Keine der beiden Parteien getraut sich, zu sagen, was sie will. Daher sind ihre Reden so leer, und sie machen sich wechselseitig so leicht lächerlich, weil nämlich ihre vernünftige Absicht nie ausgesprochen wird. Die Radikalen hält er für die einzigen Vernünftigen und Talentvollen. Eine Revolution im demokratischen Sinne, mit Staatsbankerutt u. s. w., scheint ihm unvermeidlich. Was ich nicht glaube und nur dann möglich würde, wenn die gemäßigten Tories noch länger sich von den Whigs entfernt halten und diese dadurch zwingen, ihre Majorität bei den Radikalen zu suchen. Aber auch dann wird's nicht geschehen. Eher kommen die Tories wieder ans Ruder. Der Geist der Masse ist offenbar monarchisch.

Ich kam um halb drei Uhr ins Oberhaus und suchte als ein Fremder, der London demnächst verlassen muß und der

durch Unwohlsein gehindert wurde, von seiner Karte zu gehöriger Zeit Gebrauch zu machen, Einlaß. Ward auf halb fünf Uhr beschieden, da der door keeper nicht zugegen war. Ging unterdeß in den court of common pleas, wo eben eine schlüpfrige Materie verhandelt wurde. Eine verheirathete Frau, die sich bei Gelegenheit einer Landpartie auf einem Seitenfußsteige brauchen ließ. Es war merkwürdig, mit welcher Ernsthaftigkeit die Richter die unanständigsten Zeugenaussagen herablasen und Niemand lachte oder zischelte. Der Advokat sprach ausgezeichnet. Ging, eh' es zu einem Abschluß kam. Ward in die Pairskammer glücklich eingelassen. Der Saal klein, hochroth ausgeschlagen. Im Fond der Thron, ein zwölf Schritt davor der Wollsack des Lordkanzlers. Die Bischöfe, obwohl in der Opposition, doch auf der rechten ministeriellen Seite sitzend. Es waren kaum ein halb Dutzend Mitglieder da, die unterdessen sich in kurzen Wechselreden übten. Nach und nach füllte sich das Haus. Einer der ersten Lord Wellington. Er sieht entschlossen und doch geistlos aus, was er auch ist. Die Rede war von Bestechungen bei den Wahlen, mit offenbarer Hinsicht auf einen bestimmten Fall. Wellington sprach, kurz und stockend. Ein paar Ministerielle, der eine fließend, der andere nicht übel. Alle Reden kurz. Ein Oppositionslord sehr gut. Bittschriften wurden eingebracht. Ein ministerieller Graf Shrewsbury scheint ein ausgezeichneter junger Mann. Ein Bischof sprach gegen die Minister. Lord Melbourne, der nicht gut aussieht und fast schmutzig gekleidet war, weißen Hut auf dem Kopfe, einen Knittel in der Hand, antwortete kräftig, im Gefühl der Ueberlegenheit. Lyndhurst stand auf; allgemeine Aufmerksamkeit. Ihm antwortete Melbourne heftig, drohend, beleidigend. Lyndhurst wies die Vorwürfe nicht auf die höflichste Art von sich. Es entstand eine Pause. Ich ging, da es nahe an sieben Uhr war und ich noch nicht gegessen hatte. Speiste im Strand, recht gut. Ich hatte mich mit Figdor zusammenbestellt, bei einer deutschen Familie Thee zu nehmen. Als ich nach Hause kam, war er da gewesen, aber

Sonntage. Hatten uns in unserer (nicht meiner) Hartnäckigkeit so übergangen, daß wir erst gegen halb sechs Uhr nach Windsor zurückkamen. Wollten das Schloß nachholen. Der eingeschlagene Weg ward uns, als nur für die königliche Familie bestimmt, verwehrt. Mußten einen andern einschlagen, verloren den letzten Rest der Zeit und konnten, da ohnedieß das Innere des Schlosses am Sonntag nicht zu sehen war, kaum einen schnellen Ueberblick des Gebäudes und der Aussicht von der Terrasse gewinnen. Letzterer ist bei Abendbeleuchtung wirklich bezaubernd. Die längeren Schatten geben Mannigfaltigkeit, das rothe Licht mischt den schönen Rasen mit Gold. Ohnehin ist die Umsicht weit, durch nichts als die natürliche Entfernung beschränkt. Die Massen des Schlosses lösen sich von einander ab. Es verliert das Kartenhausmäßige und zeigt sich schön. Die Terrasse selbst wunderhübsch mit Blumen und Statuen. Heute war Musik da, viel Spaziergänger. Die Luft so weich, rein und angenehm, als irgendwo in der Welt. Ein bezaubernder Ort.

Mußten einsitzen und zur Stadt zurück, da nach sechs Uhr keine stage-coach mehr fährt. Im Wagen zwei Wiener. Schnelle Bekanntschaft. Aßen mit ihnen um 10 Uhr Nachts zu Mittag im Hôtel de la Sablonière, wo sie wohnen. Figdor macht sich unliebenswürdig. Die Fremden gefallen ihm nicht, und er weder ihnen noch mir. Der Verlust eines Schnupftuches hat ihn ärgerlicher gemacht, als billig. Vor 11 Uhr trennen wir uns. Der Spaß hat einen Sovereign gekostet, was er wahrlich nicht werth ist.

Montag, 13. Juni. Ging zu Figdor, der in seiner Gutmüthigkeit sich für verpflichtet hält, mir die letzten Tage meines hiesigen Aufenthaltes noch die Honneurs der Stadt zu machen. Und ich gehe fleißig zu ihm, obschon mir's wahrhaftig lieber wäre, meine Zeit allein zu benützen. Gerade so war's in Paris mit Brant.

Nu also, heute war mein Paß bei der östreichischen Gesandtschaft zu visiren. Wir gingen zusammen hin. An der

Krontaverne, im Strand, drängten sich die Leute. Unten im Eingange lag eine Petition zur Unterschrift, oben war ein Meeting. Wir gingen hinauf. Im Saale, von Menschen umringt, waren Hustings, auf denen ein ziemlich übel aussehender Mann schwadronirte. Der Antheil der Zuhörer schien nicht sehr groß, als auf einmal Lärm entsteht. Zudrängen, Geheul, Schreien: throw him out! throw her out! Ich glaubte, ein Taschendieb sei ertappt worden. Es war aber Mistreß Courtenay mit ihrem dreizehn- oder vierzehnjährigen Burschen, den sie für O'Connells Sohn ausgibt. Sie hatte diese Gelegenheit benützen wollen, um ihre Ansprüche geltend zu machen, hatte sprechen wollen und wurde eben jetzt im strengsten Wortverstande hinausgeworfen. Anfangs that sie etwas weinerlich, auf der Straße aber gesellte sie sich ziemlich ruhig zu Einigen, die sie da erwarteten, und ging mit ihnen fort, als ob nichts geschehen wäre. Sie und der Bube sehen ziemlich ärmlich aus, letzterer hat rothes Haar, was der gerühmten Aehnlichkeit mit dem schwarzhaarigen O'Connell nicht sehr entspricht.

Darauf besahen wir die Kensington Gardens mit dem Palast der Prinzessin Viktoria. Die Gärten wunderschön, eine schöne Natur mit sorgfältig versteckter Kunst. Der Palast ein wunderliches Gemäuer, ziegelroth, im Geschmack des St. James-Palace. Der freie, grüne, von Baumgruppen begrenzte Platz vor dem Schlosse das reizendst Großartige, was man irgend sehen kann. Es war nahe an sieben Uhr, daher zu spät, zum Essen nach Hause zu gehn. Fuhren im Omnibus. Eine ordentlich aussehende Dame, die behauptet, ihren Geldbeutel verloren zu haben, und der ich daher einen Shilling borge, den Wagen bezahlen zu können. In Coventgarden gespeist, in einem vortrefflichen, aber unsinnig theuern Hotel. Roastbeef, von einer Zartheit wie Lammsfleisch, Moselwein, recht gut, aber für eine halbe Million. Abends ins Coventgarden-Theater. Eine neue Oper oder, wie es heißt: Operatic romance: The sexton of Cocogno. Die Sänger nicht übel,

die Wasserstraße von London durch. Schon sind die ostindischen Docks erreicht. Die Häuser werden spärlicher, verlieren sich. Die Themse schwillt zum See an, die Ufer weichen immer weiter zurück, werden unscheinbarer; verschwinden. Wir sind in offener See. Man deckt zum Mittagmahle auf dem Verdeck, in den Kajüten. Ich nehme Theil und trinke zur Magenstärkung eine Pint Sherry. Der Tag haspelt sich ab. Kurze Conversationen. Ein artiger Schwede, der deutsch spricht. Ein Anderer, nur des Französischen mächtig. Eine englische Familie, die mir wohlgefällt. Der Vater ein Lebemann, zwei erwachsene Söhne wie junge Jagdhunde, und die Mutter noch jetzt schön. Ein paar andere, nicht üble Frauenzimmer; Abendthee. Es hat geregnet und wird nun immer kälter und kälter. Ich nehme meinen Mantel, und da außer Regen und Kälte auch schon die Nacht anfängt, die Gegenstände unkenntlich zu machen, gehe in die Kajüte, die mit Matratzen und Schläfern besät ist. Krieche in mein Loch. Fange zwei- bis dreimal an, einzuschlafen, werde aber immer wieder durch Lärm aufgeweckt. Wache zum letzten Male auf und kann nun nicht mehr einschlafen. Die Ausdünstung so vieler Schlafenden war unerträglich. Endlich werden die Kajütenfenster licht. Ich gehe aufs Verdeck, es ist halb vier Uhr, Schultze ist schon da. Die hübschesten Weiber und Mädchen liegen in Betten und Mäntel eingehüllt, kreuz und quer auf dem Deck. Die Zimperlichsten lümmeln herum, wie die Lastträger. Die Temperatur erträglich. Feiner Regen rieselt noch immer. Bald zeigt sich rechts ein Streifen Land. Es ist die belgische Küste, links Walcheren, wir laufen in die Schelde ein. Unzahl von Seehunden, die auf einer Sandbank spielen und sich ins Meer stürzen. Vließingen. Holländische Fregatte. Ein neuer Lotse an Bord gebracht, Frühstück, Erwartung. Endlich ein senkrechter Nebelstreif, der Thurm der Kathedrale von Antwerpen. Die Schelde verengt sich zum Fluß. Wir sind in der Stadt. Artiges Benehmen der Zollbeamten. Keine Frage nach einem Passe. Wir be-

schließen, sammt den beiden Schweden, ins Gasthaus St. Antoine zu gehen, von welchem aus ein Aufwärter zum Menschenfang aufs Schiff gesendet worden ist. Wandelte durch die alterthümliche Stadt. Nur halb altdeutsch, halb vielleicht spanisch. Gute Zimmer im Gasthof. Sogleich in den Dom. Wunderschön. Der Thurm scheint aus der Ferne größer, ist aber von herrlicher Arbeit. Das Aeußere schwunghafter als Notre-Dame, das Innere mit fünf fast gleichbreiten Schiffen (und darin Notre-Dame nachstehend, wo das Hauptschiff breiter ist), durch Anweißen verdorben. Sonst herrlich. Und was für Gemälde: Rubens' Kreuzabnahme, gewiß das edelste Bild dieses Malers, an die besten Italiener erinnernd. Die Himmelfahrt Mariä, an der die Jungfrau selbst der schwächste Theil. Noch mehrere gute, ja vortreffliche Sachen. Die Kirche selbst durch eine Kuppel merkwürdig, was sonst bei altdeutschen Kirchen nicht der Fall ist. Nach Tisch ins Museum. Ein vortrefflicher Quentin Metsys. Mehrere vortreffliche Sachen. Der bekannte Christus, auf Maria's Schooße liegend, von Van Dyk. Ausgezeichnetes von Van de Voß. Die einbrechende Dunkelheit verbot längere Besichtigung. Ein wenig durch die Stadt. Das schöne Rathhaus, durch Abbildungen bekannt. Die Stadt scheint sehr herabgekommen, oder ist es der Abstich von dem lauten, riesenhaften London, was diesen Eindruck macht? In drei Stunden nicht eine Kutsche gesehen. Nach Hause. Thee getrunken, um 10 Uhr zu Bette.

Samstag, 18. Juni. Gut, aber kurz geschlafen. Um halb vier Uhr wach und um halb sechs aufgestanden. Nach langer Zeit wieder einmal zum Frühstück Kaffee genommen, der mir nicht behagt. Freilich ist auch der hiesige Thee nicht der englische.

Hierauf fort in die St. Jakobskirche. Zu sagen, was da für Schätze von Gemälden sich vorfinden, scheint unmöglich: Ein todter Christus von Van Dyk. Rubens: als heiliger Georg mit seinen drei Weibern. Christus und die Ehebrecherin, von Rubens' Lehrmeister, wo, wie mir dünkt,

Christus' Charakter besser getroffen ist, als in irgend einer andern Darstellung dieser Art. Eine Innigkeit in Blick und Stellung, die, bei all seiner Größe, Rubens ihm nicht abgelernt hat. Eine Versuchung des heiligen Antonius mit der Chiffre Albrecht Dürers. Vortrefflich, aber, wie mir scheint, nicht in der Manier dieses Malers. Gemalte Fenster, die ihres Gleichen in der Welt nicht haben. Die Geschichte von Rudolf von Habsburg und dem Priester, von Albrecht und seiner Gattin Isabella gestiftet. Es ist ein Reichthum zum Erdrücken. Maler, größer als ihr Name, und solche, deren Name größer ist als sie. Antwerpen ist, außer den italienischen Städten, die merkwürdigste in Kunstrücksicht, weil all Das weder gekauft, noch gestohlen ist, sondern hier gewachsen.

Darauf in die Citadelle. Die Belagerungsgeschichte im Detail angehört. Wenn Chassé seine Drohung erfüllt und diese Kunstsachen zerstört hätte, man müßte ihn mit den türkischen Helden in Athen in eine Reihe stellen. Darauf in die Franziskanerkirche. Die berühmte Geißelung von Rubens. Eine Kreuztragung von Van Dyk, nicht vollendet, verderbt. Der Kopf des Erlösers unübertrefflich. Am Hochaltar drei Marmorgruppen, darunter eine Jungfrau Maria, die, nicht im Styl, aber in der Lebendigkeit des Ausdrucks, nicht ihres Gleichen hat. Nach Tisch auf der Eisenbahn nach Brüssel. Das Land ein Garten. Niemand fragte nach unseren Pässen.

Zu Brüssel im Hôtel de Suède abgestiegen, unsern schwedischen Reisebegleitern zu Liebe. Abends noch mit Schultze die Stadt durchstreift. Einige schöne Straßen. Der Park sehr angenehm. Schöner botanischer Garten, einer Privatgesellschaft angehörig. Das Gebäude zweckmäßig und schön. Früh zu Bette.

Sonntag, 19. Juni. Gut geschlafen. Vielleicht eine Folge des vortrefflichen Bettes, das, weiß wie Schnee, das Darinliegen zu einem wirklichen Genuß machte. Um 10 Uhr zu Vieren ausgegangen. Zuerst ins Museum. Ein Reich-

thum von vortrefflichen Sachen. Die Bekanntschaft eines Malers, wie mir wenigstens scheint, vom ersten Range gemacht, Caspar de Crayen, von dem eine Masse ausgezeichneter Bilder hier sind. Rubens nicht besser als überall. Van Dyk sich selbst beinahe unähnlich. Sehr gute Jordaens. Ein merkwürdiger Ruysdael u. s. w., an vierhundert Stück, sehr gut erhalten. Meine Begleiter hatten weniger Geduld als ich, mußte daher die älteren Sachen ziemlich schnell abfertigen. Von ganz neuen ein nach meinem Urtheil vortreffliches Stück, die Revolution von 1830 darstellend. Ich weiß kein Bild, neue Ereignisse darstellend, das ich diesem vorziehen, ja nur gleichstellen möchte, höchstens die Farbe gegen den Vordergrund zu etwas bleich, aber componirt, gedacht, gefühlt, wie wenig. Der Meister ist wahrscheinlich in der Kunstwelt allbekannt, ich weiß ihn nicht.

Darauf in den Palast des Prinzen von Oranien. Mußten bei einer Stunde warten, bis man uns einführte, uns Pantoffel anziehen ließ und durch einige Prachtzimmer hetzte, so daß man einen Raphael, Paul Veronese, Perugino nur im Fluge sehen konnte. Der Führer vertröstete auf einen künftigen Tag, da heute der Zudrang zu groß war. Für mich giebt's hier leider keinen künftigen Tag, besonders da, wenn man auch noch einen zugeben wollte, der Montag eben so tumultuarisch sein soll. Dann zerstreuten sich meine Begleiter, und ich besah allein das Hôtel de ville, ein imposantes Gebäude, und die Kirche St. Gudule mit den vortrefflichsten Fenstergemälden, besonders, wie mir schien, auf der rechten Seite des Presbyteriums. Meisterhaftes Schnitzwerk unter der Kanzel: Adam und Eva mit dem Apfel, Engel und Tod dabei, das schönste Laubwerk mit Vögeln und Thieren. Suchte auch eine Kirche der Notre-Dame, die in Büchern gerühmt wird, konnte sie aber nicht finden, weil es drei Kirchen dieses Namens mit verschiedenen Beinamen in Brüssel gibt. Fragte mich sterbensmüde in den Gasthof zurück.

Die Stadt recht hübsch, nur unbequem wegen der Ungleich-

heit des Bodens. Ganz nach Pariser Sitte alle Buden am Sonntag offen.

Nach Tisch ein wenig die Stadt durchstrichen. Nahmen Abschied von unsern schwedischen Freunden, die ins Theater gingen. (Einer ist ein Graf Rosen, der Andere ein Baron. Seinen Namen habe ich nicht behalten, obschon er der Liebenswürdigere war. Beide Offiziere.) Nahmen Thee. Um acht Uhr auf die Post und fort nach Lüttich. Fanden einen recht angenehmen Deutschen mit seiner Frau. Noch einen Deutschen, der besoffen war, von Einem auf den Andern fiel und stets zu speien drohte. Die kalte Nacht schlaflos vorüber gegangen. Gegen acht Uhr Ankunft in Lüttich. Hübsche Stadt. Wenn Hoffnung gewesen wäre, jenes berühmte große Fabriks-Etablissement zu sehen, wären wir geblieben. Man sprach uns aber alle Hoffnung ab. Wir wollten die Sehenswürdigkeiten der Stadt betrachten, es regnete in Strömen. Da beschlossen wir, nach zwei Stunden wieder fortzufahren. Da wir nicht wußten, wo der Ort des Einsteigens war, und im Thore des Posthauses stehen blieben, fuhr mit einem Mal der Wagen an uns vorüber, und kaum konnten wir ihn laufend einholen. Die Spitzbuben hatten, statt uns, eine ganze belgische Familie mit zwei ungerechneten Kindern aufgenommen, die nun im Wagen standen, saßen, wie es gehen wollte. Ein Engländer mit dem deutschen Namen Meyer und seine artige Frau fuhren mit. Ein Frankfurter Goldarbeiter, aufgeweckt und gescheit. Die Unterhaltung war ganz angenehm. Preußische Grenze; Paßabgabe. Endlich Aachen. Höfliche, nachahmenswürdige Behandlung auf dem Zollhause. Wir kehren im Gasthofe zur Kaiserkrone ein. Nothmittagsmahl, durch eine große Flasche Rheinwein verbessert. Darauf ausgegangen. Das Rathhaus besehen mit dem Krönungssaale, wo der König von Preußen in knapper Lieutenantsuniform an der ehrwürdigen Stelle hängt. Haben denn diese Diebe gar kein Schicklichkeitsgefühl. Es war zu spät, den Dom anders als von außen zu besehen. Gingen auf einen artig bepflanzten Hügel am Rande der

Stadt, besahen im Abendgrauen die wunderschöne Gegend, nahmen Thee und gingen zu Bette.

Dienstag, 21. Um fünf Uhr aufgestanden, da die Post nach Köln um halb sieben Uhr abgeht. Finden auf dem Posthause unsern Engländer mit seiner Frau wieder, auch das deutsche Ehepaar, mit dem wir die Fahrt nach Lüttich gemacht. Ein nicht übles Frauenzimmer aus Köln, wozu endlich ein zierlich in eine Blouse mit Perlenschnüren und Puffärmeln gekleideter junger Mensch kam, der eine erbärmliche Geschichte erzählte, wie er, längere Zeit in Rußland abwesend, als Conscriptionsflüchtiger citirt, eingesperrt, bedroht, und was weiß ich Alles, worden sei. Er gehe jetzt nach Köln, in ein Regiment eingereiht zu werden. Das Mitleid mit ihm ward durch seine unverkennbare Geckerei geschwächt. Die Engländerin ist offenbar ungehalten, daß Schultze, der ein hübscher Bursche ist, mit der Kölnerin spricht, statt mit ihr. Eine Meile vor Köln wird noch zu Mittag gegessen, obgleich es erst zwölf Uhr ist. Köln. Wir kommen mit Regen an, und es regnet noch jetzt in Strömen, wo ich, den alten Rhein mit der Schiffbrücke unter mir, auf der Stube sitze und dieses niederschreibe. Beim Rheinberg eingekehrt. Hübsche Stuben, herrliche Aussicht. Gleich nach der Ankunft gehe ich mit dem Engländer und seiner Frau, den Dom zu besehen. Herrlich. Ich weiß nicht, ist ein Theil der Vorhalle nicht ausgebaut oder zerstört. Das Schiff von einer erstaunlichen Höhe. Die Säulen schön. Die Fenstergemälde des Presbyteriums vortrefflich, doch meiner Meinung nach unter denen in den niederländischen Kirchen. Leider überall durch Baugerüste der Eindruck gestört oder genommen. Von Bildern ein einziges altes merkwürdiges, dessen Meister mir entfallen ist. Besehen für zwei Thaler die Schätze. Unendlich reich, sehenswerth, damit man sie gesehen habe. War wegen der Regengüsse und der einbrechenden Dunkelheit unmöglich, jenes berühmte Rubens'sche Bild in einer der hiesigen Kirchen zu besehen. Habe ihrer genug gesehen.

Mittwoch, 22. Morgens um halb sieben Uhr besteigen wir das Dampfschiff Concordia bei drohendem Wetter. Die Einrichtung des Schiffes hübsch, die Kajüte offenbar zu klein für so viel Passagiere. Der behagliche Engländer mit seiner ganzen Familie und seinem Bedienten, in dem ich bald einen Oestreicher erkenne, ist da, meine neue englische Bekanntschaft. Ein junger Indier, der — etwas deutsch spricht. Ein Berliner Kaufmann und ein Mecklenburger Arzt, letzterer ein liebenswürdiger Mensch, mit welch beiden ich bald in nähere Berührung komme. Die Ufer von Köln aus unbedeutend, das Wetter immer schlechter, endlich in einen Platzregen übergehend, der der Schirme und Mäntel spottet und uns in die Kajüte zurückjagt. Unterhalte mich mit meinem Lütticher Engländer und seiner Frau. Er ist, wie ich erfahre, ein Musiker, Harfenspieler, den ein Armbruch zwingt, sich zurückzuziehen. Man ist froh, die Langeweile durch das Mittagmahl unterbrochen zu sehen. Endlich Bonn erreicht. Wunderschöne Lage. Der Engländer mit seiner Frau verläßt uns. Oder war das vor dem Mittagsessen. Von Bonn an verschönern sich die Ufer. Das Wetter wird etwas leidlicher, man kann mit dem Regenschirm auf dem Verdecke aushalten. Doch ist an der Gegend eben nicht so viel Besonderes. Rolandseck. Das große Schloß Rheineck, das ein Prinz von Preußen herstellen ließ und bewohnt. Schöne Lage von Andernach. Endlich Koblenz mit der Festung Ehrenbreitstein. Schlechte Zimmer im Gasthause. Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Wir bestiegen den Ehrenbreitstein, ohne aber ins Innerste der Festung zu gelangen, da nach sieben Uhr keine Erlaubniß mehr gegeben wird. Abendessen. Schlechte Nacht, durch die dumpfe Feuchtigkeit des Zimmers veranlaßt.

Donnerstag, 23. Früh Morgens auf das Dampfschiff gestiegen. Der herrlichste Tag. Schultze nimmt Abschied, er geht von Koblenz nach Ems. Mein erster Blick trifft auf jenen wunderlichen Schnurrbart, den ich in Antwerpen an der Wirthstafel für einen Oestreicher erkannt hatte. Er nähert

sich uns. Nach den ersten Späßen zeigte sich gar bald, daß das ein völlig gescheiter Mensch ist, voll guter Einfälle und nichts weniger als kenntnißlos. Er machte uns die ganze Fahrt zu einer eigentlichen Lustpartie, -fast mehr, als mir lieb war. Der Eindruck des Tages wird mir nie verlöschen. In orientalischer Behaglichkeit etablirt, die wunderschöne Gegend an sich vorübergleiten zu lassen. Endlich auf dem Verdeck getafelt, ohne durch die Rheinweingläser an irgend einer Aussicht gehindert zu sein. Das Außerordentliche der Lage ist auch die Hauptwürze, denn die Gegenden, so schön sie sind, haben doch ihres Gleichen gar viel in der Welt, mit Ausnahme der Ruinen, die nirgends so schön und so häufig anzutreffen sind. Die Brüder, Katze und Maus, Rheinfels, St. Goar, vornehmlich Bacharach. Bei Bingen verliert sich die Schönheit, und man ist, vom Sehen müde, endlich froh, Mainz zu erreichen, das wunderschön daliegt. In Mainz noch herumgeschlendert. Die Rheinbrücke besehen. Zu Tische. Vortrefflichen Hochheimer getrunken. Unser Wiener, ein Sohn des vormaligen Stabsarztes Zang, erheitert fortwährend die Gesellschaft und söhnt unsern Berliner Kaufmann mit den Oestreichern aus.

Freitag, 24. Juni. Morgens die Domkirche besehen. Wunderliches Gebäude, schon durch seinen Thurm von allen ähnlichen verschieden. Von innen nur ein Theil alt, der übrige unbedeutend. Grabmal Frauenlobs. Nach den sogenannten Anlagen, gegenüber dem Einflusse des Mains in den Rhein. Schöne Aussicht. Um eilf Uhr in den Wagen und nach Wiesbaden. Große Hitze. Wiesbaden schöner Badeort. Hazardspiele im herrlichen Kursaale. Nach Tische fort nach Frankfurt, drohende Gewitter. Die Gesellschaft ist höchst aufgeräumt. In Frankfurt beim Schwan eingekehrt.

Samstag, den 25. Frankfurt besehen. Den Römer mit seiner ehrwürdigen Halle und abgeschmackten Sälen. Die Erinnerung ausgenommen. Danneckers Ariadne. Schönes Werk. Der Kopf ohne Ausdruck. Der Leib höchst lobenswerth, nur, wie

mir scheint, ohne jene feinen Nuancen des Lebendigen, das die Antiken so sehr auszeichnet. Die Bildergalerie verschlossen. In Goethe's Haus Eintritt zu erhalten, war nicht möglich, begnügte mich, das Aeußere anzustarren. Mittagsessen. Die Gesellschaft trennt sich. Ich nehme einen Platz nach Stuttgart. Zang und der Arzt nach Würzburg. Rosenberg, der Berliner, bleibt, geht aber Geschäften nach. Herzlicher Abschied. Ich durchstreife allein die Stadt, immer mit Bezug auf Goethe. Von wo der Mensch ausgeht, dahin kömmt er endlich zurück. Goethe fing mit den Ritterburgen und Naturschönheiten seines Jugendgesichtskreises an, kam bald in das bereits Förmliche der Nachahmung der Antike und hörte mit den Schnörkeln und der Steifheit seines Geburtsortes auf. Ehre und Bewunderung ihm, wo er das Rechte im Mittel traf, wo er abirrte und selbst, wo er's irgendwo verfehlte. Um acht Uhr nach Stuttgart.

Sonntag, 26. Die Nacht hindurch erlaubte der Mond, die Schönheit der Bergstraße zu genießen. Merkwürdige Gleichförmigkeit der links fortlaufenden Berge. Gegen Morgen etwas Schlaf. Um vier Uhr in Heidelberg angekommen. Ging sogleich, das Schloß zu besehen. Es zu besteigen, verbot die Zeit. Schöne Lage, doch weniger grandios, als die Abbildungen versprechen. Um fünf Uhr fort mit einem dicken Irländer und einem recht angenehmen Belgier. Lästiger Reisetag. Obgleich die Gegend schön genug. Mittagmahl zu Heilbronn, ohne Käthchen. Um sechs Uhr in Stuttgart angekommen, wo einer meiner Reisegefährten mich verleitet, im Schwan einzukehren, das ein ziemlich schlechter Gasthof scheint. Allein die Stadt durchstrichen. Altes königliches Schloß, merkwürdig nur seine Alterthümlichkeit. Das neue schön genug. Die Anlagen unendlich lieblich. Blühende Orangenbäume, Alles nach Wunsch. Um neun Uhr zu Tische. Nicht ganz gut gestimmt, wegen der Besuche, die es morgen zu machen gibt.

Montag, 27. Juni. War um zehn Uhr Morgens bei Uhland, den ich der Kammersitzung wegen nicht zu Hause an-

traf. Ging in die Sitzung. Der Anblick des Saales würdig. Auch Uhland sprach, nicht ganz geläufig. Man sah, daß er es selbst fühlte und nicht mit sich zufrieden war. Ueberhaupt die ganz kurzen Reden nicht bündig. Die Parthei der Regierung und die Beamten sprachen am Besten. Nach Tische wieder zu Uhland. Fand ihn mit seiner liebenswürdigen Frau. Er so einfach und gutmüthig, als man sich ihn vorstellt. Anfangs etwas gepreßt, dann immer gemüthlicher und freier. Gingen beide mitsammen in den Museumgarten und blieben bei einer Flasche Wein bis Viertel auf zehn Uhr. Vorher besuchten wir Schwab, der aber nicht zu Hause war. Unsere Gespräche drehten sich um Literatur, besonders alte deutsche und die neueste lyrische, die ihm nicht ganz so abschmeckend zu sein scheint, als mir, so daß ich geradezu Uhland für den einzigen ächt lyrischen Dichter unserer Epoche halte. Abends nach Hause, von Uhland begleitet. Fand eine Karte von Schwab, der den Besuch bereits erwiedert hatte, mich aber nicht zu Hause fand.

In München angekommen, fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder Karl Weib, Kinder und Amt verlassen, und die Amtskasse sich leer befunden habe. In Wien angekommen, klagte er sich eines Mordes an und gab alle Zeichen des Wahnsinnes. Es schließt sich somit mein Tagebuch.



Tagebuch

auf der Reise nach Griechenland

1843.



27. August 1843. Abreise mit dem Dampfschiffe um 4 Uhr Nachmittags. Die Fröhlichs kamen ans Ufer hinaus. K. weinte sehr und war ganz außer sich über die gefahrvolle Reise. Ich suchte ihr zu beweisen, wie widersinnig diese Furcht sei, indeß ich mir heimlich gestand, daß meine Reise noch viel widersinniger sei als diese Furcht. Mein vorausgesetzter Reisegefährte hat mich nämlich ohne Zweifel angesetzt. Indeß er mir schrieb, mich bis 10. September in Konstantinopel zu erwarten, erhalte ich nun keine Nachricht von ihm, indeß Einige sagen, er werde erst bis Ende November von Trapezunt in den Bosporus zurückkehren, Andere, er sei bestimmt, in Semlin an der Seite des Kommandirenden zu amtiren, beim Einschiffen endlich sagte mir der gute jüngere Schlechta, man erwarte ihn alle Tage in Wien zurück. Klar also ist, ich muß auf seine Begleitung Verzicht leisten, und die lange beschwerliche Reise in meinem vorgerückten Alter mit meiner gebrechlichen Gesundheit, so ganz allein, so als Student zu machen, grenzt wirklich an den Unsinn. Indeß hatte ich sie beschlossen, und da meine hypochondrische Unentschlossenheit eben eines der Hauptübel ist, zu deren Heilung ich das Gewaltmittel anzuwenden beschloß, so konnte ich doch mir selbst gegenüber den gefaßten und durch alle Vorbereitungen durchgeführten Plan unmöglich aufgeben, und die Abreise erfolgte.

Meine Laune ist schwer zu beschreiben. Mir war zu Muthe wie Einem, der zuerst, nicht aufs Wasser, sondern ins Wasser geht. Aber gerade darum sollte ausgehalten werden. Der gute Schlechta, der entfernteste meiner Bekannten, war

eigens an den Abfahrtsplatz gekommen, um mich dem Kapitän, den er kennt, zu empfehlen. Sonst von Freunden oder Theilnehmenden keine Spur. Die Fröhlichs, versteht sich, ausgenommen. Die Wasserfahrt langweilig. Erst zwischen Petronell und Hainburg wird die Gegend angenehm. Letzteres liegt wunderschön. Eben so **Preßburg**, wo wir um halb sieben Uhr anlangten. Des Landtages wegen in den Wirthshäusern nirgends Platz. Muß mich endlich entschließen, im rothen Ochsen mit einer Art Gaststube vorliebe zu nehmen, in der man in aller Eile eine Art Bette, nicht länger als einer meiner Arme, aufschlägt. Unendlich verstimmt. Konnte mich durchaus nicht besinnen, was denn eigentlich mein Zweck bei dieser Reise sei. Ging ein wenig durch die Stadt, traf den Kapitän des Dampfschiffes, mit dem ich auf dem öffentlichen Spaziergange herumschlenderte. Endlich müde nach Hause. Traf an der Wirthstafel ein paar Offiziere, die mich kannten, aber ich sie nicht. Schwatzten ganz angenehm. Frühzeitig zu Bette in meiner Gaststube. Als ich erwachte, schlug die Uhr zwei Viertel. Eine Weile darauf rief der Nachtwächter die Stunde aus. Es war zwei Uhr nach Mitternacht. Das Bett war zu kurz, und die Decke so schwer, daß ich wie ein Verdammter schwitzte. Gegen Morgen schlief ich doch noch auf ein Stündchen ein und war um fünf Uhr schon auf den Beinen. Bekomme endlich doch das Zimmer eines um sechs Uhr Abgereisten, und sitze nun hier etwas getröstet und der Dinge harrend, die da kommen werden.

Ich will heute einer Landtagssitzung beiwohnen, was der eigentliche Grund ist, warum ich in diesem Neste nur eine Minute über die Nothwendigkeit auszuhalten mich veranlaßt finde. Deus providebit.

28. War in der Sitzung. Der Saal ist bloß geweißt, die Draperien, mit Ausnahme der Damengalerie, ärmlich. Das Präsidium sitzt statt im Fond des Saales auf der linken Seite desselben, durch eine Schranke gesondert. Die Mitte ist, durchaus eben, mit Bänken angefüllt, wo die

Deputirten in zwei Hälften getheilt, sich mit den Gesichtern zugekehrt, einander gegenübersitzen. Dagegen sehen die Abgeordneten selbst gescheit und distinguirt aus. Man sprach ohne Stottern, wobei die Meisten jedoch einen geschriebenen Entwurf in der Hand hielten. Der Ton war gesteigert, aber anständig. Längere Reden kamen nicht vor. Es galt die alleinseligmachende Kraft der ungarischen Sprache. Später sollte der Kriminalkodex an die Reihe kommen. Ich ging jedoch um elf Uhr, wegen Unkunde der Sprache und daher des Gesprochenen ermüdet. Im Jahr 1836 hatte ich in Stuttgart einer württembergischen Kammer beigewohnt; sie stand, was die Form betrifft, sehr im Nachtheil gegen diese ungarische. Hier sprach Jedermann besser, als dort unser mit Recht gepriesener Dichter Uhland.

Darauf durch die Stadt geschlendert. Sie ist doch hübscher und städtischer, als es im ersten Augenblicke scheint. Unter den Frauenzimmern mitunter auffallend hübsche. In die St. Martins-Domkirche eingetreten, die von außen recht gut aussieht, inwendig aber nicht viel bedeuten will. Das Abbild des Heiligen auf dem Hochaltar, er scheint aus Erz gegossen und kam meinem schlechten Auge aus der Ferne nicht übel vor. Irre ich nicht, so ist er in ungarischer, halb moderner Kleidung, was sonderbar genug wäre.

Für Nachmittag hatte ich mit einem Beamten der ungarischen Hofkanzlei, den ich in der Ständesitzung fand, Verabredung zu einem Spaziergang genommen. Wir verfehlten uns übrigens, und so stieg ich denn allein eine Anhöhe hinauf, die, wie es sich fand, der Schloßberg war. Die Aussicht von der Ruine herab ist wunderschön. Es war übrigens unleidlich heiß, und so legte ich mich im Schatten der Mauern nieder und dachte — nicht viel. Von da auf einem für die Ziegen gebahnten Wege über den berüchtigten Zuckmantel zur Schiffbrücke. An einladenden Gestalten und Mienen fehlt es da nicht. Im Allgemeinen ist der Weiberschlag, das Blut in Wien vielleicht hübscher; auffallend schöne Züge aber, deucht

mich, gibt es hier mehr. Ueber die Schiffbrücke in die sogenannte Aue. Ein entzückend schöner Spazierort. Ich erinnere mich kaum, in der Nähe irgend einer Stadt dergleichen gesehen zu haben. Auffallend die allgemeine Eleganz. Vielleicht nur während des Landtages. Abends aus Müdigkeit in die Arena, um sitzen zu können. Das Theater war, als ob es Tieck angegeben hätte. Die immer sich gleich bleibende Dekoration, der Wald nämlich; daß bei Tage gespielt wurde, wenn die Schauspieler auch, wegen supponirten Dunkels, sich wechselseitig nicht erkannten. Leider nur wurden die Frauenzimmerrollen nicht von Männern gespielt, sonst hätte man sich in Shakespeare's Zeiten versetzt geglaubt. Ich kann aber nicht sagen, daß die Vorstellung durch diese romantisch-klassische Einrichtung gewonnen hätte. Gespielt wurde übrigens ganz gut. Besonders war der Komiker vorzüglich zu nennen. Der männliche Theil des Publikums rauchte beinahe durchgehends. Uebrigens gefällt mir Preßburg. Selbst in Wien wird die Gefälligkeit gegen wegunkundige Fremde nicht weiter getrieben.

29. Der heutige Tag so ziemlich verloren. Warum, mag ich nicht herschreiben, da Gutmüthigkeit und Gefälligkeit immer dankenswerth ist, wenn sie sich auch in der Ausführung vergreifen. Noch einmal in der Landtagssitzung gewesen, die noch weniger Interesse darbot als das erstemal. Was die Ungarn wollen, wäre kaum zu tadeln, wenn sie ein Volk von dreißig Millionen ausmachten, unter den wirklichen Verhältnissen ist der größte Theil ihrer Anstrebungen lächerlich. Haydns Schöpfung als Quartett arrangirt. Nachmittags in der Aue und Abends in der Arena. Randhartinger aus Wien angetroffen.

30. Abreise von Preßburg um acht Uhr Morgens. Eine schöne Ungarin, die mit mir zugleich von Wien gekommen, wieder an Bord, dießmal aber gut gekleidet und sehr zurückgezogen. Zwei Komtessen, von denen die jüngere bildhübsch, aber mit häßlich plumpen Füßen. Anfangs thaten sie höchst zimperlich und vornehm, nach Tische aber lümmelten sie auf

allen Bänken herum. Ein Engländer, der in Fiume etablirt ist und gut deutsch spricht, sonst auch ein angenehmer und gescheiter Mensch. Ein einäugiger Berliner, wohl gar Jude, ohne jedoch die doppelte Berechtigung, unangenehm zu sein, zu benützen.

Die Ufer außer Preßburg zwischen den beiden Inseln Schütt höchst einförmig und langweilig. Die Festung Komorn ist wohl fester, als sie aussieht. Hier hört die Insel Schütt auf. Das Dorf Neumühl liegt schon recht hübsch. Nun wird's immer besser. Gran mit seinem im Bau begriffenen Riesendom, dessen Lage ich mir übrigens imposanter gedacht habe. Der Hügel, auf dem er liegt, ist nicht hoch, und das Ganze wird etwas Gartenterrassiges bekommen. Daß der ursprüngliche Plan durch neue Zuthaten, in den Säulen nämlich, verpfuscht worden ist, habe ich schon an dem Modell in Preßburg gesehen. Bald darauf scheint die Donau das Ziel ihres Laufes erreicht zu haben, aber mit einer gewaltsamen Wendung nach links bricht sie sich Weg durch die Berge. Die Gegend bezaubernd. Vissegrad, Waitzen. Man begreift die hochstrebenden Ideen der Ungarn, wenn man ihr Land sieht. Ich habe mich ein wenig mit ihren Superlativen ausgesöhnt. Die Sonne geht unter und entzündet Wasser und Luft. Der junge Mond macht sich geltend. Der Berliner fand den Eindruck poetisch, und er hatte Recht. Es lag ein unbeschreiblicher Zauber über der Gegend. Nach und nach wird es düster, endlich dunkel. Man muß zu den Mänteln seine Zuflucht nehmen. Es ist schon Nacht, als Reihen von Lichtern zu beiden Seiten des Flusses die Schwesterstädte Pest und Ofen ankündigen. In der Nacht, wo alle Kühe schwarz sind, hat der Eindruck etwas Aehnliches mit der Rhede von Neapel. Pöllerschüsse, Ankunft. Der jüngere Stankovics erwartet mich am Landungsplatze und führt mich ins Gasthaus zur Königin von England, wo meine zwei Reisegefährten schon Platz gefunden hatten. NB. Der Kapitän, ein prächtiger Venezianer, der aussah wie ein Lämmergeier mit eine

sich auf der Reise zu mir gesetzt und mich mit vieler Achtung als einen musikalischen Compositeur angeredet. Auch die schöne Gräfin schien einige Ahnung von meinen durch das Gesicht nicht wahrnehmbaren Eigenschaften zu haben.

31. Gut geschlafen, aber mit einer unangenehmen Empfindung im Magen aufgewacht ... Ich habe die letzten Tage sehr mäßig gelebt, aber die ungeheure Hitze und der ungewohnte ungarische Wein mögen Schuld tragen. Mit Stankovics Pest besehen. Eine plattirte Stadt. Gegen die Donau zu in die Augen fallende Häuserfronten, die den alten Winkelkram maskiren. Herrlich dagegen der Anblick von Ofen. Man muß übrigens beide noch näher betrachten. Die ganze Gentry muß übrigens während des Landtages in Preßburg sein, denn in den Straßen trieb sich nur Gesindel herum. Keine Equipagen, wenig Fiaker. Die Unpäßlichkeit nimmt zu ... Setze mich ins Theater, um zu sitzen. Das Haus sehr groß, und die Bühne ungeheuer. Der Schauplatz höhlen- und laubenartig zerklüftet, auch mit einer trüben Farbe bepinselt, was einen fatalen Eindruck macht und den Raum scheinbar verkleinert. Gespielt wie in Hietzing oder Baden. Der Director Frank ist abgetreten. Wer nicht hören will, muß fühlen. Mich dauert er.

1. September. Finde mich gar nicht wohl. Schlecht geschlafen ... Will heute das kalte Bad versuchen, das mir in ähnlichen Fällen schon gute Dienste geleistet. Wenn es nicht viel schlimmer wird, reise ich übermorgen doch weiter. Bis Semlin kann ich überall im Nothfall zurückbleiben und krank sein nach Herzenslust. Weiter hinaus wäre es freilich nicht mehr thunlich.

War in der Schwimmschule ... War im Ofner Museum; einen Literator Frankenstein kennen gelernt. Acceptabler Mann. Mit ihm bei Stankovics gegessen, oder ich vielmehr gefastet. Trank doch ein paar Gläser starken Wein für den Fall, daß das bekannt schlechte Wasser von Pest etwa an meinem Uebel Theil hätte. Die Frau vom

Hause scharmantes Weib, hübsch, verständig, eine Wienerin, die schon recht artig ungarisch plappert. Auch der Mann gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Nach Tisch der Probe einer ungarischen Dilettantengesellschaft beigewohnt. Alle gut gespielt. Die Sprache im Munde der Weiber häßlich. Bei Männern klingt sie besser, aber grimmig. Die hübsche Auguste Takatsch in ihrer Familie besucht. Noch immer hübsch wie sonst, ihre minder schöne Schwester dürfte ihr aber beinahe vorzuziehen sein. Abends nach Pest zurück. Im Theater die Zauberflöte. Ziemlich schlechte Vorstellung. Die Podhorsky als Pamina kalt, sonst gut, die schlechteste die erste der drei Damen. Alle Tempi zu schnell. Auch dieses Werk kann durch die Aufführung langweilig werden. Neben dem Engländer zu sitzen gekommen, der die Fahrt von Preßburg mit mir gemacht. Scheint ein guter und ist ein gescheiter Mensch. Hat die beste Meinung von Ungarn; ich kaum.

2. Sept. Wenig geschlafen ... Muß heute bei Takatsch essen, was mir unangenehm ist. Schon gestern setzte ich die Hausfrau durch meine Diät in Verzweiflung.

Ein paar Dinge besehen. Museum, Akademie, was weiß ich? Fühle mich recht krank. Mittags bei Takatsch. Die Mädchen recht angenehm. Der Vater jovial. Wenig gegessen, aber im Mißmuth ein paar Gläser starken Wein hinabgegossen. Abschied, ans Gerührte streifend. Nach Hause, gepackt, geärgert. Im Wirthshause die schlechteste Bedienung, die mir je vorgekommen. Mein englischer Reisegefährte Mr. Smith sucht mich auf, um mir die Arbeiten an der neuen Donaubrücke zu zeigen. Erstaunenswürdig, kolossal. Verstehe nichts davon. Gegen acht Uhr ins ungarische Theater, das ich noch nicht gesehen. Gaben den Barbier von Sevilla. – erste Akt war eben zu Ende. Die Vorstellung sch nennen wäre niedrige Schmeichelei. Sie war unter al stellung. Pantaleoni sang den Almaviva italienisch alle Recitative, hingesprochene Prosa, aus. Eine Eder, vielleicht die von Wien, Rosina. Bei ihr a

man den Positiv ‚Schlecht‘ brauchen. Die andern, Pantaleoni eingerechnet, gehören schon in die Vergleichungsstaffel. Abends noch im Wirthshause geärgert. Früh zu Bette.

3. September. Um 1/2 2 Uhr nach Mitternacht aufgewacht. Schweiß. Heftiger Puls . . . recht üble Empfindung. Denke schon an die Möglichkeit, auf dieser Reise zu sterben. Non curat Hippoclides. Um 1/2 5 Uhr zum Dampfschiffe, noch vorher von dem ganzen Hause angebettelt und geplündert. Sitze jetzt am Bord und schreibe. Kälte, starker Wind . . .

Die Gegend um nichts schöner als zwischen Preßburg und Pest. Ein paar Holländer und eben so viel Engländer, die die Reise bis Konstantinopel machen wollen, zeigen sich als recht artige Leute. Földvár, Tolna, Baja, Anhaltungsstationen, präsentiren sich recht gut. Meine Gesundheit scheint besser zu werden. Mittagsessen in der Kajüte, wegen des stürmischen Windes. Ueberhaupt wenig Genuß. Gegen Abend Mohacs, wo man sonst zu übernachten pflegt, heute aber, des Mondscheins wegen, vorüberfährt. Ueberall die ganze Population am Landungsplatze. Abends bietet mir der wackere Kapitän Ferro eine leer gewordene Kabine an, und ich schlafe die erste Nacht gut seit Beginn meiner Reise. Da die Kabine gerade der Maschine gegenüber liegt, glaubte ich anfangs über dem Gepolter nicht einschlafen zu können, es ging aber dennoch, und gegen Morgen wachte ich vielmehr gerade darum auf, weil es ruhig wurde, da nach Untergang des Mondes das Schiff anhielt.

4. September. Gegen 5 Uhr neues Gebrause. Das Schiff setzt sich in Bewegung. Ehe ich noch aufs Verdeck kam, war Erdöd bereits passirt. (Ueber Nacht waren wir bei Apatin stille gelegen.) Ein Graf Seczen mit seiner liebenswürdigen Gemahlin. Beide sprechen recht gut. Die Gesellschaft wird immer kleiner. Der Kapitän und der ältere Holländer, so wie der jüngere der beiden Engländer vortreffliche Leute. Ich selbst kann über dem Gestrampfe und Gebrause nicht viel

Vernünftiges denken. Um so besser vielleicht. Diät ist nicht bloß dem Körper vortheilhaft. Die Gegend wird wieder unbedeutend. Nicht übel bei Illok u. s. w. Schön gelegen Peterwardein, besonders von ferne nimmt sich die Festung gut aus. Karlowitz schön. Von da an aber bis Semlin beide Ufer niederträchtig.

Die Gegend steckt die Gesellschaft an, man langweilt sich. Eine hübsche Frau aus Neusatz war noch das letzte gewesen, auch sie hat sich entfernt. Zwei Minister des abgesetzten Michael Milosch sind zu Peterwardein an Bord gekommen. Der eine, ganz europäisch gekleidet, saß bei Tische neben mir. Er gefiel mir ausnehmend, so verständig und mild waren seine Aeußerungen. NB. Ich wußte damals noch nicht, wer er war. Das Wetter, das Vormittags leidlich gewesen war, wird gegen Abend stürmisch und kalt.

Endlich zeigen sich Berge im Hintergrunde. Belgrad wird sichtbar auf einem sanft verlaufenden Hügel. Macht ganz den Eindruck einer Festung. Semlin scheint ein armseliges Nest. Konnte es nicht besehen, da ich den kommandirenden General Ungerhoffer aufsuchen mußte, um Nachrichten von meinem Reisegefährten einzuziehen. Auch hier weiß man nichts Bestimmtes von ihm. Was man weiß, reicht hin, meine Hoffnung auf seine Begleitung zu zerstören. Der Kapitän beschließt, die Nacht durchzufahren. Kann daher Belgrad nicht besehen, wie meine Absicht wai. Eine Kajüte wird mir auch heute eingeräumt.

5. September. Morgens waren wir schon über Semendria hinaus, und die schöne Gegend, die dort sein soll, ging verloren. Baron Forgatsch, der bekannte Regulirer der Donau, war Abends auf unser Schiff gekommen. Er gibt sich heute zu erkennen und zeigt seine Pläne, von denen ich nichts [illegible] stehe. Ich bin überhaupt ganz dumm von dem ewigen stampf und Gepolter. Schon bei der Nacht hatte es geregnet. Es setzt jetzt mit Unterbrechungen fort, und [illegible] haupt kalt und unfreundlich. Wenigstens gibt [illegible]

Berge an den Ufern, und man ist der langweiligen Aussicht los.

Ungefähr um 11 Uhr Vormittags kamen wir nach Trenkowa und nahmen dort Abschied von Samson. Mit kalter Küche und Wein versehen. Da die Fahrt über die ersten Wirbeln der Donau sieben Stunden dauern sollte, begaben wir uns auf ein Ruderschiff, mit Walachen bemannt. Ich war übel gelaunt, besonders weil ich das Benehmen des ältern der beiden Engländer für Hochmuth genommen hatte, da es doch, wie ich später mich überzeugte, nur Dummheit und Unbehülflichkeit ist. Die Wirbel der Donau sind bei hohem Wasser, wie jetzt, völlig unbedeutend. Dafür war das Wetter elend. Regen, Wind, Kälte. Die äußerst schöne Gegend konnte für so viele Unbequemlichkeiten nicht entschädigen. Abends in Alt-Orsova. Besseres Wirthshaus als zu erwarten war. Meine Mißstimmung dauert fort. (Veteranische Höhle.)

6. September. Da die Abfahrt erst um 3 Uhr Nachmittags statt findet, beschlossen wir, Mehadia zu besehen. Um 7 Uhr Morgens abgefahren. Die Gegend schön, übrigens nicht schöner, als man Vieles schon gesehen. Mehadia hübsch, ja elegant. Räuberhöhle. Die Gegend scheint weiter ins Thal immer schöner zu werden, wir mußten aber zurück.

Mittagsessen. Um 3 Uhr Abfahrt auf einem Ruderboote durch das eiserne Thor. Die Wirbel kaum stärker als auf der ersten Strecke. Ankunft in Klado Solova. Besteigen die Argo. Sogleich Abfahrt.

7. September. Morgens um 5 Uhr Ankunft in Widdin. Wir steigen aus. Ein paar recht gebildete macedonische Griechen, die in Orsova zu uns gestoßen, führen den ältern Holländer und mich in die Stadt. Ein elenderes Nest kennt die Erde nicht. Bazar, so zu sagen. Straße der Fleischer. Furchtbares Pflaster. Steigen in den äußern Gang der Moschee empor. Der Tempel ganz leer. Eine Art Hühnertreppe führt zu einer Art Kanzel hinan. Die Fenster mit farbigen Gläsern. Ungeheure Lampen und Kronleuchter. In

einem Winkel am Boden kauert der Priester und singt in klagendem Tone Gebete herab. Die Griechen führen uns beim griechischen Erzbischof ein. Einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, bei oder über sechzig Jahre, weiße Haare und Bart, die Hände noch weißer wenn möglich. Wir sagen uns Komplimente, die die Macedonier verdolmetschen. Man bringt Pfeifen, eingemachte Früchte und Kaffee. Die Abfahrt des Schiffes nöthigt zum Abschied. Das Dampfboot hat sich indeß mit Türken, Bulgaren, Juden und Jüdinen sammt Familie gefüllt, so daß wir einer türkischen Kolonie gleichen. Die Kinder amüsiren sich auf kleinen Nürnberger Trompeten. Die ganze Gesellschaft frühstückt mit Weintrauben, Melonen, stinkendem, mit Ochsenschmalz, vulgo Unschlitt, bereitetem Brot, wozu sie Wasser trinken, so daß sich einem vom Ansehen der Magen umwendet. Ein reicher Kaufmann, der einen Bedienten zur Begleitung hat, ausgerüstet wie ein Zeughaus. Kaffee um 8 Uhr, Gabelfrühstück um 9 Uhr, so daß wir eigentlich viel eckelhafter ausgehalten als die Türken. Doch die Noth zwingt zu essen auch ohne Hunger, denn das Mittagmahl soll erst um 4 Uhr Statt finden. Angenehmer Reisetag, das Wetter, den Wind abgerechnet, besser als an den vorigen Tagen. Die ab und zu kommenden Türken, halb Pracht und halb Lumpen, bringen Abwechslung in die Scene. Der bosnische Kaufmann, ein goldgesticktes Schnupftuch vor sich und Löcher in den Strümpfen. Die Donauufer so abgeschmackt wie immer, mit kurzen Unterbrechungen durch leidliche Gegenden. Meine Homerlektüre kommt ins Stocken, da ich in der Betäubung manche Stelle nicht ganz verstehe. Nikopolis. Nachts liegen wir in Sistow still. Hatte Thee getrunken, konnte nicht einschlafen. Verdächtiges Gekrabbel über den Körper
alte Engländer, begleitet von dem ältern Holländer,
Der junge Engländer kramt bis Mitternacht her
walachischen Schildwachen von Sistow her rufen
hörlich an. Das Kalb, das unser morgendes
bilden soll, blökt auf dem Verdecke. Jeden Augen

rung durch einen Aufstehenden, der über die Lagerstätten hinwegsteigt. Endlich doch mit Unterbrechung geschlafen. Gegen 4 Uhr das letztemal erwacht. Die beiden macedonischen Griechen nehmen Abschied. Das Schiff setzt sich in Bewegung.

8. September. In Rustschuk findet sich endlich mein Reisegefährte ein. Besehe mit ihm die Stadt. Dieses Reich ist verloren. Der Untergang steht nicht bevor, er ist schon da. Ich wollte, unsere Staatsmänner reisten nur bis hieher, um die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen der Wiederherstellung einzusehen. 800 Kanonen in der Festung mit verfaulten Lafetten ohne Bewachung, ohne Bedienung. Die Straßenbuben spielen mit den Kanonenkugeln und Bomben. Die Häuser Trümmer von Ruinen. Es ist aus, da hilft kein Gott. Silistria, die einst so starke Festung, in noch schlechterm Zustand. Nachts in Czernawoda angekommen. Der furchtbare Lärm auf dem Schiffe hört darum nicht auf. Der Kapitän besitzt die Kunst, immer etwas Störendes zu erfinden, die Wanzen kommen ihm zu Hülfe. Gegen 1/2 2 Uhr hört das Gelärm auf und fängt vor Tage wieder an.

9. September. Liegen in der abgeschmacktesten Gegend, Anfang des römischen Kanals nach Küstendsche. Müssen hier den ganzen Tag aushalten, bis die Wagen zur Landfahrt anlangen. Also noch eine Nacht in dieser Wanzenhöhle. Die jungen Leute wollen auf die Jagd gehen, und ich werde sie begleiten, um die Zeit hinzubringen, denn Gewehre sind nur zwei vorhanden. Das Wetter beginnt sich zu trüben.

Die Jagd so unglücklich als möglich. Schoß nur einmal, auf einen Pelikan, der zu hoch war, und den ich daher fehlte. Die Hunde schlecht, die Rebhühner halten nicht aus. Verlieren uns endlich, und kehre mit dem älteren Holländer allein nach dem Schiffe zurück. Ueberall Wüste, nichts als Wüste. Schlafe in der Kajüte des Majors, wo wenigstens die Wanzen minder häufig sind, und die ungeheuern Mücken, die stechen wie Moskitos, ausgeschlossen werden.

10. September. Morgens um 7 Uhr zu Wagen weiter.

Nirgends ein Dorf, höchstens Kirchhöfe als Ueberbleibsel von frühern. So fort durch zwanzig deutsche Meilen. Die Pferde, wo es möglich, in Galopp, ja in Carriere. Eine Reihe von Seen rechts am Wege, mit Wassergeflügel übersät. Nie in meinem Leben sah ich mehr Rebhühner. Geier, Habichte, auf alten Grabhügeln sitzend. Mitte Weges beim sogenannten Kaffeehause Streit mit einem Türken, dem sein Wagen erster Klasse zu schlecht ist, obschon er nur für die dritte Klasse bezahlt. In der Nähe von Küstendsche Anblick auf das Schwarze Meer. Sieht aus wie ein dunkelblauer Hügel. Ostwind. Droht eine schlechte Ueberfahrt. Ankunft in Küstendsche. Zerstört wie alles Türkische. Kollation mit Seefischen, die wohlthut, da wir seit 5 Uhr nichts genossen, und da nur eine Schale Kaffee. Wollen das Weitere erwarten.

Wir waren mit dem Kommissär der Dampfschiffgesellschaft vorausgefahren. Die übrige Gesellschaft kommt nach einer Stunde nach. Gehen an das Meer hinaus. Erfrischender Seegeruch. Ziehen uns aus, zu baden. Der junge Engländer schwimmt zum Dampfschiff auf die Rhede hinaus. Ich begnüge mich, meine Uebungen näher dem Ufer anzustellen. Unangenehmer Geschmack des Seewassers. Das Wasser ist kälter, als ich vorausgesetzt. Die warme Suppe und der Tenedoswein eines guten Mittagmahles machen erst die Wohlthat des Seebades fühlbar. Machen einen Spaziergang, von einem Minoritenmissionär, einem Deutschen aus Koblenz, der von Czernawoda mit uns gekommen, begleitet. Um 8 Uhr zum Dampfschiff, das klein, aber zur Nachtruhe gut ausgerüstet ist. Spielen bis 11 Uhr Whist. Um Mitternacht setzt sich das Schiff in Bewegung. Schlafe glücklicherweise ein.

11. September. Morgens um 4 Uhr erwacht. Die gefürchtete Nacht ist vorüber. Das schönste Wetter. Die See ist ruhig, trotz der entgegengesetzten Vorhersagungen. Rings herum nirgends Land sichtbar. Springende Delphine umgeben das Schiff.

etwas abrupt abgekommen waren. Finden sie in drei Hotels zerstreut. Machen mit ihnen einen Gang durch die Stadt. Zuerst, als in der Nähe liegend, die tanzenden Derwische. Jedermann weiß, was da geschieht. Wie ein übelklingender Gesang mit allerlei Gurgeleien von einer Art Tribüne herab von einer einzelnen Stimme den Anfang macht, dann der Umzug der Mönche, wobei sie ihren sitzenden Vorsteher kadenzmäßig durch Verbeugungen grüßen. Hierauf Instrumentalmusik, wenn eine Rohrflöte, ein Dudelsack und eine Trommel für Instrumente und die ärgsten Mißtöne für Musik gelten können. Endlich erschallt von derselben Tribüne herab ein heftiges Geschrei, wohl als Gesang gemeint, und nun beginnt, dreimal unterbrochen, anfangs langsam, dann aber immer schneller, ohne je wild zu werden, der Drehtanz der Derwische. Sie werfen dazu ihre verschiedenfärbigen Mäntel von sich und sind darunter weiß, in Jacken und Unterröcken gekleidet. Die Füße nackt, das Haupt mit weißen kegelförmigen Filzmützen bedeckt. Der Tanz bewegt sich in zwei oder drei Kreisen, zwischen welchen ein blau gekleideter, nicht tanzender Derwisch gemessen auf und nieder geht. Auch der Vorsteher tanzt nicht, sondern sitzt außer den Kreisen. Man hat die Bewegungen als heftig und wild beschrieben, ich habe sie eigentlich graziös gefunden. Ein paar hübsche junge Bursche von höchstens achtzehn Jahren, der eine in den Farben der Gesundheit, der andere bleich und hager, die Augen geschlossen, das Haupt gegen den emporgestreckten rechten Arm und dieser dem Haupte entgegen geneigt, wobei sie den linken mit herabhängender Hand gerade vor sich strecken, die Verzückung einer süßen Begeisterung auf den Lippen — sahen so reizend aus, als ein Mann nur immer einen Mann finden kann. Die Aeltern nahmen die Sache etwas berufsmäßiger. Auch die Begrüßung des Vorstehers im Vorüberwandeln hätte manchem Ballettcorps zum Muster dienen können.

Hierauf in den Bazar. Unabsehbare Hallen mit Kaufmannsbuden oder vielmehr Kramläden, denn die meisten

scheinen mit 50 Dukaten auszukaufen zu sein. In eine Bude eingetreten. Werden mit Kaffee bewirthet. Pfeifen. Kaufen einige Kleinigkeiten. Ein Damascener Säbel um 3000 Piaster geboten. Zu Tische nach Hause. Wenigstens nicht die schmierige orientalische Fettküche. Französischer Wein. Abends die Reisegefährten besucht, um Baron Comeburg einen Besuch zurückzugeben, der in demselben Hause wohnt. Früh zu Bette. Lange vor Tag aufgewacht, vielleicht durch die Kälte, die unter einfacher Bettdecke grimmig war. Im September in Konstantinopel!

13. September. Früh Morgens zum Bankier, um Geld zu holen. Später zum Gesandten. Scheint kein unebener Mann. Lädt uns für denselben Tag zu Tisch. Diem perdidi. Das Mittagsmahl und der damit zusammenhängende Abend war angenehmer, als ich mir vorgestellt hatte. Die Gräfin, obwohl geborne Französin, spricht sehr gut deutsch und hatte den richtigen Takt, in dieser Sprache zu reden, um die andern ungehindert sprechen zu machen. Sie ist ein gescheites, wie es scheint, völlig gebildetes Weib. Das Gesandtschaftspersonal besteht aus angenehmen, größtentheils jungen Leuten. Darunter der junge Schwarzhuber mit dem redlichen Gesichte seines Vaters. Kam mir beinahe sonderbar vor, von Poesie, von meinen Arbeiten zu reden, was ich seit Jahren nicht gethan. So ward aus Morgen und Abend der zweite Tag unsers hiesigen Aufenthaltes.

14. September. Meierhofer hatte Geschäfte in Therapia, und ich beschloß, ihn zu begleiten, theils weil ich den Bosporus bei der Durchfahrt doch nicht genau genug besehen zu haben glaubte, theils weil unser Lohnbedienter nothwendig mit ihm fahren mußte. Fuhren um 7 Uhr Morgens auf einer vierrudrigen Barke ab. Stiegen in Jeniköi aus, weil M. den Fürsten der Walachei zu besuchen hatte, der aber eben im Begriff war, nach Konstantinopel zu fahren. Weiter fort an den herrlichen Ufern und an den leider hölzernen und nur im Ganzen imposanten, im Einzelnen kleinlichen Häusern.

Therapia Herrn Autrant besucht, an den ich Briefe hatte. Die Maschinenwerkstätte der Donauschifffahrtskompagnie besehen. Langweilig. Endlich nach Bujukdere, wo wir Essen bestellten und indeß spazieren gingen. Aus den Fenstern des Landhauses des spanischen Gesandten tönte Musik. Es waren altitalienische Duette, beinahe schien es Solfeggien für Sopran und Alt mit Begleitung des Fortepiano. Die Stimmen waren nicht gerade schön, sie sangen aber die ungemein schwierige Musik sehr richtig, und es machte mir unendliches Vergnügen, da ich strenge Singsachen liebe und jetzt so lange keine Musik gehört habe. Darauf besahen wir den Spaziergang hinter dem Orte, wo die Gegend jener von Weidling gleicht und den Vorzug vor ihr nur durch eine Baumgruppe von sieben Bäumen, i setti fratelli, behauptet, dergleichen man bei uns wirklich nicht sieht. Im Rückfahren nahmen wir zu Therapia Herrn Autrant ins Schiff und ließen uns ans asiatische Ufer überfahren, wo wir in dem famös gewordnen Chunkiar Skelessi ans Land stiegen. Zum erstenmal Asien betreten. Wenn ich die Gegend von Bujukdere mit der von Weidling verglichen habe, so brauche ich mich nicht im Verdacht der Exaltation zu haben, ich kann daher sagen, daß ich etwas diesen asiatischen Baumgruppen Aehnliches nie gesehen habe. Es ist etwas Weiches, Partien- und Gruppenartiges in ihnen, das den unsern fehlt. Besonders zeichnen sich die Eschen aus, dunkler als bei uns, massenhafter und doch unendlich zarter. Ich war eigentlich hingerissen. Der Abend nahte, und wir mußten nach Hause. Die Wasser des Bosporus himmlisch in der untergehenden Sonne. Durch die bereits dunkeln Straßen von Topchana und Pera nach Hause. Ein wunderschöner Knabe zu Pferde. Wahrscheinlich — Ein Glas Wein getrunken und zu Bette.

15. September. Unsere englischen und holländischen Freunde holten uns verabredetermaßen ab, um den Zug des Sultans in die Moschee zu sehen. Unglücklicherweise hatte er, da er eben den Palast Beglerbeg auf der asiatischen Seite

bewohnt, für die heutige Freitagsandacht eine kleine Moschee bei Skutari gewählt, wo er denn zu Schiffe ankommen und der größte Theil des militärischen Pompes wegfallen mußte. Wir fuhren in einer vierrudrigen Barke hinüber und postirten uns, wahrscheinlich allen Verordnungen entgegen, auf der Terrassentreppe eines leer stehenden Hauses, wo der Sultan vorüberfahren mußte und Niemand stand als wir. Lumpige Truppen machten Spalier. Offiziere von allen Sorten und Graden. Bald verkündigten Kanonenschüsse die Ankunft des Herrschers. Ein paar Barken mit Adjutanten als Avant-coureurs. Endlich die von Gold strahlenden Staatsbarken, mit prächtig gekleideten Ruderern besetzt, es waren drei; in der mittlern, wenn ich mich recht erinnere, saß der Sultan unter einer Art Thronhimmel. Er sieht nicht übel aus, und hart an uns vorüberfahrend, blickte er uns scharf an. Die See ging hoch, und ein halb Schiffbruch leidendes Kaik mit einem General am Bord vertrieb unsere Schiffleute von ihrem Standplatz, so daß wir halb mit Lebensgefahr über Hals und Kopf in unser Schiff springen und sogleich abstoßen mußten. Wir beschlossen, nach den süßen Wassern Asiens zu fahren. Der starke Wind und die gewaltige Strömung machten die Fahrt schwierig. Schon früher war ein kurzer, aber heftiger Regen eingetreten, der uns zwang, in einem Kaffeehause von Skutari Zuflucht zu nehmen, wo man uns mit Kaffee und Pfeifen bediente. Während der Regen noch dauerte, fuhr der Sultan zurück. Dießmal ohne Thronhimmel, einen rothen seidenen Regenschirm (parapluie) über den Kopf gehalten.

Die süßen Wasser entsprechen als Gegend ihrem Rufe nicht, einige schöne Bäume, unbedeutende Hügel, nicht mit Chunkiar Skelessi zu vergleichen. Das Gras fand sich naß, die Wege kothig, weßhalb auch wenig Gesellschaft, größtentheils aus Weibern und Kindern bestehend, da war. Sämmtlich in bunten, vergoldeten, kugelförmigen Wagen, theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen, wovon mir die letzten mit hohen, quastengezierten Halbbogen an dem Kopfzeuge

ziert und nebstdem wunderschöne weiße Thiere, am besten gefielen.

Ein Gaukler mit einer Baskentrommel und ein sich überschlagender und umkollernder Knabe unterhielten die Weibergesellschaft, von denen die vornehmeren, wahrscheinlich des durchnäßten Grases wegen, ihre Wagen nicht verließen. Sogar komödienartige Reden schienen manchmal eingemischt. Näher konnten wir die Sache nicht untersuchen, denn die Polizeisoldaten wiesen uns, obgleich höflich, von dem Weiberkreise zurück. Nach Hause gekehrt. Gegen Abend Mr. Kathlik besucht und Herrn Craigher, der mir ein paar Besuche gemacht, ohne mich zu treffen. In demselben Hause die Gräfin Hahn-Hahn. Deren Bekanntschaft gemacht. Sie scheint natürlich, wenigstens spricht sie so. Gefiel mir weit besser, als ich erwartete.

16. September. Gestern schon hatte uns Herr Surmont angekündigt, daß er durch den holländischen Gesandten einen Ferman zur Besichtigung der Moscheen für heute erhalten habe. Wir gingen daher um 9 Uhr Morgens zu ihm, oder vielmehr er kam uns auf dem Wege entgegen. Es hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, und wir machten uns alle auf den Weg über die Hafenbrücke nach Konstantinopel. Die erste Moschee, die wir besuchten, war die Sultan Solimans, nach St. Sophia die größte und am meisten bewunderte. Diese kolossalen Porphyrsäulen, aus denen man nichts zu machen gewußt hat als Strebepfeiler für darauf gestützte Bogen, diese Bogen selbst, die von weiß und schwarzem Marmor gestreift, die Idee der Festigkeit und Tragekraft aufheben, welche die Idee des Bogens ist; die kahlen Wände, durch nichts unterbrochen, machten einen ungünstigen Eindruck auf mich. Dazu diese Menge von Lämpchen und Lampen, die auf Reifen und spinnenähnlichen Kronleuchtern über dem Kopf des Beschauers schweben. Das Gemisch edler Säulen und abgeschmackter Barbarei. Das Ganze macht einen wüsten und müßigen Eindruck. Mir gefiel es nicht. Prächtig und würdig zugleich ist das daneben stehende Grab Suleimans,

wo er mit zwei Söhnen und drei Weibern bestattet liegt. Die Wände mit einer Art buntem Porzellan überzogen, die Geländer mit Schildpatt und Perlmutter eingelegt. Auf dem Sarge der kaiserliche Turban mit zwei Reiherbüschen.

Es fing jetzt an zu regnen, und wir mußten uns mit Parapluies bis Nur Osmani, einer kleinern, aber sehr hübschen Moschee, durcharbeiten. Sie ist ohne Prätension, ohne mißbrauchte Säulen ganz in orientalischem Style gebaut, freundlich und hell, und gefiel mir deßwegen.

Dasselbe ist mit der ungleich größern Moschee Sultan Achmeds der Fall auf dem Atmeidan mit dem Obelisk und der Säule Konstantins, die wir heute des Regens wegen nicht näher besehen konnten. Auch sie ganz maurisch mit ungeheuern gemauerten Tragesäulen, auf denen die Gewölbe ruhen, im Innern.

Von da nach St. Sophia. Da unterdessen die Gebetstunde gekommen war, wurden wir nicht eingelassen, und setzten uns, um abzuwarten, vor einem nahebei liegenden Kaffeehause nieder, wo Pfeifen und Kaffee, wie natürlich, gereicht wurden. Mittlerweile hatte sich noch ein Anstand erhoben. Der geistliche Vorsteher weigerte sich, mehr Personen einzulassen, als in dem Ferman angegeben waren, nämlich zwei, indeß unsere Gesellschaft beinahe aus dreißig bestand. Die Verdopplung des gewöhnlichen Geschenks hob auch diese Schwierigkeit. Wir wurden eingelassen, vor der Hand aber nur in die Emporkirche. Es ist schwer, eine Beschreibung von dem Eindruck zu geben, den dieses Gebäude macht. Ich habe nichts Kirchliches gesehen, was sich damit vergleichen ließe. In röthlich grauen Marmor gekleidet, der an mehreren Stellen höchst glücklich von Tafeln dunklerer Farbe unterbrochen wird, hat das Ganze ein ernstes, aber keineswegs finsteres Ansehen wie die gothischen Kirchen. Die herrlichen Säulen müssen zwar hier auch Bogen tragen und sind noch dazu doppelt übereinander gestellt, aber die der Kuppel zur Stütze dienenden Pfeilerwände geben einen so massigen Gegensatz, daß ei-

durch das andere gehoben und getragen wird. Die Mosaiken der Kuppel und Decke sind von den Türken überweißt worden. Man beklagt dieß mit Recht, vielleicht aber auch ist das Ganze durch sie schwer geworden, wie in St. Marcus zu Venedig. Den Fußboden haben die Türken durch Legen der Teppiche ganz ins Schiefe gezogen, um die Richtung nach Mekka zu erhalten. Man führte uns endlich auch ins Erdgeschoß hinab, obschon das Gebet noch nicht vorüber war. Die Versammlung belief sich nicht auf viele Personen. Darunter mehrere Pilger aus Mekka, dunkle, sonnenverbrannte Araber und ein wunderlicher Kerl, ein Verrückter, wie uns der Lohnbediente sagte. Mit einem ungeheuern, wenn ich nicht irre, grünen Turban, scharlachrothes Kleid bis an die nackten Kniee reichend, den Gürtel besteckt mit Dolchen und Pistolen, eine Art Hellbarde auf der Schulter. Er ging wie der Hahn auf dem Miste umher und maß uns mit zornigen Blicken. Auch unter den arabischen Pilgern schien sich eine erregte Stimmung zu verbreiten, und endlich rieth uns der Kawaß, der uns begleitete, fortzugehen, da es sonst zu einem Ausbruche kommen könne. Wir folgten seinem Rathe, und am Ausgange verabschiedete uns der verrückte rothe Kerl, oder ein ihm ähnlicher, da ich nicht begreifen kann, wie der andere vor uns aus der Thür kommen konnte. Auch trug er dießmal statt dem Spieß eine Fahne. Er sah uns furchtbar an und stieß einen Schrei aus, der zwischen dem Wiehern des Pferdes und dem Krähen des Hahnes die richtige Mitte hielt. Es mochte wohl eine Drohung oder Beschimpfung sein. Das Serail, obwohl unser Ferman auch darauf lautete, konnten wir nicht besehen, da der Sultan eben am nämlichen Tage es bezogen hatte. Wir begnügten uns daher mit dem inner des ersten Thores in der ehemaligen Irenenkirche liegenden Zeughause, das höchst unbedeutend ist.

Nun war aber noch das Wichtigste zu thun, nämlich nach Hause zu kehren, während es in Strömen goß. Wagen gibt es bekanntlich in Konstantinopel nicht, und unsere Woh-

nung war leicht eine volle Wegstunde entfernt. Es blieb keine Wahl. Wir stürzten uns in den Platzregen, ließen uns in einem bereits tüchtig durchweichten Kaik übersetzen und kamen endlich, durchnäßt wie nie in meinem Leben, in unserer Wohnung an. Das bald darauf folgende Mittagmahl verbannte die eisige Kälte aus den Gliedern, und wir konnten Abends dem Gesandten einen Besuch machen und so liebenswürdig sein, als es die Umstände erlaubten.

17. September. In der Nacht ein fürchterlicher Sturm. Zwei Schiffe gingen im Hafen zu Grunde. Das wichtige Geschäft des Frühstücks abgethan, das freilich von einer andern Konsistenz ist als unseres zu Hause. Die Franzosen entgöttlichen sich etwas. Der Major hat Geschäfte. Ich will allein mit dem Dragoman ausgehen. Es regnet. Sind heute beim Gesandten zu Tische. Prokesch' asiatische Reiseerinnerungen sollen mir die Zeit verkürzen helfen.

Doch mit dem Lohnbedienten allein ausgegangen. Ein paar noch nicht gesehene Straßen durchlaufen, die nichts Interessantes darbieten. Die große Cisterne besehen, die ihren Gehalt von den süßen Wassern Europas empfängt. Ein stupendes Werk aus den Zeiten der Konstantine mit ungeheuern Granitsäulen, so weit das Auge reicht. Der Obelisk auf dem Atmeidan, die Spitzsäule ägyptisch, die Basis schlechte Arbeit aus der Zeit des Theodosius. Die halb zerstörte Schlangensäule, die einst dreifach gewunden gewesen sein soll, jetzt aber nur einfach ist, und von der man viel fabelt. Die aller Zierden beraubte und nur noch aus den übereinander geschichteten Quadern bestehende Säule des Konstantin. Diese drei Bildwerke sollen die Richtung der Spina des ehemaligen Hippodroms bezeichnen. Beginnt zweimal zu regnen. Da ich nicht Lust hatte, noch einmal durchweicht zu werden, nach Hause.

Mittags beim Gesandten. Das Wetter hatte mich verstimmt und die Verkühlung von gestern. Das Gespräch wollte sich nicht geben. Verfiel in jene beliebten Abwesenheiten, i

so angenehm machen. Später kamen mehrere Leute, und das Gespräch wurde französisch geführt. Wäre gern nach Hause gegangen, aber der Major spielte, und ich wußte den Weg nicht. Schlechter Tag.

18. September. Die ganze Nacht gegossen. Die Straßen schwimmen in Koth. Suchte Herrn Surmont auf, da der Major Geschäfte hatte. Surmont war auf den Sklavenmarkt gegangen, ließ mich eben dahin führen, traf ihn aber nicht mehr. Besah mir den schändlichen Handel. Die Waare bestand aber bloß aus Negern. Ein hübscher Knabe wurde eben herumgeführt und um 1200 Piaster feil geboten. Der Bube schien gar nicht betrübt und folgte ungezwungen dem Ausrufer. Der größte Theil Weiber, d. h. Mädchen. Wenige hübsche. Eine sah nicht übel aus und blickte mich an, als wollte sie mich zu einem Gebot auffordern. Das Abscheuliche war in seiner Einförmigkeit bloß widerlich. Ging noch ein wenig in der Stadt herum, bis mir die Füße vom Pflaster schmerzten, und dann nach Hause, da der durchweichte Boden keinen Ausflug gestattet. Es stürmt wieder und droht mit Regen. Nichts gut an der Sache, als daß damit wahrscheinlich die Aequinoktialstürme abgethan sind und unsere weitere Seereise hoffentlich gesichert ist. Setze mich hin, um die Iliade zu vollenden und mit Prokesch' Erinnerungen an der Hand die Charte von Troas zu studiren.

19. September. Mit M. Surmont und den beiden jungen Leuten einen Ritt durch die Stadt gemacht, da der Schmutz das Gehen verbot. Auf dem Pferdemarkt, wo wir aber nichts Schönes, wohl aber viel Hübsches und Wohlfeiles sahen. In der neuen Münze, die erst im Entstehen ist und eins der hübschesten Etablissements in Europa zu werden verspricht. Ein Engländer der Direktor, die Arbeiter aber sämmtlich Türken, die also schon zu brauchen wären, wenn sie angeleitet würden. Dann ins Arsenal. Eine Reihe der schönsten Kriegsschiffe am Ufer. Im Bagno der Galeerensklaven. Finsterniß herrscht da in der Mitte des Tages. Griechische Kirche

im Gefängnisse. Die Leute haben außer der Kette an einem Fuße kaum sonst etwas von Gefangenen und scheinen freier gehalten zu sein, als irgend anderswo. Wenn man damit unsere schweren Kerker vergleicht! Ein darunter befindlicher Deutscher, er mochte ein Preuße oder Braunschweiger sein, mit Bart und Haaren wie der wilde Mann im Harz, redete mich an. Ehe ich ihn aber weiter befragen konnte, war er schon weggedrängt und im Dunkel verschwunden. Schiffdocks, Werfte, Seilerwerkstätte, aber nirgends Arbeiter. Mittags beim Minister. Abends ins Theater, wo ein italienisches Sängerehepaar seine Künste zeigte. Hätten leicht viel schlechter sein können, als sie waren. Gingen nach dem ersten Akte.

20. September. Allein mit dem Platzbedienten ausgegangen. Pferde genommen und den Ritt um die äußern Mauern von Konstantinopel gemacht, womit wir in zwei Stunden zu Ende waren. Genau genommen, war mir diese Tour das Liebste, was ich in Konstantinopel bis jetzt mitgemacht habe. Die Thürme und dreifachen Mauern verfallen und mit Epheu umwachsen, militärisch vielleicht lächerlich, aber malerisch einer der schönsten Gegenstände. Auch das rechts der Straße liegende Land sehr hübsch. Ungeheuer die Zahl der Feigenbäume, die in den Gräben wachsen. Den Schluß macht das Schloß der sieben Thürme. In der Nähe betrachtet, scheint es unbedeutend, von der Ferne aber tritt erst das Innere auch heraus, und dann ist der Eindruck schön, aber keineswegs grauenhaft, wie man vorauszusetzen geneigt ist. In die Stadt zurück. Auf den Thurm vor dem Hause des Seraskiers gestiegen. Eine schönere Aussicht läßt sich nicht denken. Unter sich die ungeheure Stadt, an die sich, durch Meerarme getrennt, Skutari und Pera als Vorstädte anschließen. Zwischen den bunten Häusern, die sich in der Entfernung gut ausnehmen, die stattlichen Moscheen, von ganz anderer Wirkung als unsere kleinlichen oder gothisch angeschmauchten Kirchen. Von der einen Seite der schön umgeben Bosporus, von der andern das Meer von Marmara, ük

ließ sein Pferd gar nicht ungeschickt karakoliren, so lange er über den Platz ritt, am Thore aber meinte er vermuthlich, es sei genug, und ritt ruhig im Schritt hinein. Das gab dem Ganzen etwas Gemachtes, das mir mißfiel. Dann zum Agenten der Lloydschen Dampfschiffgesellschaft Marinich. Scheint ein unterrichteter Mann. Schenkt mir ein mumisirtes Krokodil, das ich ihm gern zurückgeschenkt hätte. Nehme Plätze für Sonntag nach den Dardanellen. War froh, wieder fortzukommen. Warum? Weil ich mich nicht freute, herzukommen.

23. September. Morgens im Bette.

Schon bin ich müd' zu reisen,
Wär's doch damit am Rand!
Vor Hören und vor Sehen
Vergeht mir der Verstand.

So willst du denn nach Hause?
O nein! Nur nicht nach Haus!
Dort stirbt des Lebens Leben
Im Einerlei mir aus.

Wo also willst du weilen?
Wo findest du die Statt?
O Mensch, der nur zwei Fremden,
Und keine Heimath hat.

Da sich eine Gelegenheit fand, noch einmal die Moscheen besucht. Der Suleimanije habe ich abzubitten. Sie ist schön in ihren Verhältnissen und in ihrer Einfachheit, da sie alle Farben ausschließt. Nur die weiß und schwarz gestreiften Gewölbbogen sind und bleiben mir unerträglich. Mich abgemüdet und froh gewesen, wieder nach Hause zu kommen.

Abends Abschiedsbesuch beim Gesandten. Graf Schulenburg mit seiner französischen Frau sind da und bleiben bis 1/2 11 Uhr. Wir mußten aushalten, weil der Major noch mit dem Gesandten über Geschäfte zu sprechen hatte. Spät zu Bette.

24. September. Erwache um 4 Uhr Morgens unter

einem bedeutenden Sturm. Gute Aussicht für die heutige Abreise. Schreibe Autographen für das Personale der Gesandtschaft. Der Wind dauert fort. Wie wird das abgehen? Eingepackt. Um 4 Uhr soll's fort.

Zu Schiffe von Schwarzhuber und Wickerhauser begleitet. Das Meer macht sich besser, als zu hoffen war. Herrlicher Anblick des Serails von der Seeseite. Fürst Metternich, vortreffliches Schiff. Während des Essens im Mar di Marmara dunkelt es bereits. Den jungen Chlumezky wieder getroffen. Bald zu Bette. Seit langer Zeit wieder einmal gut geschlafen.

25. September. Vor Tag erwacht. Aufs Verdeck. Einfahrt in die Dardanellen. Bei weitem nicht so schön als der Bosporus. Sestos und Abydos. Ersteres in einem schönbewachsenen Thale, letzteres von kahlen Hügeln begrenzt, die gelb ins Meer hinausschauen. Bei den Dardanellenschlössern angelangt. Das Schiff hält an. Eine Barke mit der österreichischen Konsularflagge legt an. Weiß steigt an Bord. Kaum erkennbar in dem halb orientalischen Barte. Steigen in seine Barke; alle Konsulate flaggen. Frühstück. Legt uns einen Plan zur Bereisung der Umgegend vor, der zehn Tage erfordert hätte. Erkläre, nur über zwei, höchstens drei verfügen zu können. Plan zur Besichtigung der Troas in zwei Tagen. Für heute war Abydos, wo wir uns bereits befanden, und das gegenüber liegende Sestos zu besehen. Ersteres ohne besonderes Interesse. Hierauf zu Schiffe an die jenseitige Küste gefahren und dort Pferde bestiegen. Doktor Xantopulos, ein unterrichteter und wackerer Mann, ist mitgekommen. Zu Pferde eine steile Anhöhe hinauf, von wo sich die reizendste Aussicht darbietet. Zum erstenmal die Baumwollpflanze gesehen. Reiten ins Thal von Sestos hinab, wunderschön mit Baumgruppen bewachsen. Hierauf am Strand des Meers rechts an der Anhöhe hin. Ueberall Spuren von alten Bauten. Das Meer an dem Ufer mit Trümmern bedeckt. Auf einem vorspringenden Hügel mag der Tempel Aphroditens gestanden

haben. Abends nach den Dardanellen zurück. Schöner Sonnenuntergang. Nirgends habe ich das Meer so lichtblau gesehen. Heiteres Abend-, oder vielmehr Mittagmahl. Gute Betten, vortrefflich geschlafen. Rechne den heutigen Tag unter die angenehmsten meines Lebens. Weiß wird ein tüchtiger Mann werden und es weit bringen. Hat bei vielem Verstand auch ein Herz.

26. September. Heute soll's nach Troja gehen. Früh aufgestanden, aber unter Zögerungen der Türken mit den Pferden erst spät abgegangen. Hätte gleich anfangs ein großes Unglück haben können. Mein Pferd, das kein anderes vor sich haben will, gleitet noch im Dorfe über eine Brücke aus und stürzt, ich mit, doch ohne mich zu beschädigen oder die geringste Ungelegenheit zu spüren. Von neuem fort. Merke an dem Schmerz in den Füßen wohl, daß ich zwanzig Jahre kein Pferd bestiegen habe. Verzweifle fast, ob ich's aushalten werde, aber mein Verlangen war zu groß, daher frisch weiter. Der Reiseplan dürfte nicht gut angelegt gewesen sein. Denn reiten fast den ganzen Tag, bis wir in die Ebene von Troja seitwärts einbrechen und bei Zschiblak die ersten Säulentrümmer und andere Ruinen sehen. Den Simois (nach Gewalik) passirt, wo das Wasser den Pferden nicht bis an die Kniee reicht. Bei Zschiblak dürfte das Ilium recens der Alten zu suchen sein, also die Stelle, wo einige das alte Troja hinsetzen, mit welchem Recht, ist mir nicht deutlich. Es war Abend geworden, und wir eilten, Bunarbaschi zu erreichen, wo wir mit einbrechender Nacht eintrafen. Der Kawaß, den uns der Pascha der Dardanellen mitgegeben hatte, machte uns Platz in dem Meierhofe des Paschas; man belegte den Fußboden eines erträglichen Zimmers mit Betten. Vorher stiegen wir noch zu den Quellen des Skamander hinab, deren vierzehn bis sechzehn sind, sämmtlich vom reinsten, hellsten Wasser. Der Fluß bleibt übrigens höchst unbedeutend. Daß dieser Fluß bei Bunarbaschi entspringt, wie nach Homers Beschreibung der Skamander bei Troja, macht die Meinung höchst wahr-

scheinlich, daß hier das alte Ilion zu suchen sei. Die Umgebungen der Quellen sind übrigens durchaus steiniges Hügelland. Gut gegessen und eben so geschlafen, selbst ohne Flöhe, was uns am meisten Wunder nahm.

27. September. Früh Morgens auf und die Umgebungen von Bunarbaschi besehen. Der Hügel, auf dem es liegt, fällt nach rückwärts ab. Ist von allen Seiten zu umlaufen, so daß auch dieses Zeichen des homerischen Ilions eintrifft. Einen Grabhügel von aufgehäuften Steinen bestiegen, der Meinung und wohl auch der Wahrheit nach jenen des Hektor. Von hier aus hat man die beste Ansicht des trojanischen Feldes. Ringsum steinigte Hügel. Rechts im Thal die Quellen des Skamander. Weiter drüben, durch Bäume bezeichnet, der Lauf des Simois. Vor sich die Ebene, wie zum Schlachtfeld geschaffen, von beiden Seiten durch Hügelreihen eingeschlossen. Rechts die Anhöhen, auf denen das Ilium recens lag, und die wohl die Kallikolone Homers sind, links der Höhenzug längs des Aegeischen Meeres, der mit dem Kap Sigeum und dem Grabhügel des Achill schließt. Längs dieses Höhenzuges mehrere Grabhügel in der Reihe. Die Ebene selbst wellenförmig durch Bewegungen des Bodens unterbrochen und mit Bäumen besetzt. Ueberhaupt die Gegend schön, und, wie es scheint, gut bebaut. Von da wieder zu Pferde und in der Richtung von Alexandria Troas weiter. Der Weg ansteigend, mit Gesträuch und halbwüchsigen Bäumen besetzt. In Keilli Mittag gehalten (den vorigen Tag in It-Ghelmes). Kommen endlich bei den Ruinen von Alexandria Troas an. Zwei der ungeheuersten Säulen, die es irgend gibt; am Boden liegend, fünfunddreißig Schuh lang und gegen sechs Fuß im Durchmesser. Trümmer eines andern Prachtgebäudes mit den ungeheuersten Bogen und den größten Bausteinen, die ich jemals gesehen. Aehnliche Konstruktionen und Bogentrümmer überall zerstreut. Schon am Morgen hatte sich heftiger Sturm aus Süden gezeigt, er nahm immer mehr zu. Unser Plan war, ans Meer hinabzusteigen, nach Tenedos überzufahren

und dort morgen das Dampfboot zu erwarten. Die Ausführung zeigte sich aber unmöglich. Kein Schiffer wagte, uns überzuführen. Wir ließen Feuer anzünden, das gewohnte Zeichen für die Barken von Tenedos, herüberzukommen, aber keine kam. Der Abend brach ein, und es blieb nichts übrig, wenn wir anders das Dampfboot des Lloyd nicht versäumen wollten, als in der Nacht den ganzen Weg nach den Dardanellen wieder zurückzumachen. Nach einem ermüdenden Marsche zu dem nächsten türkischen Dorfe, wo wir in dem Kaffeehause mit Vertreibung aller übrigen Kunden uns etwas erfrischten, setzte sich mit einbrechender Nacht die Gesellschaft wieder zu Pferde. Ich, der ich von dem zweitägigen Ritte ohnehin erschöpft war, legte mich auf einen mit Ochsen bespannten Karren (Araba), und so ging der Zug durch die ganze Länge der Ebene von Troja, leider bei finsterer Nacht, nur von den ungemein glänzenden Sternen beleuchtet und durch den Gesang der Grillen belebt, deren Zirpen hier wirklich dem Gesange der Vögel nahe kommt. Auch Glühwürmer kamen hier häufig vor. So erreichten wir in der Morgendämmerung Kum Kale, nachdem kurz vorher mein Ochsenkarren mich beinahe in einen Abgrund hinabgeworfen hätte. In Kum Kale eine Tasse Kaffee genommen und eine Segelbarke bestiegen, die uns in dem heftigen Winde eine halbe Stunde vor Ankunft des Dampfbootes in die Dardanellen zurückbrachte. Weiß, der uns nach Smyrna begleiten wollte, findet sein Urlaubsgesuch von dem Internuntius abweislich beschieden; wir trennen uns daher und besteigen allein das östreichische Dampfboot.

28. September. Der Wind war schon bei der Abfahrt ziemlich stark, Sirokko, also gerade unserer Richtung entgegen. Wir fuhren der trojanischen Küste entlang, die hier bloß den Anblick einer felsigen Hügelreihe darbietet. Ungefähr Tenedos gegenüber der Berg Ida, den wir gestern, von Wolken gehindert, nicht sehen konnten. Gleich wie wir aus den Dardanellen hinauskamen, wurde der Wind immer stärker und

stärker und wuchs bis zum wirklichen Sturm, um so widriger, da er uns gerade entgegen blies. Das Meer ging sehr hoch und wurde mir immer lästiger. Ich suchte des Eindrucks auf jede Art Meister zu werden. Stellte mir das Ganze als ein erhabenes Schauspiel vor, das es wirklich war. Fixirte Punkte an der Küste, um mir das Auf- und 'Abklettern des Schiffes die Wellen hinauf und herab zu maskiren. Eine Weile half es, aber nicht lange, besonders wohl wegen der Anstrengungen der verflossenen drei Tage, der durchwachten Nacht, und weil ich desselben Tages außer einer Tasse Kaffee nichts genossen.... Da der zum eigentlichen Sturm gewordene Wind jede aufrechte Stellung unmöglich machte, und es dunkel geworden war, legte ich mich zu Bette. Vor Erschöpfung schlief ich bald ein, wachte aber bald von der ungeheuer verstärkten Bewegung wieder auf. Kopf und Füße gingen wie die Schalen einer außer Gleichgewicht gebrachten Wage .... ich schlief nach ein paar peinlichen Stunden wieder ein. Gegen Morgen waren wir schon im Eingange des Golfs von Smyrna, die See ward ruhiger. Ich konnte frühstücken und fühlte die Wohlthat der nöthigen, so oft mißbrauchten Stärkung. Gegen zehn Uhr Morgens Ankunft in Smyrna. Die Stadt liegt im Hintergrunde einer Felsenbucht, die leider zu kahl ist, um schön genannt zu werden. Aber was käme einem schön vor in solcher körperlichen Verstimmung. Steigen in der Pension du Levant aus, wo wir die Gräfin Hahn vorfinden. Besehen uns den Bazar, steigen aufs alte Schloß, dessen Aussicht zu genießen uns der immer steigende Sturm hindert. Kameele, die zuerst in den Dardanellen vorgekommen, durchziehen in langen Reihen die Straßen. Die Stadt besteht aus ziemlich schlechten Häusern, keine einzige bedeutende Moschee. Besuchen den östreichischen Generalkonsul, der weniger Freude äußerte, als ich aus der alten Verbindung unserer Familie erwartet. Essen der Gräfin Hahn zuliebe, die ich bisher ziemlich vernachlässigt, schon um 4 Uhr zu Mittag. Angenehme Unterhaltung. Schenke ihr ein paar klassische Baumblätter,

die ich von Ilion mitgebracht, was sie zu freuen schien. Indeß war auch das französische Dampfboot angekommen, das uns morgen weiter bringen soll. Nach Tische nehmen wir Abschied von der Gräfin und ihrem Begleiter, die nach Beirut gehen, setzen uns am Meeresstrand in ein griechisches Kaffeehaus, und schlendern dann bis Abends in den Straßen umher, wo wir Gelegenheit hatten, die beste Meinung von der Wohlgestalt der smyrnaischen Damen zu fassen. Früh zu Bette.

29. September. Zahlen die ungeheure Rechnung. Ein Golddukaten fiel auf meinen Theil für das gemeinschaftliche Schlafzimmer, ein Mittagmahl und ein schlechtes Frühstück, und lassen uns nach dem französischen Dampfboot hinaus rudern, das uns nach Syra bringen soll. Das Schiff schön, die Offiziere artig, das Frühstück gut, bis auf das Fleisch, das im Orient überall schlecht ist. Abfahrt. Der Sturm aus Süden hatte während der Nacht zugenommen, aber die vortreffliche Bauart des Schiffes machte die Bewegungen milder. Auch schien mir, als ob trotz des vermehrten Windes die Wellen minder hoch gingen, endlich macht die Gewohnheit alles leichter. Der Wind war übrigens so stark und so konträr, daß der Kapitän davon sprach, in einem Hafen vor Anker zu gehen. So schleppten wir uns fort, leider durch die Unmöglichkeit, aufrecht zu stehen und den den Sirokko begleitenden Dunstnebel gehindert, den Anblick der Küste zu genießen. Ich konnte, ohne sehr belästigt zu werden, zu Mittag essen. Die beiden Engländer Mr. Kathlik und der langweilige Edwards waren mit demselben Schiffe von Konstantinopel angekommen, zugleich mit ihnen eine ganze Kolonie junger Engländer, so daß man bei Tische in old England zu sein glaubte. Ein italienischer Dominikanermissionar, der mich als Katholiken sehr in Affektion nahm u. s. w. Die Zeit verging aber, wie das ihre Gewohnheit ist.

So ging der 30. Sept. unter immerwährenden Besorgnissen des Schlechterwerdens und Unlust in der Unmöglichkeit, aufrecht zu stehen und irgend ein Objekt mit Behagen betrach-

ten zu können, vorüber. Die Nacht war arg, ich ertrug sie aber schon leidlich.

Der 1. Oktober brach an, und wir hatten bald den Ort unserer jetzigen Bestimmung, Syra, vor Augen. Der Anblick der Insel ist kahl, die Stadt aber, wie eine Bischofsmütze bis zur höchsten Spitze eines Berges emporgebaut, nimmt sich nicht übel aus. Gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felsen das Lazarett der Quarantäne. Im Hafen lagen schon zwei französische und ein östreichisches Dampfboot. Unser Schiff hatte die gelbe Pestflagge aufgesteckt. Boote mit demselben Wimpel umkreisten uns. Endlich ward eine Barke mit uns und unsern Effekten beladen. Vier Engländer, zwei konstitutionelle Griechen und einiges Gesindel gesellten sich bei, und so wurden wir nach dem Lazarett hinüber gerudert. Dort angekommen, warf man unser Gepäck brutal an die Felsen des Ufers und überließ uns unserm Schicksale. Der Major blieb zur Aufsicht zurück, und ich ging in die Quarantäne, konnte aber Niemand finden, der Italienisch verstand, so daß, als ich endlich in die Kanzlei kam, der griechische Lohnbediente der Engländer die einzig übrigen guten Zimmer weg hatte, und wir mit einem elenden schmutzigen Loche mitten unter stinkenden Türken und Griechen vorlieb nehmen mußten. Wir sandten sogleich Botschaft an den östreichischen Consul und an den Direktor der Anstalt Pio Terenzio. Letzterer kam auch; da aber alle Zimmer vergeben waren, mußten wir in unserem Loche aushalten, und das Einzige, was wir erreichten, war, noch an selbigem Abende spoglio machen zu können und so statt 10 nur 9 Tage gefangen zu bleiben. Der spoglio selbst war die lächerlichste Ceremonie, die sich denken läßt. In kleinen Kämmerchen nächst der Kanzlei hatte man jedem von uns ein heißes Bad bereitet. Die Kleider mußten wir in eine Art Schublade legen, die, so wie wir ins Wasser stiegen, nach außen fortgezogen und erst, als das Bad vorüber war, wieder hereingeschoben wurde. Da fanden wir denn statt unserer Kleider einen Schlafrock, ein Hemd ohne Haft oder Knopf, Unterhosen

die uns den Bauch zusammenklemmten, eine weiße Schlafmütze. Kurz, wir mußten laut auflachen, als wir uns wechselseitig erblickten. Mein Geld ward während des Bades ebenfalls in ein Gefäß mit Wasser geschüttet. Nur die Uhr durfte behalten werden, der ich motu proprio meine Cigarren beifügte, um sie vor dem Gestank der Räucherung zu retten. Während wir nämlich uns in der Brühe befanden, wurde unser Zimmer mit den ausgepackten Kleidern und den geöffneten Koffern durchstänkert, wir selbst aber für diese Nacht ins erste Geschoß in ein Zimmer geführt, das zu den für den erwarteten Fürsten Mavrokordato aufbewahrten Appartements gehörte. Die Möblirung übrigens war nichts weniger als fürstlich, namentlich die Betten nicht viel besser als ein Brett und ein Bund Stroh, welche Beschaffenheit unsere Lagerstätten während der ganzen Dauer der Quarantäne beibehielten. Morgens erhielten wir unsere Kleider wieder, begaben uns wieder in unsere stinkende Wohnung, die von den Pesträucherungen nunmehr doppelt stank. Fürchterlicher Kaffee zum Frühstück. Zu Mittag gute Suppe, leidliche Fische, vortreffliche Trauben, mittelmäßiger Wein, aber alles Fleisch so ausgesucht schlecht, so zäh und hart, daß kein Messer, viel weniger Zähne dessen Herr werden konnten. Das Quarantänegebäude ist ganz zweckmäßig, ja hübsch, gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felsen erbaut. Da ist kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Der Boden mit Felsen und spitzen Steinen bedeckt, so daß jeder Tritt schmerzt, und wir uns erst mit unserer Hände Arbeit durch Aufräumen der Steine einen Spazierweg bahnen mußten. Noch dazu wird der Aufenthalt im Freien durch die immerwährenden Stürme verleidet, die, wie vorher aus Süd, jetzt aus Nord und Nordost über die Inseln herrasen. Unser Gesichtskreis wird gegenüber durch die Hauptstadt der Insel Syra, links durch kahle Berge mit dürftigen Bepflanzungen, rechts durch die Insel Tino mit vielen, wie Schwalbennester an den Klippen hängenden Ortschaften und die Ausläufer von Mikone begrenzt. Ein- und auslau-

fende Schiffe beleben einigermaßen die Gegend. Da werden denn mit dem Fernrohr die Wimpel beobachtet, von einer einlaufenden englischen Kriegsbrigg die Kanonen gezählt, die Manöver beobachtet. Die vier Dampfschiffe, die anfangs im Hafen lagen, haben uns verlassen, und der Sturm verscheucht neue Gäste. Ich bezeichne nicht mehr die einzelnen Tage, denn eine große Langeweile verschlingt alle Unterschiede. Glücklicherweise hatte ich in meinen Koffer Chalybäus' Geschichte der neuen Philosophie eingepackt, die mußte nun vorhalten. Die Seiten wurden gezählt und fünfzig für jeden Tag schien genug, um die neun Tage der Gefangenschaft auszufüllen. Da wird denn aufgestanden, der entsetzliche Kaffee getrunken, ein wenig im Winde spazieren gegangen, dann gelesen, wo uns denn Herbarts Monaden an dem gescheiten Manne unerklärlich, Schellings System aber höher als die Klippen, widriger als der Wind und unfruchtbarer als das Meer vorkamen.

Am 4. Oktober, als meinem Namenstage, ward uns endlich eine bessere Kammer mit der Aussicht auf das Meer und minder den mephitischen Dünsten ausgesetzt, zu theil, ohne unsere Lage erträglicher zu machen, denn jeder Tag mehrt im geometrischen Verhältnisse die Unleidlichkeit. Ein Einzelner würde sich in Gedanken vertiefen, zu Zweien gehen sie aus, weil zu dem Unangenehmen der eigenen Lage noch das Mitleid über die des Andern kommt.

Als wir ankamen, war das Geschrei im Hofe unerträglich. Da alle Bedürfnisse nur mittels einer Schublade durch das Menageriegitter geschoben werden, das den Hof abschließt, so war der Anforderungen und des Schreiens nach Georgy kein Ende. Jetzt wird die Zahl der Gefangnen täglich geringer, und fünf Engländer, die sich mit Rattenfangen und Schwimmen unterhalten, zwei konstitutionelle Griechen, von denen Einer den König Otto einen Imbécile genannt hat, zwei liederliche Französinnen aus Aegypten in Begleitung zweier Türken, endlich zwei alte Griechen mit dem [illegible]

Adonis machen die ganze Gesellschaft aus. Letzterer ist ein etwas derber Bursche von etwa 20 Jahren, prächtig, nur zu stark gebaut, hübsches Gesicht, aber unreines Fell. Am verflossenen Sonntage sah er in brauner Jacke und kurzer Pumphose, weißer Scherpe, rothem Fes und stahlblauen Strümpfen an den modellartig geformten Beinen wirklich prächtig aus. Seitdem hat er mit dem abgelegten Sonntagsstaate viel verloren.

9. Oktober. Endlich schlug der Tag der Erlösung. Durch den spoglio war die Dauer der Quarantäne um fünf Tage abgekürzt worden, und heut gab uns der Ober-Guardiano durch einen Handschlag die Freiheit. Eine Barke war schon bestellt. Wir bezahlten die ungeheure Rechnung, etwas mehr als einen Dukaten für den Tag, warfen Trinkgelder aus nach allen Seiten, und ließen uns nach der Stadt Hermopolis, der Hauptstadt von Syra, hinüberrudern. Schon gestern war uns durchs Fernrohr ein besonderes Treiben unter dem Volke der Hauptstadt unter unaufhörlichem Glockengeläute aufgefallen, das selbst der Sonntag nicht hinlänglich zu erklären schien. Auch heute bemerkten wir festliche Anzüge unter der Menge und erfuhren dann, daß an beiden Tagen die Wahlen für die bevorstehende Ständesitzung Statt gefunden hätten. In Athen war nämlich, wie wir schon in den Dardanellen gehört hatten, eine Revolution ausgebrochen, und der König genöthigt worden, eine Constitution anzuerkennen. Der Antheil unter dem Volke schien übrigens nicht groß. Man hatte uns das Wirthshaus de toutes les nations als das beste empfohlen. Wir ließen uns dahin bringen, fanden aber nur eine finstre Kammer unbesetzt, die offenbar schlechter war, als unser Pestkobel im Lazarett. Doch Noth kennt kein Gebot: wir nahmen die camera obscura. Gleich nach dem schlechten Frühstück bestiegen wir im Gefühle der wieder erhaltenen Freiheit eine Anhöhe im Süden der Stadt und genossen der himmlischen Aussicht auf Meer und Inseln. Gräßlich ist der Weg durch die obere Stadt. Keine Straße oder nur Gasse — nur Kloake

und Winkel. Da aber die Häuser sämmtlich von Bruchstein sind, machen sie doch keinen schlechten Eindruck. Nach Tisch gingen wir nach der Nordseite bis über den Eingang des Hafens hinaus. Hier ist die Aussicht noch bezaubernder und die Stadt wirklich schön. Wohl gepflastert, die Häuser nach Art der Landhäuser klein, aber durchaus von Stein und geschmackvoll, ja elegant gebaut. Man hat eine neue Straße als Spaziergang angelegt, der zu den Höhen außer dem Hafen führt. Wir stiegen hinauf. Die Berge sind kahl, überall Steine, vom Marmor und Granit bis zum Schiefer und Kalkstein. Kein Baum, kein Grashalm, nichts als Distel und eine Art stachlichter Ginster, aber dafür Salbei, Thymian und andere trockne Pflanzen von einem solchen Wohlgeruche, daß man sich fast betäubt fühlt. Wir lagen da wohl zwei Stunden und genossen der Aussicht auf das Meer und die Inseln und des himmlischen Abends. Die Formen haben etwas Pittoreskes, dazu der von Natur wohlgesittete, wohlgebildete Menschenschlag; in den mittelländischen Gegenden läßt sich nichts damit vergleichen.

Früh zu Bette. Vor Lärm im Wirthshause nicht einschlafen können. Die Nacht durch den Luftzug wachgehalten, der durch die Spalten der Wand unserer Kammer eindrang, bei Tagesanbruch durch das Krähen der Hähne aufgeweckt. Dazu die Hitze von den widerlich starken Weinen — habe beinahe nichts geschlafen.

10. Oktober. Spät aufgestanden. Vormittags war Vieles für unsere morgige Abreise zu besorgen. Hierauf gingen wir vom Hafen aus längs des Meeres hin, wurden aber bald von der Zwölfuhrglocke zurückgerufen, da man hier um diese Stunde zu Mittag speist. Bald nach Tische mietheten wir eine Barke und ließen uns ins Innerste des Hafens führen, wo wir uns entkleideten und trotz des starken Südwindes ein Seebad nahmen. Hierauf wieder auf unsern geliebten Windmühlenhügel. Die Inseln waren aber mit Wolken bedeckt, und die Sonne geht schon um 1/2 6 Uhr unter. Die gestern

belebte Abendconversation mit hiesigen jungen Handelsleuten, worunter Einer, der deutsch spricht (der deutsche Musiklehrer war heute nicht zugegen), wollte sich jedoch nicht geben, und ich sitze gegenwärtig um ½9 Uhr schon in unserer Schlafkammer und kritzle diese Zeilen, da mir der griechische Lärm auf dem Vorhause nicht erlaubt, an Schlaf zu denken.

Im Ganzen gefällt mir Syra sehr wohl, glaube aber, was mir die jungen Italiener an der Wirthstafel sagen, daß man nach drei Monaten Aufenthalt Lust zum Aufhängen bekomme. Dürre und Sterilität im höchsten Grade. Die männlichen Einwohner bloß mit ihrem Handel beschäftigt, die Weiber der bessern Stände, halb orientalisch meistens zu Hause. Man müßte hier, wie wir im Lazarett thaten, zur Lektüre von Chalybäus' Darstellung der neuesten deutschen Philosophie seine Zuflucht nehmen. Die Aridität lädt congenial dazu ein.

11. Oktober. Die ganze Nacht Gewitter, Regen und Sturm. Der Regen, der erste seit sechs Wochen in Syra, setzt sich auch den Vormittag über fort. Die Seite unsers Zimmers, auf der ich liege, stand durch mehrere Spalten dem Winde offen, so daß ich allerlei unangenehme Empfindungen in den Gliedern spürte. Gegen Mittag konnten wir doch den Hafen entlang schlendern. Das östreichische Dampfschiff von Konstantinopel, dessen Briefe wir nach Athen mitnehmen sollen, und dessen Ankunft wir daher abwarten müssen, ist noch immer nicht gekommen. Wir gehen Nachmittag auf unser Observatorium zu den Windmühlen und schauen mit Fernröhren in die Gegend, woher es kommen muß, zwischen Tino und Mykone, müssen uns aber mit der Aussicht im allgemeinen begnügen, denn von dem Dampfboote keine Spur. Haben daher noch eine Nacht in Syra zuzubringen. Gegen Nacht verbreitet sich das Gerücht, es sei gekommen, werde aber des schlechten Wetters wegen erst morgen Abends abgehen, denn Gewitter, Regen und Sturm haben sich wieder eingestellt.

12. Oktober. Es regnet noch immer in Strömen. Das gestern gekommene Dampfboot war kein östreichisches, sondern

eines der griechischen Regierung, das die Nachricht brachte, daß Kolokotroni wegen eines Versuchs zu Gunsten des Königs von Athen nach Tino verwiesen worden sei. Die Partheien fangen also an, sich zu zeigen, eine schlechte Aussicht für unsere Ausflüge ins Innere Griechenlands. Das nach Athen bestimmte Schiff wird aber heute gewiß abgehen, auch wenn die Brieftaube nicht einlangt. Desto besser! Länger noch in Syra zu bleiben, das man am ersten Tage auswendig weiß, wäre zu arg.

Im Wirthshause den griechischen Oberstlieutenant Fabricius getroffen, der seit 1824 in Griechenland dient und nun sammt allen Deutschen entlassen und verbannt ist. Ein gescheiter, wohlgebauter Mann, der anfangs krank schien, in der Unterhaltung mit seinen Landsleuten aber zu unserer großen Freude sich allmählig zu erholen schien. Er schreibt alles Unglück den baierischen Rathgebern des Königs zu, betrachtet aber die Constitution als eine von vorn herein unvermeidliche Sache. Mit ihm den Consul Forestier besucht, ein gebildeter, gut sprechender Mann mit einem weggeschossenen Bein, der aber in seiner Rede und Berichten, die er uns vorlas, witziger scheint, als für einen Beobachter von Profession zulässig scheint. Endlich Abends um 7 Uhr fahren wir mit dem Kapitän ans Dampfschiff. Das Wetter windig und noch dazu mit conträrem Wind. Lege mich gleich bei der Ausfahrt aus dem Hafen, wo denn Wind und Wellen das Dampfboot dermaßen zu schütteln anfangen, daß ich das Uebelste erwarten mußte. So dauert es fort bis gegen 1 Uhr Morgens, ohne daß ich ein Auge zuthun konnte. Von da an wurde es milder, und gegen Morgen schlief ich mit Unterbrechung ein paar Stunden. Gegen 6 Uhr stand ich auf und ging aufs Verdeck. Da hatten wir das Kap Sunium schon passirt. Aegina und Salamis lagen links von uns, Letzteres viel kleiner, als ich mir gedacht, so daß man kaum begreifen kann, wie eine Seeschlacht mit der ungeheuren persischen Flotte da Statt finden konnte. Rechts, vom Meere entfernt, wie eine gefallene Krone

die Anhöhe, auf und an der Athen liegt. Die Sonne beginnt nach und nach die einzelnen Umrisse zu beleuchten. Die Akropolis, ein Palast, wahrscheinlich der des Königs, die Spitze des Hafens Piräus kommt uns entgegen. Wir laufen ein. Hier hätte man Neu-Athen bauen und das alte als Antiquität behandeln sollen. Wahrscheinlich auf eine Idee des albernen Königs von Baiern, der vielleicht das ganze Unglück seines Sohnes verschuldet hat. Kommen endlich vor Anker. Der Major besucht einen alten Marinekameraden auf der im Hafen liegenden östreichischen Korvette, und ich kritzle unterdeß diese Zeilen. Der Zweck meiner Reise scheint verfehlt, denn Oberstlieutenant Fabricius räth uns die Reise ins Innere des Landes aufs Entschiedenste ab. Wir werden eben sehen.

Endlich kommt der Major in dem Boote des Kriegsschiffes zurück und holt mich auf die Korvette ab. Mache die Bekanntschaft des Kapitäns, der eben für den Tag bei Prokesch zu Mittag geladen ist. Wir gehen zusammen ans Ufer, frühstücken, was vor Allem ich nothwendig hatte, und fahren in zwei Wagen nach Athen. Eine dürre, staubige Straße, rechts Ueberbleibsel der langen Mauer. Der Olivenwald. Endlich die ersten Häuser des neuen Athen. Wir fahren beim Gesandten vor und werden in sein Haus aufgenommen. Der Aufstand ist noch in vollem Gange. Lärmende Haufen durchstreifen die Stadt. Erzählung der Hergänge. Es scheint auf das Leben des Königs abgesehen gewesen zu sein. Vor Tische fahren wir mit Prokesch zum Jupitertempel hinaus. Die Säulen herrlich. Jedermann weiß, daß der Tempel einer der grandiosesten der Welt gewesen sei. Mehr aber als alle diese Trümmer interessiren mich die Quellen des Ilyssos, an denen Platon spazieren ging, die vielgenannten Berge, die das Thal von Attika umschließen, die Aussicht aufs Meer mit Salamis, Aegina, die Natur, die immer war, was sie jetzt ist, und dazu Zeugin jener unsterblichen Thaten und Werke. Die Bauwerke machten mich staunen, die Hügel und Flußbeete trieben mir die Thränen in die Augen.

13. Oktober. Bei Nacht fester und langer Schlaf. Wache aber mit dem Gefühl der Verkühlung auf ... Mein Kopf ist einer solchen Masse von Eindrücken nicht mehr gewachsen. Gehe demungeachtet auf die Akropolis. Wir werden uns auf Athen beschränken müssen, da man im Lande jeden Deutschen für einen Baiern hält, und jeder Baier so verhaßt ist, daß man sie überall mißhandelt, verwundet, ja tödten würde, wenn nicht Hülfe zu rechter Zeit käme. So ist denn der Hauptzweck meiner Reise verfehlt. Ich werde den Parnaß, ich werde Delphi nicht sehen. Neun Tage Quarantäne halten zu müssen, um mich acht Tage in Athen herumtreiben zu können! Herumtreiben, denn auch hier kann man einsame Gegenden nicht besuchen, und auch diese nur von wohlbekannten angesehenen Personen begleitet. Ueberall begegnet man mißtrauischen, auflauernden Gesichtern. Also auf die Akropolis. Was man hier an Bauwerken sieht, macht im ersten Augenblicke einen kaum angenehmen Eindruck, den der Zerstörung. Erst in den folgenden Momenten baut sich an den Ueberbleibseln das Großartige neu empor.



Erinnerungen aus dem Jahre 1848.



Ich will meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahr 48 niederschreiben. Da tritt denn gleich von vornherein ein bedenklicher Unstern scheinbar hindernd entgegen. Ich habe an jenen Begebenheiten durchaus keinen Antheil genommen. Nicht allein, daß ich den Vorbereitungen und dem Ausbruch fremd blieb, eine mit meiner innersten Natur verbundene Empfindung hinderte mich sogar, den einzelnen Ereignissen Schritt für Schritt zu folgen. Menschen, die sich ihr ganzes Leben mit den reinen Verhältnissen der Kunst und Wissenschaft beschäftigt haben, überfällt gegenüber der jede Möglichkeit einer Berichtigung übersteigenden Verkehrtheit, leicht das Gefühl eines bis ins Innerste gehenden Eckels, und man weiß wohl, daß der Eckel die entnervendste Stimmung des menschlichen Wesens ist.

Wer wird aber mit solchen Stimmungen sein Betragen rechtfertigen? Warst du mit dem vormärzlichen Zustande zufrieden? Hast du keine Aenderung gewünscht? Glaubst du, daß der Mensch nicht Hand anlegen soll, um unleidliche, nichtswürdige Verhältnisse zu verbessern? Alle diese Fragen mit Ja beantwortet, muß doch bei allem Praktischen auf die Umstände Rücksicht genommen werden. Wäre der östreichische Staat ein compakter, von ein und demselben Volksstamme bewohnter, oder wären diese Volksstämme von dem Wunsche des Zusammengehörens und Zusammenbleibens beherrscht; wäre die Richtung der Zeit eine solche gewesen, daß ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke vorauszusetzen gewesen, ich hätte die Hand freudig zu jedem Reform-

versuch geboten, oder — um mir nicht zu viel Thatkraft anzudichten — wenigstens jeden solchen, wenn auch gewaltsamen Versuch mit meinen Wünschen und mit meinem moralischen Einfluß auf meine Landsleute unterstützt. So aber war — und gerade damals im höchsten Grade — von alle Dem das Gegentheil. Italien befand sich bereits im Aufstande; Ungarn erwartete nur das Signal zu einem gleichen; die lächerliche Nationalitätsfrage hatte allen Volksstämmen der östreichischen Monarchie eine centrifugale Bewegung eingedrückt; die Brandschriften der letzten zehn Jahre, die frischen Eindrücke der französischen Februarrevolution hatten eine solche Stimmung in der Masse verbreitet, daß bei jedem gewaltsamen Ausbruche ein Ueberschreiten alles vernünftigen Maßes mit Zuversicht vorausbestimmt werden konnte.

Aber ungeachtet jener Abhaltungsgründe mußte dem östreichischen Staate ein großer Theil der nöthigen Reformen gerade durch ruhiges Abwarten auf eine völlig gefahrlose Weise nothwendig zu Theil werden. Preußen befand sich durch frühere Versprechungen, durch die unvorsichtigen Redeübungen seines Königs, durch seine Stellung in der Mitte der allseitigen Bewegung, in der nothgedrungenen Lage, Dem, was die Zeit begehrte, nicht länger widerstehen zu können. Hörte aber Preußen auf, ein absoluter Staat zu sein, so mußte Oestreich entweder aus dem deutschen Bunde ausscheiden oder seinen Völkern Zugeständnisse machen, die, so gering sie gewesen wären, oder vielmehr gerade weil sie gering waren, den glücklichen Anfang zu einer fortschreitenden, dem Bildungsgrade der Nation angemessenen Entwickelung dargeboten hätten.

Man sage nicht — da auch in Preußen eine solche Umkehrung nicht ohne Unruhen vor sich gegangen wäre — es sei lieblos, von dem Schaden seines Nachbars Vortheil zu ziehen. Denn einerseits ist ja mit fremdem Schaden klug werden eine oft belobte Lebensregel; anderseits hat Preußen alles Das, was Oestreich fehlt, um eine solche Bewegung ohne nachhaltigen Schaden zu überstehen. Ein kompakter Staat, die

Einwohner zusammengehörig und jedem Trennungswunsche fremd, die innere Verwaltung nur geringer Verbesserungen bedürftig. So wie Frankreich aus allen innern Stürmen als das einige und mächtige Frankreich hervorgegangen ist, dürfte auch Preußen ähnliche, ohne Zweifel unendlich geringere Schicksalsprüfungen ungefährdet überstanden haben.

So viel von jenen Umwälzungsbestrebungen, dem Grundsatze nach. Geht man aber weiter zu den Mitteln der Ausführung, so zeigt sich, daß diese eben so kindisch als jene gefährlich waren, obwohl hierin die Voraussicht von der Wirklichkeit widerlegt worden ist. Aber bei der Ausführung eines Planes die vollkommene Absurdität seines ganz und gar absurden Gegners voraussetzen, kann doch nie eine vernünftige Berechnung genannt werden.

Kaiser Franz in seiner Engherzigkeit und Gedankensteifheit hatte beschlossen, seinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten. Kurzsichtig, aber in der Nähe scharf sehend, führt er zu diesem Ende einen Polizeidruck ein, der in der neuern Geschichte kaum ein Beispiel hat. Wenn er darin mit Ungarn eine Ausnahme machte, so war es theils die Macht der Gewohnheit, da Ungarn denn doch von jeher eine Constitution hatte, theils weil er hoffte, in dem dort herrschenden aristokratischen Prinzip ein Gegengewicht gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit zu haben. Er vergaß, daß in den Zeiten der Aufregung jeder durch die Vernunft nicht gerechtfertigte Enthusiasmus immer in den allgemeinen Strom einmündet und die Richtung der Zeit einschlägt, wie denn auch aus den ungarischen Aristokraten augenblicks die wüthendsten Demokraten geworden sind. Den Ungarn also ward Spielraum gegeben; auf den übrigen Provinzen lastete ein eiserner Druck.

Fürst Metternich, von Hause ein liebenswürdiger, geistreicher, aber in seiner ersten Epoche leichtsinniger, und sein ganzes Leben lang durch seine Gelüste (im bessern Sinne des Wortes) bestimmter Mann, war während der Regierung des

Kaisers Franz der entschiedenste Tadler jener beengenden Maßregeln seines Herrn gewesen. Er machte sich mit seinen Vertrauten über die Kleinkrämerei des östreichischen Staatswesens lustig, und seine Begeisterung für Lord Byron und ähnliche Geister zeigte deutlich, wie sehr seine ursprüngliche Natur allen Entwürdigungen der Menschennatur fremd war. Als aber Kaiser Franz starb, war er alt, bequem und hochmüthig geworden. Zehn Jahre früher hätte er vielleicht Reformen die Hand geboten und sie auch bei dem abgöttischen Ansehen, in dem er bei der Regierungsgewalt stand, durchgesetzt. Jetzt aber wußte er nichts als in dem alten Schlendrian fortzufahren. Er adelte die unfreiwillig adoptirten Maßregeln mit dem Ehrentitel eines Systems, verlor aber eben durch dieses System all jene Beweglichkeit des Geistes, die seine frühere Laufbahn so glänzend gemacht hatte. Der Umstand, daß er allein es war, der den elenden Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky stützte und hielt, reicht für sich schon hin, um allen Lobrednern Metternichs Stillschweigen aufzuerlegen.

Der Träger der Staatsgewalt, Erzherzog Ludwig, besaß fast alle jene guten Eigenschaften, die die Söhne Kaiser Leopolds zur ausgezeichnetsten Regentenfamilie ihrer Zeit machten. Er war von seinem Bruder Franz, gleich allem, was in dessen Nähe kam, niedergedrückt und in den Model der kaiserlichen Aehnlichkeit gepreßt worden, unterschied sich aber von jenem noch immer durch Gutmüthigkeit und Wohlwollen. Vielleicht hat ihn von Reformen nur abgehalten, daß er sich als den Verwalter fremden Guts betrachtete, und daß er die Gewalt als treuer Pfleger unvermindert eben so abgeben wollte, als er sie empfangen hatte.

Es war noch ein Mann da, Graf Kollowrat, eine Art Minister des Innern, der sich liberal geberdete, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre.

Alle diese Staatsmänner, so sehr sie auch freiwillig oder nothgedrungen das alte System fortsetzten, waren doch zugleich viel zu gutmüthig und zu human, um auch den alten Polizei-

druck fortsetzen zu wollen. Und Das hat sie zu Grunde gerichtet. Ihr, wenn gleich etwas spärlich fließendes, Billigkeitsgefühl hat die Märzregierung in Oestreich gestürzt. Das Regierungssystem Kaiser Franzens ließ sich nur ungetrennt von seinem Polizeisystem fortführen. Wie der Druck nachließ, schnellte die Feder von selbst in die Höhe.

So sehr nun die Polizeigewalt auf diese Art sich geschwächt fand, war sie noch immer ein Riese gegen die Veranstaltungen, die die liberale Märzparthei zur Durchsetzung ihrer Absichten ins Spiel setzte.

Daß die Landstände der verschiedenen Provinzen sich mit einander in Communikation setzten, um durch hartnäckiges Petitioniren gewisse, freilich mehr im eigenen, aber immer auch im Volksinteresse gemeinte Zugeständnisse durchzusetzen, war recht und gut, und zwar um so mehr das einzige richtige Mittel, als dadurch das Band zwischen den einzelnen Ländertheilen fester angezogen wurde. Die Bewegungen aber, die man im Mittelpunkte der Monarchie vorbereitete, um der Unschlüssigkeit der Regierung einen Anstoß zu geben, diese waren es, die ich unvorsichtig und zugleich kindisch genannt habe.

Ich muß hier eine Digression machen. Die ersten Revolutionen des neuern Europas, die amerikanische und die französische der neunziger Jahre, gingen mehr oder weniger von einer Nothwendigkeit, von einer Gefährdung der materiellen Interessen, von einer Bedrohung der Grundlagen alles Bestehens aus. Die spätern (mit Einschluß der Juli-Revolution) hatten ihren Grund mehr in dem verletzten Selbstgefühl der Nation, ja die allerletzte vielleicht geradezu in der Eitelkeit. Alles, was Louis Philipp that und unterließ, hat die Franzosen nicht so empört als der doktrinäre Hochmuth seines Ministers, des sonst so vortrefflichen Guizot. Etwas Aehnliches geschah in Oestreich. Die durch Robot und Zehnten, durch Abgaben und Finanzzustände am meisten getroffenen Klassen trugen ihr Schicksal in Geduld, aber die Gebildeten konnten

nicht mehr ertragen, als die Böotier von Europa angesehen zu werden, und als die Regierung bald nach der französischen Februar-Revolution einen offenbar offiziellen Artikel in die Staatszeitung einrücken ließ, in der nach leicht begreiflicher, aber auch gerechter Mißbilligung jener Vorgänge, zugleich angekündigt wurde, daß in Oestreich nichts geändert werden, vielmehr Alles beim Alten bleiben sollte, ging die Erbitterung des Publikums, das seine Wünsche mißachtet und sich selbst gewissermaßen verspottet fand, über alle Grenzen.

Zu diesem verletzten Selbstgefühle gesellte sich auch die Eitelkeit. Um nicht von Denjenigen zu sprechen, die bei einer Volksbewegung, oder in einem dadurch herbeigeführten Zustande eine Rolle zu spielen hofften, war das Streben nach Freiheit so sehr als Geist der Zeit anerkannt, daß alle Gebildeten sich nur dann dieses Namens werth erschienen, wenn sie in den allgemeinen Chorus mit einstimmten. Es ist überhaupt gar süß, sich dadurch aus seiner persönlichen Unbedeutenheit herauszuheben, daß man sich einer für erleuchtet geltenden Meinung anschließt und einer Richtung folgt, an deren Spitze die ausgezeichneten Männer des Jahrhunderts stehen. Daß in der vordersten Reihe sich die (s. v. v.) Schriftsteller befanden, versteht sich von selbst.

Was diese am meisten bedrückte, die Censur, bestand dem Grundsatze nach in derselben Strenge, wie unter Kaiser Franz; die Praxis aber war, freilich größtentheils nur wegen der Unausführbarkeit, unendlich milder geworden. Was die Lektüre fremder verbotener Schriften betraf, so war der Umlauf derselben, und zwar der gefährlichsten am meisten, so allgemein als irgendwo in der Welt. Ich habe selbst einen Fiaker auf dem Kutschbocke ‚Oestreichs Zukunft' lesen gesehen. Die Presse im Inlande wurde freilich auf jede Art überwacht. Aber einerseits gefiel sich Fürst Metternich darin, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes zu geben, und Männer von europäischem Rufe, wie Hofrath Hammer, oder Schriftsteller, die Zutritt in die Gesellschaft des Fürsten hatten, konnten so

ziemlich drucken lassen, was sie wollten; anderseits drückte man gar zu gern die Augen zu, wenn Oestreicher, namentlich Dichter, von einigem Ruf, ihre Werke im Auslande verlegen ließen. Sie brauchten dabei nur, als öffentliches Geheimniß, ihren Namen um eine Silbe zu verkürzen, oder einen falschen anzunehmen, um kaum befragt, am wenigsten aber angefochten zu werden. Ja, die Gewaltträger fühlten vielleicht sogar eine geheime Freude, daß ihre, wie sie glaubten, nothgedrungene Strenge, der Entwicklung der ausgezeichneteren Literatur denn doch nicht hindernd im Wege stehe. Eigentlich politische Schriftsteller konnten freilich auf weniger Nachsicht zählen.

Wenn nun auf die oben angedeutete Art für die ausgezeichneten Männer der Literatur gesorgt war, so fand sich eine andere Klasse dafür in der äußersten Bedrängniß, die unbedeutende nämlich, die, als solche, keine Verleger im Auslande finden konnte. In gleicher Lage befanden sich die dramatischen Dichter, die bei ihren Hervorbringungen hauptsächlich die Wiener Bühnen im Auge hatten, und denen die Gelegenheit entging, durch politische Anspielungen und ein ungewaschenes Maul die organischen Mängel ihres Talentes zu ersetzen.

Damit man nun nicht zweifeln konnte, woher der Wind eigentlich wehe, machten die Agitationen gegen die Censur den Anfang der ganzen Bewegung.

Da ich denn doch meine Erinnerungen niederschreibe, und der Vorgang ein Licht auf die Charaktere der meist Betheiligten wirft, will ich denn doch meinen Antheil an jener literarischen Agitation hieher setzen, und muß daher um einige Jahre zurückgehen.

Es erschienen einige Schriftsteller bei mir, die mich aufforderten, an einer gemeinschaftlichen Bittschrift um Milderung der Preßgesetze Theil zu nehmen. Ich weigerte mich anfangs, da ich, bei der bekannten Scheu der Regierung vor Associationen, im Voraus überzeugt war, daß dadurch die Sache nur schlimmer gemacht werden konnte, und Das, was viele

der andern, bei vielleicht gleicher Ueberzeugung, lockte, in den deutschen Journalen als Vorkämpfer des Liberalismus, gelobhudelt zu werden, mich keineswegs anzog. Da man jedoch weiter in mich drang, und ich weder den Anschein der Theilnahmslosigkeit oder gar der Wohldienerei auf mich laden wollte, willigte ich endlich ein. Es wurden Schriftstellerversammlungen im Hause des Hofrathes Hammer gehalten, eine Bittschrift verfaßt, geändert, angenommen und endlich der Tag zur Unterzeichnung festgesetzt.

Die Versammlung reihte sich in einem mehrfachen Kreise um das Sopha, auf dem in der Mitte, als Hausherr, Hofrath Hammer saß, ihm zu beiden Seiten Professor Endlicher und ich. Als es zur Unterschrift kam, beeilte sich Hofrath Hammer der Erste zu unterzeichnen, darauf folgte Professor Endlicher, diesem ich als Dritter, und sodann in bunter Reihe alle Anwesenden.

Die Bittschrift wurde dem Fürsten Metternich überreicht und hatte die Folge, wie vorauszusehen war. Der Fürst, in großmännischer Heuchelei, erklärte, daß dieses Gesuch seine besten Absichten durchkreuze. Man sei eben daran gewesen, eine Milderung der Preßgesetze eintreten zu lassen, aber das gemeinschaftliche Gesuch, als ein von den Gesetzen verpönter Schritt, mache vor der Hand jede Aenderung unmöglich, und es bleibe somit beim Alten.

Die Unterzeichner der Bittschrift — die, nebenbei gesagt, über das Mißlingen gar nicht so bestürzt waren, als bei ihrem Feuereifer vorauszusetzen war, so daß man wohl merkte, sie seien von der Fruchtlosigkeit ihres Schrittes im Voraus überzeugt gewesen — hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als das Gesuch mit den Namen der Unterzeichner in auswärtigen Blättern abdrucken zu lassen, um doch wenigstens der zweiten Hälfte ihres Wunsches, als Vorkämpfer der Freiheit zu gelten, nicht auch verlustig zu gehen.

Da bemerkte nun ich zu meinem Erstaunen, daß ich in der Reihe der Unterzeichner der Erste stand, indeß ich mir be-

wußt war, der Dritte unterschrieben zu haben. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Hofrath Hammer und Professor Endlicher ihre voranstehenden Namen durch einen Kunstradirer ausradiren lassen und sich in die Mitte des Haufens eingeschrieben hatten, so daß ich, der allein den Schritt mißbilligt, nun als Rädelsführer an der Spitze stand. Mir war dieß ziemlich gleichgiltig, aber, wie es scheint, den beiden Herren nicht.

Wie sehr das Bedauern des Fürsten Metternich bei seinem ablehnenden Bescheide reine Heuchelei war, zeigte eine bald darauf erscheinende Schrift von einem seiner Vertrauten, dem Baron Clemens Hügel, in der geradezu eine Verschärfung der Maßregeln gegen die Presse als unbedingt nothwendig dargestellt wurde.

Da der Verfasser, wie gesagt, ein Vertrauter des Fürsten Metternich war, und die Schrift vor der Veröffentlichung gewiß dem Fürsten vorgelegt und von ihm gebilligt wurde, so mußte die darin ausgesprochene Meinung nothwendig als die des Staatskanzlers gelten, und die Indignation des Publikums stieg aufs Höchste. Bauernfeld schrieb gegen diese Broschüre, und je derber, je gröber diese Abfertigung war, um so größer war ihre Wirkung. Die Sache ging ins Tagesgespräch über. Ueberhaupt hat die Eitelkeit Metternich so viel geschadet als sein Hochmuth. Die Gewaltherrschaft muß, wie in Rußland, wie in Oestreich unter Kaiser Franz, als ein Faktum, als eine keines Erweises bedürftige Nothwendigkeit dastehen; von dem Augenblicke, als sie sich vertheidigt, hat sie sich zu Grunde gerichtet.

Bauernfeld, der Verfasser der Streitschrift gegen Baron Hügel, hatte seit längerer Zeit angefangen, eine politische Rolle zu spielen, und ich kann nicht vermeiden von ihm zu reden. Er trat in die Literatur halb als Goethianer, halb als Tieckianer ein. Sein unvergleichliches Talent für das Einzelne wurde durch das Fließende seiner Natur in Bezug auf ein Ganzes sehr in Schatten gestellt. Nichts desto weniger

hatten seine ersten dramatischen Hervorbringungen noch immer viel Organisches. Sein erstes und vielleicht bestes Stück ging so ziemlich spurlos vorüber, weil bei Bauernfelds Armuth an Erfindung das nicht amüsirte Publikum über die Miniaturwelt von Empfindungspointen und Charakterzügen noch hinwegtölpelte. Ein zweites, noch immer im Zusammenhange gedachtes, gelang besser. Bei einem spätern habe ich ihn sogar genöthigt, einen dritten Akt hinzu zu schreiben, da er bei dem zweiten geradezu aufhören wollte. Bauernfeld besaß Verstand und literarische Rechtschaffenheit genug, um diesen Gebrechen seines Talentes entgegen zu arbeiten. Es zeigte sich aber bald, daß, wenn er sich einen leitenden Gedanken vorsetzte, das Einzelne steif und kalt gerieth, indeß er nur auf gut Glück in den Tag hinein schreiben durfte, um alle Theile sprühend von Leben und Interesse zu gestalten. Während er noch so mit sich selber im Kampf war, tauchte das sogenannte junge Deutschland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles sagen zu können, was einem in den Mund kam, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu sein, war Alles, was er verlangte, und er gab sich von da an einem dissoluten Wesen hin, dessen Hintergrund doch immer eine Art Verzweiflung an sich selbst bildete, wie einer sich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen seines Hausstandes zu entfliehen. Um aber Alles zu sagen, was einem in den Mund kommt, muß man es vor Allem auch sagen *können*, und er ward von da an der Wüthendste unter den Gegnern der Censur. Ja, als in der Folge in Deutschland die politische Poesie an die Tagesordnung kam, und Bauernfeld merkte, daß die politischen Anspielungen dem Publikum die willkommensten waren, gerieth er aus der literarischen Agitation von selbst in die politische, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigstens nicht, daß er vor seinem dreißigsten Jahre eine politische Zeitung überhaupt nur gelesen hat. Dieser psychologisch bedingte Hergang blieb übrigens für Bauernfeld ein Geheimniß, denn er war von Hause aus ein rechtschaffe-

ner Mensch, und die Lust an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren ist, hat ihn wohl selbst über den Zusammenhang getäuscht.

Uebrigens ging ihm viel hin, was man Andern sehr übel genommen hätte. Der allerhöchste Hof liebte nämlich im Theater — zu lachen, und da ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab, gefiel man sich darin, ihn für einen polternden Sprudelkopf zu halten, dessen Reden ohne Consequenz seien. Durch seinen Freund Baumann war Bauernfeld mit dem Minister Kollowrat in Verbindung gekommen, der in Opposition mit dem Fürsten Metternich den Liberalen spielte und Bauernfelds unzusammenhängende Ausbrüche mit Wohlgefallen anhörte, um so mehr, als dessen anfeindender Grimm sich besonders gegen seinen Vorgesetzten, den Finanzpräsidenten Baron Kübeck, wendete, den Kollowrat gleichfalls haßte, und kurzsichtig genug war, nur seinen persönlichen Feind verspottet zu glauben, wo Bauernfeld das ganze System, seinen hohen Gönner mit eingeschlossen, im Auge hatte.

Weit entfernt sei es von mir, hier Bauernfeld anschuldigen zu wollen. Obgleich bei seiner Verbindung mit Graf Kollowrat er vielleicht an den späteren Ereignissen mehr Antheil hatte, als ich weiß und vielleicht jemals jemand erfahren wird. Er hat in vollkommener Unschuld gehandelt, nur von einer ihm angebornen zappelnden Unruhe getrieben. So wie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Mensch, in dem höheren Bereiche, an eigenen Gedanken. Er hat immer nur mit fremden gerasselt. An den Modeworten zu zweifeln, fiel ihm nicht ein, so wie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angezettelten Verwicklungen etwas Uebles entstehen könne. Als das Ueble später eintrat, hat er sich allerdings auf eine grauenhafte Art dagegen verhärtet, wie später vorkommen wird, da war aber schon ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter so viel Aufregungen befiel und selbst heute ihn nicht ganz verlassen hat. Nicht zu leugnen ist übrigens, daß schon seit längerer Zeit

seine liebenswürdige Gutmüthigkeit einer halb künstlichen Unverschämtheit Platz gemacht hatte, die mich allmählig immer mehr von ihm entfernte.

Ich muß wieder auf Bauernfeld zurückkommen, obwohl ich fühle, daß ich ihm dadurch mehr Bedeutung beilege, als er hatte. Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Insel zur andern übertragen. So wie er in den höheren Regionen mit Graf Kollowrat, war er, nur auf eine unendlich innigere Art und seit der Jugendzeit, mit Baron Doblhoff, dem Vorfechter der niederöstreichischen Stände und ehemaligen Minister, in Verbindung. Er wohnte bei ihm und war sein Freund und Vertrauter. Doblhoff hat zwar gegen mich wiederholt seine Mißbilligung von Bauernfelds Uebertreibungen zu erkennen gegeben, nichts desto weniger aber hatte dieser vielen Einfluß auf ihn, schon aus Achtung für Bauernfelds — damals bereits oberflächlich gewordenen — gutmüthigen Charakter und für dessen unbestrittenes Talent. Die Machinationen der Landstände waren bereits im vollen Gange, es sollten aber auch noch sonst die Gemüther präparirt werden. Man verfiel darauf, Abendgesellschaften bei Baron Doblhoff zu veranstalten, in denen politische, aber auch literarische Gegenstände besprochen werden sollten, in der ostensibeln Absicht, der wirklich gar zu insipiden Wiener-Conversation eine bessere Richtung zu geben. Ich wurde auch dazu geladen, und da die meisten Gäste meine näheren Bekannten waren, ging ich einige Male hin. Die Unterhaltung wollte aber in keinen rechten Gang kommen, aus dem einfachen Grunde, weil niemand etwas Besonderes zu sagen wußte. Unter den Anwesenden, die alle später politische Rollen gespielt haben, ist mir nur der ältere Baron Stifft aufgefallen, der gut sprach, weil er offenbar consequent dachte, und Graf Thun, der heutige Kultusminister. Letzterer weniger durch Das, was er sagte, als durch das sichtbare Bestreben, die von andern vorgebrachten schwankenden Phrasen auf eine präzise Geltung zu bringen. Mit Letzterem bin ich ein Jahr später (1847)

auf dem Linzer Dampfschiffe wieder zusammengekommen. Ich erinnere mich, ihm damals gesagt zu haben, daß er mir ganz zu einem Deputirten auf einem Reichstage gemacht scheine, wobei wir beide keine Ahnung hatten, daß ein Reichstag uns so nahe bevorstand. Ueberhaupt scheint Graf Thun ein vortrefflicher Mensch, dem auch die Gemüthsseite nicht mangelt, welch letztere ihn übrigens auch Vorurtheilen zugänglich macht. So hat er früher schon in einer böhmisch geschriebenen Broschüre die czechische Nationalität in Schutz genommen, welche Nationalität nur den Fehler hat, daß sie keine ist, so wie die Czechen keine Nation sind, sondern ein Volksstamm und ihre Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Dialekt. Auch ultramontane Ueberzeugungen scheinen dem vortrefflichen Manne nicht fremd zu sein.

Die Gesellschaft bei Doblhoff bestand theils aus niederöstreichischen Landständen, die von dem literarischen Theile der Unterhaltung nicht sehr erbaut schienen, theils aus Mitgliedern des politisch-juridischen Lesevereins; letztere von den Riesenfortschritten der Welt und besonders Deutschlands in den letzten zwanzig Jahren innigst überzeugt und ihrer Ueberzeugung durch bereits vorgefundene Phrasen Luft machend.

Dieser juridisch-politische Leseverein war vor Kurzem durch junge strebende Männer aus den beiden genannten Fächern gegründet worden. Graf Sedlnitzky, dem wenigstens die Nase des Spürhunds nicht fehlte, wollte durchaus seine Einwilligung nicht geben. Aber der überzuckerte Graf Kollowrat und selbst Fürst Metternich, der, wie schon bemerkt, es liebte, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes in die Welt zu schicken — der allenfalls den Barrabas freigab, um Christus kreuzigen zu können — nahmen sich der Sache an, und diese Pulvermühle für eine künftige Explosion wurde gegründet.

Da ich wohl fühle, aus aller Folge herausgekommen zu sein, und eben von den Liberalitäts-Paroxysmen des Fürsten Metternich die Rede ist, will ich die Entstehung der Wiener Akademie der Wissenschaften hieher setzen, und zwar um so

mehr, als sie gerade in diese Zeit fällt, und ich in gegenwärtigen Aufzeichnungen keinen andern Ort für sie weiß. Diese Akademie der Wissenschaften ist eigentlich von den galizischen Bauern gegründet worden. Damit verhielt es sich so: Baron Hammer hatte, wahrscheinlich aus Eitelkeit, Präsident einer Akademie zu heißen, seit lange Alles in Bewegung gesetzt, um eine solche in Wien zu Stande zu bringen. Man war jedoch seit lange gewohnt, auf die Einfälle des verdienstvollen, aber unbesonnenen und turbulenten Mannes keine Rücksicht zu nehmen. Ungefähr um diese Zeit griff Professor Endlicher die Sache auf. Als ein verständiger Mann, der er war, änderte er jedoch den Gedanken dahin, daß er statt einer Akademie, wozu alle Elemente fehlten, eine vom Staat unterstützte Privatgesellschaft für gemeinsame literarische Arbeiten gründen wollte. Bei einer zu diesem Zwecke gehaltenen Versammlung, zu der man aus jedem Fache Einen und aus dem schönwissenschaftlichen mich zuzog, konnte man aus der Statur der Flügelmänner das Maß der künftigen Compagnie mit Grauen wahrnehmen. Ich suchte anfangs mich und überhaupt alle Dichter, als nicht in eine solche Gesellschaft gehörig, auszuschließen, um so mehr als meine poetischen Nebenmänner: Baron Zedlitz, Baron Münch und allenfalls der Erzbischof Pyrker sich in einer Stellung zum Hofe befanden, daß ein Anschluß zu etwas, was dem Hofe mißfällig war, bei ihnen gar nicht vorausgesetzt werden konnte. Die Gesellschaft war anderer Meinung, und ich fügte mich. Das gemeinschaftliche Gesuch ward übergeben, und es war nicht mehr die Rede davon. Da entstand der Aufstand in Galizien. Die treugebliebenen Bauern mordeten, sengten, wütheten, offenbar von den Lokalbehörden unterstützt, welch letztere deßhalb gar nicht zu tadeln sind, da die Staatsgewalten alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatten, und die bedrohten Landbeamten ihren einzigen Schutz in den gegen die Gutsherrn wüthenden Bauern fanden. Ein Aufschrei des Entsetzens über diese Gräuelscenen ging durch ganz Europa. Da fällt auf

einmal wie vom Himmel herunter die Stiftung der Akademie der Wissenschaften. Fürst Metternich wollte eben der öffentlichen Stimmung eine andere Richtung geben, dem Brandschaden des Staates ein liberales Pflaster auflegen, und dazu war ein solch wissenschaftliches Zugeständniß wie gemacht.

In diesen widersprechenden Richtungen bewegte sich der östreichische Staat, als die Februar-Revolution in Paris ausbrach. Ohne sie wäre in Oestreich, ja vielleicht in ganz Deutschland trotz des albernen Kokettirens von Seite des Königs von Preußen die Entwicklung auf wer weiß wie lange hinausgeschoben geblieben, nun hatte man aber ein Muster der Nachahmung, und man ging ans Werk. In Wien waren es die niederöstreichischen Landstände (siehe Baron Doblhoffs Abendgesellschaften), der juridisch-politische Leseverein und sämmtliche schlechte Schriftsteller, die das aktive Contingent stellten. Eine Straßendemonstration bei Gelegenheit des bevorstehenden niederöstreichischen Landtages ward abgekartet, und dabei die Studenten an die Spitze gestellt, weil sie als alberne Jungen allein bereit waren, ihre Pfoten für die brennend heißen Kastanien herzuleihen. Die Sache wurde auf der Straße besprochen, Jedermann wußte es, Tag und Stunde war bestimmt. Ich erinnere mich, mehreren der Verschwornen, die ich alle mehr oder weniger kannte, geradezu ins Gesicht gelacht zu haben. Glaubt ihr denn, die Behörden werden es zu eurer Demonstration kommen lassen? sagte ich ihnen. Diese brauchten nämlich nur den Landtag hinauszuschieben, oder den Vätern der hitzigsten Studenten den Rath zu geben, ihre Buben zur Zeit aufs Land zu schicken, und in der Zwischenzeit einige Bereitwilligkeit zu Reformen blicken zu lassen (welch Letzteres auch wirklich, aber nur zu spät, in einem am 12. März erflossenen Höchsten Handschreiben geschah), um alle Vorbereitungen avortiren zu machen. Das Nichtvorauszusetzende trat aber wirklich ein. Es wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, und der Krawall des 13. März fand Statt.

die Monarchie an den Rand des Abgrunds gebracht, indem er die Gassenbüberei zu einer Revolution stempelte. Von da an war kein Halt, um so mehr, als man den Fürsten Metternich absetzte, der bei allen seinen Fehlern doch noch der Einzige war, der Kopf und Energie gehabt hätte, dem Fortrollen Maß und Ziel zu setzen. Ein Opfer war nothwendig, dazu wäre aber auch der Polizeipräsident Graf Sedlnitzky hinreichend gewesen, der allgemein verhaßt und wirklich größtentheils schuld an allen Uebeln war.

Uebrigens muß ich meinen Landsleuten das Zeugniß geben, daß sie sich in der ersten Zeit mit einer Liebenswürdigkeit benommen haben, daß man jeden Einzelnen hätte küssen mögen. Ich fing schon selbst an, meinen Besorgnissen zu mißtrauen. Mit so gutmüthigen Leuten, schien es, könne man die gefährlichsten Experimente anstellen. Als aber am dritten Tage die Ungarn kamen und sich von der Gesammtmonarchie losrissen, und die Menge, die Das wußte, ihnen Vivats und Eljens zurief, da merkte ich, daß die Dummheit oder vielmehr Unbesonnenheit, mit Unwissenheit gepaart, gefährlicher ist als die Schlechtigkeit, und war überzeugt, daß wir verloren seien.

Uebrigens war es die lustigste Revolution, die man sich denken kann. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, bewegte sich die ganze Population den Tag über auf den Straßen. In der Nähe der kaiserlichen Burg angekommen — die indessen mit Militär und Kanonen besetzt worden war — erhob die Menge ein lautes Jubelgeschrei, so daß die im Innern Abgeschlossenen jeden Augenblick glaubten, es gehe an ihr Leben, und Alles bewilligten, was einzelne Unverschämte, die sich als Deputirte darstellten, nur irgend zu begehren Lust hatten. Ueberhaupt war es Mode geworden, daß Jeder, dem es beliebte, in die Burg Einlaß begehrte, dort in den Tisch schlug und den Erzherzögen Grobheiten sagte.

Am ernsthaftesten, aber freilich auch am absurdesten nahmen es die Studenten, die sich als die Helden der Bewegung betrachteten. Da man mit Ertheilung der Constitution zögerte,

wollten sie die Burg stürmen. Sie dachten dabei weniger an den Sieg als an die Ehre, für die Freiheit zu sterben. Sie stritten sich um den ersten Platz beim Angriff. Ich habe mich überzeugt, daß die Jüngern und Schwächern begehrten, vorangestellt zu werden, damit, wenn sie erschossen wären, die Aeltern und Stärkern sich auf die Kanonen werfen könnten, ehe man noch Zeit hätte, wieder zu laden. Ein nichts weniger als aufgeregter Professor sagte mir: Ich bin überzeugt, sie nehmen die Burg ein. Endlich erschien das Versprechen einer Verfassung. Der Kaiser fuhr durch die Stadt. Jubel, Vivats, Anhänglichkeit, Liebe, Treue überall, und zwar aus reinem Herzen.

Ich selbst war zur Passivität verdammt. Da meine Ueberzeugungen in Allem das Gegentheil von der allgemeinen Begeisterung waren, so fehlte mir jeder Anhaltspunkt der Verständigung. Ich begrüßte die Freiheit in einem Gedichte an mein Vaterland, wobei ich es aber nicht an den eindringlichsten Warnungen fehlen ließ, besonders vor der Nachahmung der Albernheiten und Schlechtigkeiten Frankreichs und des übrigen Deutschlands. Man nahm das Gedicht gut auf, sogar die Warnung, ohne aber eine Ahnung zu haben, daß man einer solchen bedürfe.

Hier wäre der Ort, mich über meinen Mangel an Begeisterung für die Freiheit zu rechtfertigen. Der Despotismus hat mein Leben, wenigstens mein literarisches, zerstört, ich werde daher wohl Sinn für die Freiheit haben. Aber nebstdem, daß die Bewegung des Jahres 48 mein Vaterland zu zerstören drohte, das ich bis zum Kindischen liebte, schien mir auch überhaupt kein Zeitpunkt für die Freiheit ungünstiger als der damalige. In Deutschland, das immer von Fortschritten träumte, hatte die ganze Bildung einen solchen Charakter von Unfähigkeit, Unnatur, Uebertreibung und zugleich von Eigendünkel angenommen, daß an etwas Vernünftiges und Maßhaltendes gar nicht zu denken war, und doch war Hundert auf Eins zu wetten, daß die Literatur, wenigstens

anfangs, an der Spitze der Bestrebungen stehen werde, ich sage: anfangs, weil gerade durch das Unausführbare ihrer Theorien der im zweiten Gliede stehenden Schlechtigkeit Thür und Thor geöffnet werden mußte. Zur Freiheit gehört vor allem gesunder Verstand und Selbstbeschränkung, und gerade daran fehlte es in Deutschland. Oestreich hatte trotz seiner Censur das Uebergreifen der deutschen literarischen Absurditäten nicht verhindern können, und wenn die Wiener von „Aufgehen in Deutschland" träumten, so war es größtentheils, weil sie hofften, das deutsche wissenschaftliche Gebräu mit leichter Mühe und vollen Löffeln in sich hineinschlingen zu können. Deßhalb war ich auch zur Passivität verdammt; denn hätte ich gesagt: Was ihr für Weisheit haltet, ist Unsinn; — es hätte mir Niemand geglaubt. Vor Allem, weil ich alt, und der Fortschritt nur in der Jugend beglaubigt war.

Erinnerungen an Beethoven.



(1844—1845.)

Ich lese einen Aufsatz von Herrn L. Rellstab: „Beethoven" überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist. Diese Anschuldigung gilt nicht Herrn Rellstab, der ohne Zweifel Alles, was ihm Beethoven sagte, bis auf die Worte getreu niederschrieb. Die Ursache dürfte vielmehr in dem traurigen Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen, und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.

Das erstemal daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 5 gewesen sein — und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Joseph Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit, höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hülfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst oder

ob Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abbé Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen anfing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abt Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war im dumpfen Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtniß völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abt Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles Das hingezogen hätte.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemiethet. Beide Abtheilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Thüre hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Thür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut

auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle andern Gelegenheiten abgeschnitten waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein Niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Thüre nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausgangs durch den Garten bedienen würden: Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauf folgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung inne hatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Lüderlichkeit berüchtigten Bauers, Flohberger hieß er. Dieser Flohberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Lise. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flohbergers Hofthore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernbursche gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignoriren in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächstemal wieder am Hofthore stehen zu bleiben. Ja, sein Antheil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängniß gesetzt wurde (Kotter genannt), Beethove

sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Rathsherrn so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit lange verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegel'schen Gilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man sagte, sie projektirten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem anhaltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas Anderes als — allenfalls gut versifizirte — Phantastereien erwarten konnte.

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Oeffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven ein Opernbuch zu schreiben.

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Compositionen, unbeschadet ihres hohen Werthes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien; ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch im Stande sei, eine Oper zu componiren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der eine bewegte sich in dem Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft.

Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend da lagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.

Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektirenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigenthümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Compositeur früher über den Stoff zu conferiren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später Einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freistand, das Buch zu componiren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzuthun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die Anforderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgend einer Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens — derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat — zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn, in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Thüre, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, rei-

mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücke des Wohlwollens und der Achtung und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werk lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu componiren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte: wo soll Das hinführen? Obwohl ich die Nothwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständniß er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Contrakt mit mir zu schließen. Die Vortheile aus der Oper sollten gleich zwischen uns getheilt werden u. s. w. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich — Uhland ausgenommen — für das Beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesammt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtodten ein einziger Band ihrer Reisenovellen und Phantasiebilder). Am Wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Contrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Contraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigenthumsrecht auf das

Buch ihm, Wallishauser, abtreten, er würde dann das Weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon prävenirt sei. Ich war froh, der Sache los zu werden, ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, cedirte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Contrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht; muß es aber glauben, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetzte Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern. Ich erwähne alles Dieß nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellstab sagte: „er habe anders gewollt, als ich". Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu componiren, daß er schon auf die Anordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir Jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Composition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor das seine, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wild-naiven, gutmüthigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Thoren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem

er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.

Später sah ich ihn — ich weiß nicht mehr, wo — nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: Ihre Oper ist fertig. Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht aufs Leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, in schwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging.

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege und seine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der Schauspieler Anschütz an seinem Grabe halten sollte. Ich war um so mehr erschüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, suchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuschreiben. Ich war

in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da that es einen starken Fall in meinem Innern, die Thränen stürzten mir aus den Augen, und — wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte — ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und Beethoven war nicht mehr unter uns!

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Aeußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht Das interessirt, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßstab für Künstlerwerth abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig eben so voll von Künstlern, als es in der That leer ist. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes, bereits im Talent gegebene, gleichsam gebundene Denkvermögen zu gute, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, schrieb er den ersten Theil des Faust; als das ganze Reich des Wissenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von Einzelnem, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schillern sehr hoch hielt, daß er das Loos der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries, weil sie ein weiteres Gebiet hätten; endlich daß Webers Euryanthe, die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien. Im Ganzen dürften es doch Webers Erfolge gewesen sein, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben. Er hatte sich aber so sehr an einen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt im Stande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand keines,

weil es für ihn keines gab. Es hätte ihn doch sonst Einer der vielen Stoffe, die ihm Herr Rellstab vorschlug, besonders eh ihn noch Mängel der Ausführung zurückschrecken konnten, wenigstens in der Idee anziehen müssen.

Mein Opernbuch, als dessen Eigenthümer ich mich nicht mehr betrachten konnte, kam später durch die Buchhandlung Wallishauser in die Hände Konradin Kreutzers. Wenn keiner der jetzt lebenden Musiker der Mühe werth findet, es zu componiren, so kann ich mich darüber nur freuen. Die Musik liegt eben so im Argen als die Poesie, und zwar aus dem nämlichen Grunde: dem Mißkennen des Gebietes der verschiedenen Künste. Die Musik strebt, um sich zu erweitern, in die Poesie hinüber, wie die Poesie ihrerseits in die Prosa. Dieß weiter auseinanderzusetzen scheint nicht an der Zeit, so lange Kunstphilosophen, Kunsthistoriker — ich denke hier an Gervinus und ähnliche Halbwisser, die die Unfähigkeit für ihr eigenes Fach als eine Befähigung für jedes fremde ansehen, — so lange derlei sachunkundige Schwätzer den deutschen Kunstboden inne haben. Von dem gesunden Sinne der Nation ist übrigens zu erwarten, daß sie sich der Herrschaft der Worte baldmöglichst entziehen und wieder auf Sachen und Thaten zurückkommen werde.

Zum Schlusse noch ein paar Reimzeilen, die ich vor Kurzem niedergeschrieben und für die ich keine bessere Stelle weiß:

Es geht ein Mann mit raschem Schritt, —
Nun freilich geht sein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all sein Streben ist nach vorn;
Ein Strom will hemmen seinen Muth,
Er stürzt hinein und theilt die Fluth;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß Jedem bangt,
Ein Sprung — und sieh' da, unverletzt
Hat er den Abgrund übersetzt. —

Was Andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.[1]

Rede am Grabe Beethovens.

(29. März 1827.)

Indem wir hier am Grabe dieses Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesammten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte Dessen, was uns übrig blieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüthe. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bach's, von Haydn und Mozart's unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

[1] Vgl. Bd. I, S. 180.

Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, Alles hatte er durchmessen, Alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demüthiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergetheilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude schöner Götterfunken", du Schwanengesang! Muse des Lieds und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am Leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüths keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen Alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an

unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungebornen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

Rede am Grabe Beethovens bei der Enthüllung des Denksteines.

(Herbst 1827.)

Sechs Monden sind's, da standen wir hier an demselben Orte; klagend, weinend: denn wir begruben einen Freund. Nun wir wieder versammelt sind, laßt uns gefaßt sein und muthig: denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichen in der Ewigkeit unbesegeltes Meer. Ausgezogen, was sterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geschichte. Nicht von ihm sei unsere Rede, sondern von uns.

Wir haben einen Stein setzen lassen. Etwa ihm zum Denkmal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unsre Enkel wissen, wo sie hin zu knieen haben, und die Hände zu falten, und die Erde zu küssen, die sein Gebein deckt. Einfach ist der Stein, wie er selbst war im Leben, nicht groß; um je größer, um so spöttischer wäre ja doch der Abstand gegen des Mannes Werth. Der Name Beethoven steht darauf, und somit der herrlichste Wappenschild, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürstenhut. Und somit nehmen wir auf immer Abschied von dem Menschen, der gewesen, und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und bleiben wird.

Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung in dieser geistesarmen Zeit. Ihr, die ihr versammelt seid an dieser

Stätte, tretet näher an dieß Grab. Heftet eure Blicke auf den Grund, richtet alle eure Sinne gesammt auf Das, was euch wissend ist von diesem Mann, und so laßt, wie die Fröste dieser späten Jahreszeit, die Schauder der Sammlung ziehen durch euer Gebein, wie ein Fieber tragt es hin in euer Haus, wie ein wohlthätiges, rettendes Fieber, und hegt's und bewahrt's. Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Heiliget euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach Einem trachtend, um Eines sorgend, für Eines duldend, alles hingebend für Eines, so ging dieser Mann durch das Leben — Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß — Aergerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels.

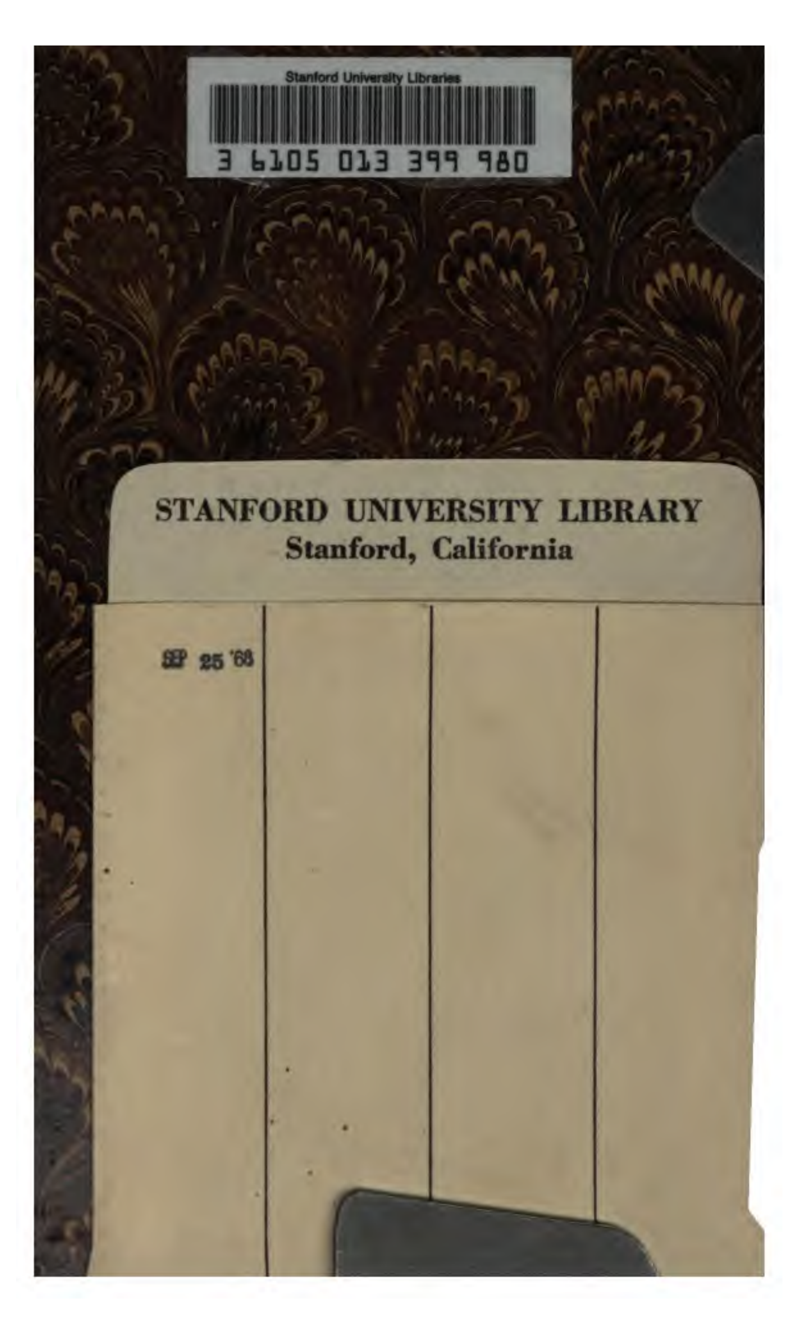
Register zu Band I—XVI.

(Die Bände sind mit römischen, die Seitenzahlen mit arabischen Ziffern bezeichnet.)








Stanford University Libraries
3 6105 013 399 980
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California
SEP 25 '68

